This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

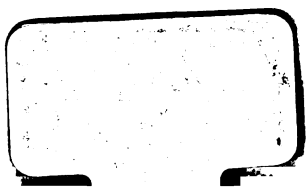
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. h. 5.



Tiel 114 Hopeless

Ludwig Uhland

von

Friedrich Notter.

L. Uhland.

Ludwig Uhland.

Sein

Leben und ſeine Dichtungen

mit

zahlreichen ungedruckten Poeſien aus deſſen Nachlaß

und einer Auswahl von Briefen.

Von

Friedrich Notter.

Mit Uhland's photographiſchem Bilde.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1863.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede.

Dreimal in meinem Leben iſt mir, ohne daß ich, der ferner Stehende, es irgendwie erwartet, viel weniger geſucht hätte, die Aufforderung geworden, mich über Uhland öffentlich auszuſprechen; das erſtemal ſchon vor einundzwanzig Jahren durch den längſt verſtorbenen Profeſſor Ludwig Bauer als Herausgeber des Werkes „Schwaben wie es war und iſt", Karlsruhe 1842; das zweitemal am Tage, nachdem die Nachricht vom Tode des Dichters in Stuttgart eingetroffen, durch die Redaktion des Schwäbiſchen Merkur; das drittemal, zu Ende vorigen Dezembers, durch die Verlagshandlung gegenwärtigen Buches.

Jedesmal habe ich mich durch den mir zugekommenen Wunſch geehrt gefühlt, aber auch die mir entgegentretenden Schwierigkeiten keineswegs überſehen.

Bei dem jetzt vorliegenden Werk waren dieſelben beſonders groß. Es lag in der Natur der Sache, daß die Verlagshandlung möglichſt ſchnelle Erſcheinung deſſelben wünſchte; es hält aber äußerſt ſchwer, ein Buch, deſſen Stoff, ungeordnet von außen her zuſtrömend, nur ſehr ſpät vollkommen überſchaut werden kann, zu einem gegliederten Ganzen zu machen, wenn dem Verfaſſer hiezu nicht unbeſchränkte Muße gegönnt iſt. Ja es kann ſein, daß er zu bedauern hat, irgend einen bezeichnenden Zug aufgenommen zu haben, weil ihm ſpäter ein in gleicher

Richtung noch bedeutenderer kund wird, den er ſehr ungerne wegläßt, durch deſſen Aufnahme er ſich aber dem Vorwurf ausſetzt, eine dem Weſen nach gleiche Sache ſei von ihm wiederholt dem Leſer vorgelegt worden.

Noch ſchwerer hält es, ſich über einen Mann, den die ganze Nation mit Begeiſterung als einen ihrer Lieblinge und Heroen feiert, während gleichwohl einzelne Handlungen ſo gut als einzelne Geiſtesſchöpfungen deſſelben ſehr verſchieden beurtheilt werden, unmittelbar nach deſſen Tode mit genügender Objektivität auszuſprechen; dem ſpätern Biographen wird Dies unendlich leichter ſein. Mehr als Ein Wohlmeinender hat mir daher, in richtiger Würdigung dieſer Schwierigkeit, gerathen, diejenigen Thatſachen aus Uhlands Leben, in Bezug auf welche die Urtheile ſehr auseinander gehen, nur einfach, ohne Beifügung eigener Anſicht, in mein Buch einzutragen. Aber ſolche Entmündigung meiner ſelbſt, gegenüber einem Karakter, von welchem ich eignen Mundes ſage:

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,

ſchien mir unwürdig. So weit meine Kraft ging, wollte ich ein lebendiges Bild des Hingeſchiedenen, nicht blos eine Regiſtratur für deſſen künftigen Lebensbeſchreiber geben.

Endlich bin ich mit Uhland, ſo häufig und freundlich auch unſere Berührungen waren, in keinem ſolchen Verkehr geſtanden, daß mir in jeder Beziehung ein ſicherer Blick in ſein Weſen geſtattet worden wäre; denn faſt im gleichen Augenblick wo ich, nach mehrjähriger Abweſenheit aus Stuttgart, ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, ſchieden ſich unſere gegenſeitigen Wohnorte auf immer von einander, und beſonders war der meinige, bis zum Jahr 1848 ein abgelegenes ländliche Familiengut, nicht

geeignet, einen eigentlich vertrauten Umgang mit Jenem zu unterhalten.

In letzterer Beziehung ist mir jedoch allerdings durch Andere in sehr reichem Maß zu Dem verholfen worden, was nicht schon mein persönliches Verhältniß zu dem Verstorbenen mit sich brachte. Nicht nur daß mein verstorbener Lehrer und Freund, Gustav Schwab, bereits von der Gymnasialzeit an mein Gedächtniß mit einer Menge einzelner Züge zu Uhlands Bild ausgerüstet hatte, wie er es denn auch war, der mich im Sommer 1829 persönlich mit demselben bekannt gemacht, ist man mir nach des Dichters Tode von den verschiedensten Seiten her, sowohl durch mündliche Mittheilung, als durch Ueberlassung schriftlicher Reliquien, auf's Freundlichste entgegen gekommen. Vor Allem habe ich in dieser Beziehung Uhlands verehrter Frau Wittwe, seinem Neffen, Herrn Rechtskonsulent L. Meyer, seinem vertrauten Freund, Herrn Oberjustizrath K. Mayer, und seiner Kousine und Kindheitsgefährtin, der verwittweten Frau Obertribunalräthin Weisser, meinen innigsten Dank zu sagen; neben diesen noch insbesondere der Schwab'schen Familie, dem Herrn Hofrath Theobald Kerner, der mich aus dem Nachlaß seines verstorbenen Vaters auf's Bereitwilligste unterstützte, den Herren Rechtskonsulent Schott (Sohn Alberts S.) in Stuttgart, Professor Haßler in Ulm, Professor Fichte in Tübingen. Ihre Beiträge setzten mich in den Stand, hier neunundzwanzig bisher ungedruckte Poesien* Uhlands, worunter das Fragment eines Trauerspiels, „Alfer und Auruna", ein komisches „Nachspiel" zu Kerners Schatten-

* Ein Theil derselben ist schon in meinem Nekrolog im Schwäbischen Merkur aufgenommen.

ſpiel „König Eginhard“, die ergänzende Skizze zu dem bekannten dramatiſchen Bruchſtück „Schildeis“ — ſo wie eine nicht viel geringere Zahl höchſt bezeichnender Briefe vom frühen Jünglings- bis zum hohen Greiſenalter des Hingeſchiedenen der Oeffentlichkeit zum erſtenmal zu übergeben. Leider konnten, da die Zeit zum Abſchluß des Werkes drängte, nicht mehr alle in meine Hand gegebenen brieflichen Mittheilungen Uhlands, z. B. an Eduard Mörike, an Ludwig Seeger u. ſ. w. abgedruckt werden; aus gleichem Grunde blieb eben ſo wenig Raum zu einer umſtändlichern Beſchreibung von Uhlands Begräbnißfeier gegeben.

Daß mich, wenn ich Uhlands Leben und Wirken ſchildern wollte, der durch die Sache gebotene Standpunkt an die deutſche Nation, nicht an irgend einen engern, kleinere Rückſichten fordernden Kreis wies, liegt in der großen Bedeutung jener Wirkſamkeit. Ob ich in der Art, wie ich mit den mir zu Gebot ſtehenden Mitteln dieſem Standpunkt gerecht zu werden ſuchte, glücklich oder unglücklich geweſen, möge das Publikum entſcheiden. Jedes perſönlichere Gefühl aber, in deſſen Sinn ich vielleicht nicht ganz geſprochen, ſei hiemit von mir freundlich um Nachſicht gebeten.

Stuttgart, an Uhlands Geburtstage,
den 26. April 1863.

Der Herausgeber.

Prolog.

Gesprochen im Stuttgarter Liederkranz

den 21. Dezember 1862.

Es ist ein Geist empor gestiegen,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Der sich voran in heil'gen Kriegen
Für Recht und Freiheit hat gestellt;
Ein Kämpfer, dem, daß man ihn zähle
In der erlauchtsten Streiter Schaar,
Nur noth die Hälfte seiner Seele,
Wie dem Bertran de Born einst, war —

Ein Sprecher, der am gleichen Tage,
Wo ihn durchquoll der Lieder Kraft,
Der Niedern Schweigen rief zur Klage,
Der Hohen Macht zur Rechenschaft;

Der ſtrenge ihrer Pflicht gemahnet
Die Kön'ge und das Volk zugleich,
Und herzbewehrend angebahnet
Ein großes deutſches Brüderreich.

Doch ſo wie jene ernſten Klänge
Durchquollen ihn die milden auch,
Des Frühlings liedervoll Gedränge,
Der Minne weicher, zarter Hauch.
Wer wird wie er von Liebe ſingen,
Von Lerchenluſt und Roſenflor?
Weß Wohllaut wird ſo ſüß bezwingen
Der Menge töneſuchend Ohr?

O klingt, ihr holden **Wanderlieder,**
Dem hingegangnen Wandrer nach,
Der nie von dieſem Gange wieder
Zurückkehrt in ſein ſtill Gemach!
Du, **Sängerliebe,** der im Maie
Des Herzens ihren Klang er gab,
Steig lorbeerfordernd auf und weihe
Auf ewig deines Sängers Grab!

Verkünde wie mit Sehnſuchtsflehen
Durch alle Himmel rief **Durand,**
Als in der Oede ſel'ger Höhen
Er Blanka's Seele noch nicht fand;

Daß an ſolch weichem Laut man höre,
Welch zartes Herz in Jenem ſchlug,
Der Männerſinn und Männerwehre
In Männerſeelen ſchaffend trug.

Bertran de Born und **Walter**, ziehet
Stolz von Geſchlechte zu Geſchlecht,
Du Paar, in dem auf ewig blühet
Des deutſchen Wortes Tönerecht!
Wo ſonſt wär's, daß wir ſo es träfen?
Wer gab ihm ſolchen Zauberklang
Im Kreis der Höchſten, deren Schläfen
Der Lorbeer krönend ſich umſchlang?

Steh auf, du Geiſt der Männertreue,
Erheb dich, Seele **Herzogs Ernſt**,
Und deine weißen Lilien ſtreue
Auf's Land, draus du dich nie entfernſt.
Ein Mann voll Treue lieh dir Rede,
Der feſt an ſeinem Volke hing,
Des Banners Schirm in jeder Fehde,
Das er für Deutſchlands Recht empfing.

Er, der den Kranz, der ihm gegolten,
An deutſcher Eiche aufgehängt,
Er, deſſen Lieder ſtrafend rollten
Wann deutſche Kraft das Haupt geſenkt,

Er iſt's, der Deutſchland treu geblieben
Bis ihn umſchloß das Grabgewand;
Er ſprach es aus, noch einſt von drüben
„Schweb' er durch's freie Vaterland."

Doch welchem Ziel gehſt du entgegen,
O Volk, durch das ſein Tod noch bebt?
Wirſt auf ſein Grab den Kranz du legen
Der Einheit, die dein Herz erſtrebt?
Noch fühlſt wie Nacht du's ob dir hangen,
Du ſiehſt die Führer fragend an:
Ein einz'ger nur iſt weggegangen —
Doch was war Der! — und welch' ein Mann!

Friedrich Notter.

Ueber die im Prologe genannten Balladen vgl. Uhland, Gedichte, 45. Ausg. S. 282, 284, 264, 268.

Ludwig Uhland ward am 26. April 1787 als dritter Sohn des nachmaligen Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland zu Tübingen, in demjenigen Haus der sog. Neckarhalde geboren, das gegenwärtig den Erben des Professors Walz angehört (Nummer 139). Der älteste seiner Vorfahren, von welchem die vorhandenen Familienurkunden mit einiger Ausführlichkeit sprechen, Johann Michael Uhland, aus dem Dorfe Hattenhofen im Oberamt Göppingen, hatte gegen Ende des 17. Jahrhunderts Kriegsdienste genommen und bei dem Sturm auf Belgrad im Jahr 1688 einen türkischen Oberoffizier — die Urkunde sagt geradezu einen Pascha — eigenhändig erlegt. Später war er als Quartiermeister in die „Leibkompagnie" seines Landesherrn, des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, getreten und hatte sich in der Folge im Dorfe Klein-Gartach bei Heilbronn häuslich niedergelassen, wo er Bürger und Gerichtsverwandter wurde*. Noch im Jahr 1830 sah man dort

* Die Urkunde gibt in Bezug auf diesen Mann, außer dem Umstande, daß derselbe im Jahr 1685 zu Kleingartach mit Maria Jakobina, gebornen Faber, getraut worden, gar keine Zeit, und auch nicht die Reihe an, in welcher die von ihr angedeuteten einzelnen Lebensabschnitte auf einander gefolgt. Da aber dessen Sohn Joseph, wie so-

Er iſt's, der Deutſchland treu geblieben
Bis ihn umſchloß das Grabgewand;
Er ſprach es aus, noch einſt von drüben
„Schweb' er durch's freie Vaterland."

Doch welchem Ziel gehſt du entgegen,
O Volk, durch das ſein Tod noch bebt?
Wirſt auf ſein Grab den Kranz du legen
Der Einheit, die dein Herz erſtrebt?
Noch fühlſt wie Nacht du's ob dir hangen,
Du ſiehſt die Führer fragend an:
Ein einz'ger nur iſt weggegangen —
Doch was war Der! — und welch' ein Mann!

Friedrich Notter.

Ueber die im Prologe genannten Balladen vgl. Uhland, Gedichte, 45. Ausg. S. 282, 284, 264, 268.

Ludwig Uhland ward am 26. April 1787 als dritter Sohn des nachmaligen Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland zu Tübingen, in demjenigen Haus der sog. Neckarhalde geboren, das gegenwärtig den Erben des Professors Walz angehört (Nummer 139). Der älteste seiner Vorfahren, von welchem die vorhandenen Familienurkunden mit einiger Ausführlichkeit sprechen, Johann Michael Uhland, aus dem Dorfe Hattenhofen im Oberamt Göppingen, hatte gegen Ende des 17. Jahrhunderts Kriegsdienste genommen und bei dem Sturm auf Belgrad im Jahr 1688 einen türkischen Oberoffizier — die Urkunde sagt geradezu einen Pascha — eigenhändig erlegt. Später war er als Quartiermeister in die „Leibkompagnie" seines Landesherrn, des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, getreten und hatte sich in der Folge im Dorfe Klein-Gartach bei Heilbronn häuslich niedergelassen, wo er Bürger und Gerichtsverwandter wurde*. Noch im Jahr 1830 sah man dort

* Die Urkunde gibt in Bezug auf diesen Mann, außer dem Umstande, daß derselbe im Jahr 1685 zu Kleingartach mit Maria Jakobina, gebornen Faber, getraut worden, gar keine Zeit, und auch nicht die Reihe an, in welcher die von ihr angedeuteten einzelnen Lebensabschnitte auf einander gefolgt. Da aber dessen Sohn Joseph, wie so-

über der Kellerthür des ihm zugehörig gewesenen Hauses ein in Stein ausgehauenes Wappen, als Hauptemblem

---

gleich zur Sprache kommen wird, schon im Jahr 1722 in Tübingen, wohin er von Klein-Gartach übergesiedelt, ein eigenes Haus gründete, kann unter der „Schlacht bei Belgrad", in welcher jener Türke erlegt ward, nur die im Jahr 1688 unter dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern erfolgte Erstürmung besagter Stadt gemeint sein. Aus gleichen Gründen, wie aus dem angegebenen Jahr der Heirath, wird höchst wahrscheinlich, daß Joseph noch während der Militärdienste des Vaters, vielleicht gar vor dem Eintritt in dieselben, jedenfalls wohl vor dem Eintritt in die erst 1695 errichtete Leibkompagnie, oder eigentlich Leibschwadron — denn es waren Reiter — geboren worden. Den Krieg gegen die Türken hatte Letzterer übrigens wohl ebenfalls in württembergischem Dienst, wenn auch freilich nicht in demjenigen Eberhard Ludwigs, welcher erst 1693 zur selbständigen Regierung kam, mitgemacht, denn das damals bereits bestehende „herzogliche Regiment zu Fuß" war von Eberhard Ludwigs Oheim, Karl Friedrich, welcher die vormundschaftliche Regierung führte, dem Kampfe gegen die Türken von 1683 bis 1688 beigegeben worden, und Johann Michael mochte somit bald nach seiner 1685 erfolgten Vermählung in dieses Korps eingetreten sein. — Auch hat es das Ansehen, dieser habe sich, wenn er seinem Geburtsort Hattenhofen das Dorf Klein-Gartach vorzog, nur wieder dem Orte, oder wenigstens der Gegend zugewandt, aus welcher seine Familie wahrscheinlich stammt, denn noch jetzt findet man in der Umgebung Heilbronns den Namen Uhland sehr häufig, während derselbe in der Gegend von Hattenhofen nicht mehr vorkommt. — Obiges war bereits niedergeschrieben, als uns durch freundliche Mittheilung noch folgende Notizen aus dem Hattenhofer Kirchenbuch zukamen: Johann Michael war im Dezember 1658 geboren; seine Eltern waren Jakob Ulandt, Zimmermann in Zebedäi, einem eine halbe Viertelstunde von Hattenhofen gelegenen Weiler, und Agnes, später im Taufbuch Engla genannt. Beide werden im Kirchenbuch in lateinischem Beisatz als „gottlose Verächter des Worts und der Sacramente" (impii contemtores Verbi et Sacramentorum) bezeichnet, was nach der Ausdrucksweise der damaligen Zeit vielleicht nur dahin auszulegen sein dürfte, daß sie, als irgend einer strengern prote-

einen Mann zeigend, welcher in der einen Hand einen Türkenſäbel, in der andern einen Spaten hält, eine Deviſe, die freilich, da ſie nicht auf die Nachkommen fortgeerbt, mehr nur aus eigener Wahl Johann Michaels hervorgegangen, als kaiſerliche Verleihung geweſen zu ſein ſcheint. Und ſo mußte denn ein „Schwabenſtreich“, wie ihn der Urenkel ſpäter beſungen, das Uhland'ſche Geſchlecht zuerſt einigermaßen bekannt machen, oder vielleicht gar an die, wenn nicht erweisbare, doch eben nicht unwahrſcheinliche Bedeutung des ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts vorkommenden* Namen

---

ſtantiſchen Sekte angehörig, ſich von Predigt und Abendmahl ferne gehalten und dagegen der häuslichen Andacht mit andern Genoſſen ihrer Anſicht hingegeben. Doch ſcheint dieſer Deutung die Kriegsluſt Johann Michaels zu widerſprechen, an welcher die damals noch lebenden Eltern, falls ſie ſchroffe Sektirer geweſen, wahrſcheinlich großes Aergerniß genommen hätten. Woher das unkirchliche Paar geſtammt, iſt aus dem Kirchenbuch nicht zu erſehen. Angeblich von Lindau. Es hatte außer Johann Michael noch vier Kinder, insgeſammt Söhne, aber nur von Michael haben ſich Nachkommen bis auf den heutigen Tag erhalten; die Deſcendenten der übrigen ſtarben faſt insgeſammt in der Kindheit; nur von Einem erhielt ſich der Stamm bis ins dritte Geſchlecht, wo er mit Johann Georg Uhland im Jahr 1789 erloſch, nachdem dieſem ſeine ſämmtlichen Kinder im Tod vorangegangen. — Der Zimmermann Jakob Uhland (Ulandt) ſtarb am 14. Oktober 1704, achtzig Jahre, weniger drei Monate alt, müßte hienach alſo im Januar 1625 geboren geweſen ſein.

* In dem um 1220 fallenden Gedicht Nithart VIII. 7., nach Benneckes Beiträgen zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Literatur. Dort heißt es:

Da iſt Diethrich, Uolant, und Jedunc
Sprane da manegen geilen (fröhlichen) ſprunc;
An des hant (Hand) ſpranc Elene.

Die Zeilen ſind aus einem Mailiede.

Uhland erinnern, ſofern derſelbe, urſprünglich Uolant oder Uoland geſchrieben, mit Voland, Valand, Veland, d. h. Teufel, Kobold, Dämon, gleichen Sinnes geweſen ſein, und mithin, gleich Voland und Veland, endlich auf jenen Schmied Wieland in der deutſchen Heldenſage weiſen dürfte, der erſt durch Verwirrung des betreffenden Mythus zum Teufel degradirt wurde. Der Sohn jenes Türkenſchlägers, Joſeph Uhland, ſiedelte nach Tübingen über und gründete daſelbſt, nachdem er mit der Tochter eines dortigen Knopfmachers in die Ehe getreten, im Jahr 1722 das Handlungshaus, welches noch heute deſſen Firma trägt. Einer von deſſen Söhnen, Joſeph Ludwig, dem letzterer, fortan in der Familie ſtetig fortgepflanzte Name nach dem Namen des bei ſeiner Geburt noch regierenden Herzogs (Eberhard) Ludwig beigelegt worden ſein mag, ward an der in ſeiner Heimatſtadt befindlichen Hochſchule erſt Profeſſor der Geſchichte, ſpäter der Theologie, ſo wie Ephorus des evangeliſchen Seminars, und zählte unter ſeinen unmittelbaren Nachkommen den ſchon genannten Vater unſres Dichters, Johann Friedrich, welcher, ein ſchlichter, wackerer Mann, in den Geſichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Philoſophen Kant darbot, nicht ohne daß leichte Spuren davon auf die Liniamente des Sohnes Ludwig übergegangen wären, während deſſen Seeleneigenſchaften, mindeſtens ſoweit ſie ihn als Dichter bezeichneten, eher von der Mutter, Eliſabeth, Tochter des Univerſitätsſekretärs Hoſer, auf ihn vererbt zu ſein ſcheinen. Doch darf Letzteres nach der Bemerkung noch lebender Verwandten nur in dem Sinn verſtanden werden, daß Jene eine Frau von inni-

gem Gemüth, tiefer Erregbarkeit und hervortretender musikaliſcher Begabung geweſen, wie ſie denn an der poetiſchen Entwicklung des Sohnes größern Antheil genommen, als der Vater. Irgend einen in ihr ſelbſtändig liegenden Trieb zu dichteriſcher Produktion, oder auch nur einen entſchiedenen Sinn für Poeſie habe ſie aber keineswegs offenbart. Vielmehr ſcheint es, die erſten Keime hiezu ſeien in dem Großvater, Joſeph Ludwig, zu ſuchen, welcher auch ſchon als Lehrer der Geſchichte ſich den Neigungen des Enkels verwandt zeigte*, und die Natur, die wohl nur äußerſt ſelten mit einem bedeutenden Talente hervortritt, ohne daſſelbe ſchon in einem oder mehrern Vorfahren vorüberſtreifend angedeutet zu haben, wäre denn auch hier wieder, wie man ſo häufig bemerkt, in einem Mittelglied der Kette, durch welche ihr ſchöpferiſcher Strom hinzuckt, nicht zur Aeußerung gekommen. Von Joſeph Ludwig haben ſich viele Gedichte erhalten, die keineswegs ohne einen mitunter zur Poeſie werden-

* Eine Diſſertation des Erſtern über Graf Eberhard den Milden (de Eberhardo Miti, comite Wirtemb. Tubing. 1767. 4.) dürfte auf den Balladenkranz des Dichters, Graf Eberhard der Rauſchebart, eingewirkt haben, indem der Held der zweiten unter dieſen Balladen, welche die Ueberſchrift Die drei Könige zu Heimſen führt, geſchichtlich nicht der Rauſchebart, ſondern deſſen Enkel, Eberhard der Milde, iſt, an deſſen Stelle der Großvater nur geſetzt worden zu ſein ſcheint, um mehr Einheit in den Cyklus der erzählten Begebenheiten zu bringen. Die Gefangennahme der ſog. Schleglerkönige bei Heimſen im Jahr 1395 fällt 18 Jahre ſpäter, als die im Jahr 1377 geſchlagene Schlacht bei Reutlingen, welche, den Gegenſtand der dritten Ballade bildend, dort erſcheint, als wäre ſie erſt nach dem Siege bei Heimſen vorgefallen —, und 7 Jahre ſpäter als die in der vierten Ballade erzählte Döffinger Schlacht.

den Schwung des Herzens sind, besonders da, wo sie von der innigsten Liebe zu der, Anfangs noch sehr jungen, Genossin seines Ehebundes und zu dem erstgeborenen Kinde zeugen. In einem längern poetischen Erguß, der den 3. November 1752, „den 21. Namenstag der herzlieben Gattin, Gottliebin, und den ersten Namenstag des herzlieben Ludwig Gottlieb" feiert, sind den beiden Beglückwünschten folgende Worte in den Mund gelegt, von welchen mindestens die zweite Strophe auf mehr als blos äußerliche Begabung zu dichterischem Ausdruck hinweisen dürfte:

O Abgrund unerhörter Liebe,
O Tiefe unerforschter Gnad',
Entzünde unsres Herzens Triebe
Zum innern Dank vor's (für's) Wasserbad.
Sind wir „Gott lieb" nach unserm Namen,
Der dessen die Versichrung gibt,
So sei, o Gott, von deinem Samen,
Von uns, auf ewig auch geliebt;

Geliebt mit immer neuer Treue,
Geliebt mit jedem neuen Tag,
Geliebt, daß sich das Herz erfreue
Und es nichts Andres lieben mag;
Geliebt, so oft die Ader schläget,
Von ganzer Seele und Gemüth;
Geliebt, daß was sich in uns reget,
Allein, Herr, deine Liebe zieht.

In einem andern, am 19. Februar 1753 der Gattin

zum dreiundzwanzigsten Geburtstag übergebenen Gedichte heißt es:

So schön geschmückt an Leib und Seele,
Wardst du als Braut mir zugeführt;
Ist's möglich, daß ich dies erzähle
Zum Lobe Gottes ungerührt?
Nein; was der Herr an dir gethan,
Das geht auch mich, Geliebte, an.

Der oben erwähnte Ludwig Gottlieb starb im Jahr 1777 in Venedig, wo er die Stelle eines Erziehers in einem deutschen Hause gefunden, und mehrere von ihm nachgelassene Gedichte zeigen, daß auch er dem Element, das endlich in seinem Geschlecht so glänzend hervortreten sollte, näher gestanden, als sein jüngerer Bruder, Johann Friedrich, in welchem sich blos der feste, unerschütterliche Mannessinn des Vaters bethätigt zu haben scheint, der diesem in einer sehr unpartheiisch gehaltenen Leichenrede als vorragende Eigenschaft beigelegt wird, eine Tugend, die Johann Friedrich seinerseits wieder auf den Sohn Ludwig übertrug. In einem in gebundene Rede gefaßten Glückwunsch auf den Neujahrstag 1771 sagt der damals neunzehnjährige Ludwig Gottlieb, nachdem er einer schweren Krankheit gedacht, die dem Vater im abgelaufenen Jahr den Tod gedroht:

Wie ein Schiffsvolk, dem der Steurer
(In dem Antlitz Todtenbläße,
Und von Furcht gelähmt die Zunge,)
„Wir sind ganz verloren!" zurief,

den Schwung des Herzens sind, besonders da, wo sie von der innigsten Liebe zu der, Anfangs noch sehr jungen, Genossin seines Ehebundes und zu dem erstgeborenen Kinde zeugen. In einem längern poetischen Erguß, der den 3. November 1752, „den 21. Namenstag der herzliebèn Gattin, Gottliebin, und den ersten Namenstag des herzlieben Ludwig Gottlieb" feiert, sind den beiden Beglückwünschten folgende Worte in den Mund gelegt, von welchen mindestens die zweite Strophe auf mehr als blos äußerliche Begabung zu dichterischem Ausdruck hinweisen dürfte:

O Abgrund unerhörter Liebe,
O Tiefe unerforschter Gnad',
Entzünde unsres Herzens Triebe
Zum innern Dank vor's (für's) Wasserbad.
Sind wir „Gott lieb" nach unserm Namen,
Der dessen die Versichrung gibt,
So sei, o Gott, von deinem Samen,
Von uns, auf ewig auch geliebt;

Geliebt mit immer neuer Treue,
Geliebt mit jedem neuen Tag,
Geliebt, daß sich das Herz erfreue
Und es nichts Andres lieben mag;
Geliebt, so oft die Ader schläget,
Von ganzer Seele und Gemüth;
Geliebt, daß was sich in uns reget,
Allein, Herr, deine Liebe zieht.

In einem andern, am 19. Februar 1753 der Gattin

zum dreiundzwanzigsten Geburtstag übergebenen Gedichte heißt es:

So schön geschmückt an Leib und Seele,
Wardst du als Braut mir zugeführt;
Ist's möglich, daß ich dies erzähle
Zum Lobe Gottes ungerührt?
Nein; was der Herr an dir gethan,
Das geht auch mich, Geliebte, an.

Der oben erwähnte Ludwig Gottlieb starb im Jahr 1777 in Venedig, wo er die Stelle eines Erziehers in einem deutschen Hause gefunden, und mehrere von ihm nachgelassene Gedichte zeigen, daß auch er dem Element, das endlich in seinem Geschlecht so glänzend hervortreten sollte, näher gestanden, als sein jüngerer Bruder, Johann Friedrich, in welchem sich blos der feste, unerschütterliche Mannessinn des Vaters bethätigt zu haben scheint, der diesem in einer sehr unpartheiisch gehaltenen Leichenrede als vorragende Eigenschaft beigelegt wird, eine Tugend, die Johann Friedrich seinerseits wieder auf den Sohn Ludwig übertrug. In einem in gebundene Rede gefaßten Glückwunsch auf den Neujahrstag 1771 sagt der damals neunzehnjährige Ludwig Gottlieb, nachdem er einer schweren Krankheit gedacht, die dem Vater im abgelaufenen Jahr den Tod gedroht:

Wie ein Schiffsvolk, dem der Steurer
(In dem Antlitz Todtenblässe,
Und von Furcht gelähmt die Zunge,)
„Wir sind ganz verloren!" zurief,

Wenn ein heitrer Stral der Sonne
Die umſchäumten Wellen röthet,
Und die Waſſerberge ſinken,
Und die wilde See jetzt ſtill wird,
Mit gefalt'nen Händen freudig
Gott für ſeine Rettung danket,
Herr, ſo dankten wir für Gnade,
Als ein lichter Stral von Hoffnung
In das mitternächtlich ſchwarze
Dunkel unſrer Seelen durchfiel,
Und dein Machtwort unſrem Vater
Sein geſchwundnes Leben ſchenkte.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß Uhland ſelbſt, der ſich des erſt im Jahr 1803 verſtorbenen Großvaters noch wohl erinnerte, nie irgendwie auf die Anſicht hingedeutet haben ſoll, als wären die Keime zu ſeinem Talent ſchon in Jenem gelegen; eher ſcheint Letzterer auf den Enkel, wie auf die Meiſten, die ſich ſeiner als alten Mannes noch erinnerten, einen etwas pedantiſchen, nicht ſonderlich dichteriſchen Eindruck gemacht zu haben. Auch iſt, wenn einmal von Vererbung die Rede, in's Auge zu faſſen, daß die Großmutter, die vorhin genannte Gottliebin, dem Geſchlechte des bekannten ſchwäbiſchen Lyrikers, Gotthold Friedrich Stäudlin, angehörte, deſſen z. B. in Schillers Jugendbriefen als eines bedeutenden Talentes gedacht wird, und der noch drei andere, dichteriſch ebenfalls begabte Geſchwiſter, Gottlieb Friedrich, Karl Friedrich und Charlotte Stäudlin*

* Vermiſchte Gedichte der Geſchwiſter Gottlieb Friedrich, Dr. Karl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Stäudlin. Zwei Bändchen. Stuttgart. 1827.

hatte, ſo daß ſich auch von jener Linie aus an Fortpflanzung poetiſcher Naturanlage denken läßt. Beiläufig ſei bei dieſer Gelegenheit für Solche, welche ſich etwa an eigenthümlichen Spielen des Zufalls erfreuen ſollten, noch bemerkt, daß Joſeph Uhland mit der jungen Gattin anfangs, und ſo namentlich noch zur Zeit, in welche die beiden Gedichte fallen, von welchen Proben mitgetheilt wurden, als Diakonus in Marbach wohnte, und es ſomit bei den Verhältniſſen eines ſo kleinen Städtchens faſt über jedem Zweifel ſteht, daß die Mutter des im November 1759 dort geborenen größten ſchwäbiſchen Dichters mit der Großmutter desjenigen, der nach jenem den höchſten Ruhm erlangen ſollte, in näherem, von dem Lebensalter Beider jugendlich gefärbten Umgang geſtanden. — Von den zwei Brüdern unſers Dichters ſtarb der eine, Friedrich, ſchon in früheſter Kindheit, der zweite, gleichen Namens, im Alter von neun Jahren. Eine Schweſter, Luiſe, acht Jahre jünger als Ludwig, und von dieſem zärtlich geliebt, iſt ebenfalls dem Bruder längſt im Tod vorangegangen. Von ihren Kindern lebt nur noch ein Sohn, Ludwig Meyer, Rechtskonſulent in Reutlingen; ſeine Züge erinnern entſchieden an den Oheim. — Schon ein Jahr nach der Geburt dieſes Letztern hatten die Eltern das jetzt Kaufmann Gunſer'ſche Haus in der Poſtſtraße zu Tübingen bezogen, wo fortan des Dichters ganze Jugendzeit verfloß, und zwei Zimmerchen, mit Geräthe aller Art vollgepfropft, worunter ſpäter, auf Ludwigs ausdrücklichen Wunſch, ein Tiſchchen zum Spiel für die kleine Luiſe nicht fehlte, haben bis auf die neueſte Zeit das Andenken ihres einſtigen Bewohners unter dem Namen der „Dichterſtübchen“ fortge-

pflanzt. In den ersten Jahren des sich entwickelnden Knabengefühls soll derselbe nach seinem eigenen Ausspruch und nach der noch erhaltenen Schilderung Solcher, die sich jener erinnerten, ein ziemlich wilder Junge gewesen sein, der andere, an seiner Wohnung vorüber kommende Kinder gern erschreckt oder sonst geneckt habe. In etwas vorgerückterem Alter liebte er mit seinen Gefährten besonders Ritterspiele zu spielen, wobei das gegenwärtig die Schottische Bierbrauerei enthaltende hohe, am nördlichen Fuß des Schloßbergs „unter'm Haag" emporragende Haus der mütterlichen Großeltern gerne als Ritterburg angesehen ward. Ließ sich die Großmutter vollends zum Aufschluß einer Rumpelkammer herbei, deren bunt aufgespeichertes Geräthe schon an sich die kindliche Einbildungskraft in Anspruch nahm, und wo vor Allem ein ungeheurer Stiefel den weitschweifendsten Träumen Raum gab, so ging der Glückseligkeit eines solchen Tages nichts ab. Ebenso hatte eine dem Knaben geschenkte kleine Burg aus Pappe, wozu er sich die Ritter und Knappen zu Roß und Fuß mit eigenen Händen zierlich gefertigt, zum Gegenstand seiner liebsten Spiele gehört, und ward noch in seinem Mannesalter von den Eltern aufbewahrt.

Trotz diesem Geschmack für Waffen und bezinnte Thürme zeichnete sich der junge Romantiker in der Schule auf's Vortheilhafteste aus; es war ihm etwas Leichtes ganze Seiten lateinischer Hexameter, eine der Hauptaufgaben des damaligen Schulunterrichtes zu fertigen; ja einmal brachte er während eines einzigen Sonntags deren 101 zu Stande, von welchen jeder über „Krieg und Frieden" handelte, so

daß der Lehrer ihm endlich das Heft in halb ſcherzhaftem Aerger mit den Worten zurückwarf: „Meinſt du, Junge, ich habe nichts zu thun, als deine Verſeleien zu leſen?“ Dabei ſcheint ſich der Trieb zu poetiſcher Darſtellung in deutſcher Sprache gleichfalls ſehr zeitig eingeſtellt zu haben. Das älteſte ſeiner noch vorhandenen Gedichte, ein gereimter Glückwunſch, der in's elfte oder zwölfte Jahr des Verfaſſers fallen mag, zeigt eine für ſolches Alter ungewöhnliche Glätte der Form, iſt im Uebrigen aber unbedeutend und ſo, wie ungefähr jedes aufgeweckte Kind in dieſen Jahren dichten könnte. Dagegen haben ſich zwei Poeſien aus dem vierzehnten Jahr erhalten, welche wir unſern Leſern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Die eine iſt überſchrieben: „Im Tannenhain,“ und lautet alſo:

Unter der Tannen Umſchattung, im Heiligthume der Schwermuth,
Sitz' ich, verſchlungenen Arms über bemoostem Geſtein.
Matt durchflammet der Tag die Trauerbehängung der Aeſte,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strales durchblickt.
Ha! wie betäubet des Harzes gewürzter Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die ſchon ſchwül mir die Scheitel umweh'n?
Horch, was rauſchet daher? den Schatten entflattert der Rabe.
Ach, ſein prophetiſcher Ruf tönet ſo traurig, ſo bang!
Rabe, mich machſt du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinn'rung
Dein ſo trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.
Aber wehe dem Frevler, deß Tritt dieſe Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars faſſet Entſetzen ihn hier;

Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtſtral,
Schrecken im Rabengekrächz' rufet die Gottheit ihm zu.

Das zweite Gedicht hat den Titel: „Bitte um die Frühlingsvakanz im März 1801 an D. (Dekan) M.," iſt alſo kurz vor vollendetem vierzehnten Jahr geſchrieben, und verdankt ſeine Entſtehung der damals und noch lange nachher auf den lateiniſchen Schulen Württembergs herrſchenden Sitte, den Ortsdekan um Gewährung der üblichen Ferien durch den Primus, in von dieſem hiezu eigens gefertigten Verſen, angehn zu laſſen. In der Regel war hiefür nur ein lateiniſches Carmen zuläſſig; daß dem jungen Poeten deutſche Sprache geſtattet wurde, ſcheint für deſſen ſchon damals anerkanntes Talent für deutſche Verſifikation um ſo mehr zu ſprechen, als bei ſeiner Fertigkeit in der lateiniſchen, ohne jenen beſondern Umſtand, eher auf den gewöhnlichen Brauch hätte gedrungen werden müſſen. Das Gedicht hat neun Strophen, von welchen die drei erſten alſo lauten:

Der ſtürmiſche Winter in rauhem Gewande
Floh hin zu des Eismeers verſilbertem Strande,
Floh hin zu des Nordpols verödeter Flur;
Da weckte der Frühling in blumigtem Kleide,
Geſchmückt mit dem duftenden Kranze der Freude,
Aus ruhendem Schlummer die ganze Natur.

Das heitere Licht der erwärmenden Sonne
Erfüllt die Natur mit Entzücken und Wonne,
Ihr Feuer zerſchmolz den gefrorenen See;
Er löste ſich los in gekräuſelten Wellen,

Da ſtürzte ſich wild in romantiſchen Fällen
Von hohen Gebirgen der glänzende Schnee.

Jetzt ſchweigt das Getöſe der zürnenden Winde,
Der Zephyr umſäuſelt die knospende Linde,
An welche der flötende Schäfer ſich lehnt.
Die Heerde durchhüpfet mit fröhlichem Blöcken
Die grünenden Anger, die blühenden Hecken,
Wonach ſie ſo lange, ſo ſehr ſich geſehnt.

In dieſem Tone der Beſchreibung, in welcher die obligate Dichtung der Wirklichkeit des Märzmonats, mindeſtens wie ſolcher ſonſt in dem etwas rauhen, alpenbenachbarten Schwaben aufzutreten pflegt, ein wenig voraneilt, geht es noch durch vier Strophen, worauf dann die achte alſo fortfährt:

Drum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte
Zu Ihnen, Hochwürd'ger, mit hoffender Bitte
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht, um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu verſäumen: —
Den Fleiß zu ermuntern ſei unſer Entſchluß!

Dann kehren wir wieder mit friſcheren Kräften
Zurück zu den Muſen, zu unſern Geſchäften
Zurück mit erneuertem Eifer und Fleiß.
Und daß wir gemäßigt der Freude genoſſen,
Daß nicht blos in Muße die Zeit uns verfloſſen,
Sei Wachsthum im Guten der ſchönſte Beweis.

Daß dieſes ex officio gemachte Gedicht weniger auf Keime wirklicher Poeſie hinweiſen werde, als das vorher-

gehende, ließ sich erwarten. Jedoch fällt auch hier die in solchem Alter ungewöhnliche Fertigkeit in der äußern Form auf, wobei einige kleine Verstöße, z. B. die Wiederholung des Wortes und Begriffes Natur in der zweiten Zeile der zweiten Strophe, gleich nachdem dieser Ausdruck in der letzten Zeile der ersten Strophe gebraucht worden, eher dafür zeugen dürften, daß die Zeit zur Feile gemangelt, als daß ein Talent, wie es sich hier bereits ausspricht, noch kein Auge für derlei Gebrechen gehabt habe. Zugleich tritt uns schon hier — was später in Bezug auf den nichts weniger als poetischen Vater sich noch auffallender herausstellen wird — ein Beleg entgegen, daß die Sterne dem jungen Dichter bei Verwerthung, Duldung und Anerkennung seines Talentes freundlich gewesen, denn setzen wir uns in den damaligen Geist der Zeit zurück, so hätte mehr als Ein Lehrer des Lateinischen, und so eben mehr als Ein Dekan, an Bildern wie sie hier vorkommen, wenn sie nicht in römischer, sondern in deutscher Sprache und mithin aus eigener Empfindung vorgebracht wurden, etwas für einen einer geistlichen Behörde gegenüber stehenden Schüler nicht ganz Anständiges wahrnehmen dürfen.

Ungemein schnell, schon innerhalb zweier Jahre, entwickelte sich aus dieser Periode der schülerhaften Versuche das Vermögen der gereiften, selbständigen Produktion; bemerkenswerth aber ist es, wenn der Dichter in späterem Alter, wie uns aus sehr wohl unterrichteter Quelle mitgetheilt wird, geäußert hat, Göthe und Schiller hätten ihn in jener Zeit des poetischen Bewußtwerdens, und so überhaupt während der ganzen vorangegangenen Kindheit, wenig be-

rührt, wie denn auch Beide in den ihn zunächst umgebenden Kreisen wenig gelesen worden seien; eher sei ihm Bürger als Dichter vor der Seele geschwebt, im Allgemeinen aber hab' er als Knabe bei dem Gedanken an Poesie mehr nur die antiken Poeten vor Augen gehabt, und daher auch den Wunsch zum Studium der höhern Philologie in sich getragen. Da er diesen Wunsch, wie wir im Folgenden vernehmen werden, im vierzehnten Jahre besonders lebhaft empfand und ihm nur nothgedrungen entsagte, so läßt sich annehmen, in dem eben bezeichneten Alter habe jenes Verhältniß zu den genannten deutschen Dichtern jedenfalls noch stattgefunden; fast aber scheint es, dasselbe sei auch geraume Zeit nachher nicht bedeutend anders geworden.

Daß sich in Uhlands Poesien kein direkter Einfluß von Schiller bemerklich mache, springt in die Augen; allein auch von Göthe her läßt sich nur eine geringe, mindestens fast nur eine mittelbare Einwirkung nachempfinden. Selbst das denselben verherrlichende Gedicht (Münsterſage) weist zwar auf hohe Verehrung vor ihm, aber auf nichts weniger als eine von Göthe influirte Poesie hin, und daß Uhland z. B. Göthes Tasso, freilich ein Stück, welches zuletzt auf dem Verstandeswege Rechenschaft von dem innern Wesen einer Dichternatur geben will, und das insofern auch schon manchen Andern nach dem ersten Ansetzen vom Lesen abgeschreckt hat, erst nach dem dreißigsten Jahr, und zunächst in Folge einer äußern Veranlassung, gelesen, hat er gegen einen Freund eigenen Mundes ausgesprochen. Daß dagegen Bürger unserm Dichter näher gestanden, könnte allerdings sowohl aus den Balladen des Erstern, so wenig Verwandtschaft auch die

Uhland'schen Schöpfungen dieser Gattung mit den Bürger'schen zeigen, als aus dem volksthümlichen Ton, welchen Bürger in einem großen Theil seiner Poesien erstrebt, geschlossen werden. In einer Zeit, deren Dichtungen bestimmte einzelne Züge aus der Geschichte des deutschen Volkslebens oder, wenn man lieber will, des deutschen Gemüthes, noch so selten hervorhoben, überhaupt in noch so geringem Sinn national waren, konnten, so wenig z. B. die Ballade von den Weibern von Weinsberg als Ganzes den Knaben Uhland befriedigt haben dürfte, die Anfangs- und Schlußworte doch wie ein Zauber auf ihn wirken:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben fromm und klug gewiegt
Viel Weiberchen und Mädchen.

Aus gleichem Grunde fänden wir es ganz in der Ordnung, wenn uns irgend woher die Kunde käme, die zwei ersten Zeilen der Stolberg'schen Ballade die Büßende

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Eine Mähr' aus alter Zeit,

hätten den jungen Uhland schöpferisch durchzückt. Um so weniger scheint Bürger nach sonstigen Zügen seines Wesens eine Uhlanden verwandte Natur; denn wenn die rein lyrische Poesie des Erstern sich häufig durch innigen Herzensantheil, ja durch Herzensgluth auszeichnet, so könnten gerade umgekehrt viele von Uhlands rein lyrischen Dichtungen, und darunter eben die lieblichsten, Zweifel erregen, ob ihnen wirklich ein recht individuell gewordenes Gefühl unterliege,

und der Dichter ſich nicht vielmehr blos ſeiner Phantaſie überlaſſe. Bürgers mächtig ſchlagender Bruſt iſt es faſt durchaus gelungen, die undeutſche Form des Sonettes mit Lebensflammen zu durchhauchen, während ſich Dies von den Uhland'ſchen Sonetten, mindeſtens ihrer Mehrzahl nach, ſo wenig behaupten laſſen dürfte, als von der Mehrzahl der Sonette ſämmtlicher andern deutſchen Dichter. Noch weniger findet man jene luxuriöſe Pracht der Sprache, die gerade bei manchen derjenigen rein lyriſchen Ergüſſe Bürgers hervortritt, auf welche derſelbe ſich augenſcheinlich etwas zu Gute thut, irgendwo in Uhlands der Form nach ſo höchſt einfachen lyriſchen Stücken; und ſo wär' es denn allerdings gerechtfertigt, wenn Letzterer andeutete, ſein ſich entwickelndes Dichtergemüth ſei von Bürger zwar leicht angehaucht, aber auch von Dieſem nicht in hohem Grade in Anſpruch genommen worden.

Weniger ſieht ſich ab, wie ihm die antiken Poeten vorzugsweiſe vorgeſchwebt haben ſollen, und unbedingt darf man wohl annehmen, daß er dieſelben bei jenem Ausſpruch mehr nur wie einen Gegenſtand eifrig und mit Liebe betriebenen Studiums, als wie ein Objekt lebendiger Vorbildlichkeit vor Augen gehabt. Zwar iſt uns von den ſehr zahlreichen lateiniſchen Poeſien ſeines Knabenalters keine zu Geſicht gekommen, mochten dieſelben aber in ihrer Art auch noch ſo tadellos geweſen ſein, ſo bedarf es keines weitern Wortes darüber, daß ſie nicht das eigentliche Lebenselement eines Dichtertalentes, wie das Uhland'ſche waren; in Dem aber, was er in deutſcher Sprache geleiſtet, iſt, mit Ausnahme einiger Sinngedichte und, wenn man

will, des vorhin gegebenen Knabenversuchs „Im Tannenhaine“, von Anstreben an antike Vorbilder oder auch nur von einer Verwandtschaft mit der Empfindungsweise der Alten — etwa hie und da die prägnante Kürze des Ausdrucks abgerechnet — lediglich nichts wahrzunehmen.

Wurde Uhlands schöpferische Kraft hienach von den ihm zunächst stehenden deutschen Mustern nur wenig, von den antiken aber mindestens nicht im Sinn von Vorbildern, die für ihn selbst gepaßt hätten, angesprochen, so wirkten die altdeutsche und altskandinavische Poesie desto stärker. Von ersterer war das Nibelungenlied in dem alten Müller'schen Druck Das, was ihm am frühsten in die Hände gefallen, und zwar sollen die paar ersten Strophen, die ihm ein Professor an der Hochschule seiner Vaterstadt, wahrscheinlich der sogleich zu erwähnende Christoph Seybold, vorgelesen, einen so mächtigen Eindruck gemacht haben, daß er das Zimmer vor innerer Aufregung verlassen mußte. Nebenher waren Ritterbücher und sonstige romantische Geschichten, die er sich aus einer Leihbibliothek verschaffte, seine liebste Lektüre. Er selbst hat einem Freunde erzählt, die Hinweisungen des eben genannten geistreichen Professors (Seybold), welcher in den Vorträgen über Homer Parallelen mit altdeutschen Epikern, z. B. dem noch in lateinischer Uebersetzung vorhandenen Waltharius zog, hätten ihn zuerst für altdeutsche Dichtung begeistert. Da er diesen Vorlesungen jedoch wohl erst nach seiner, allerdings schon sehr frühe erfolgten, Inskription an der Universität angewohnt, ist die Bekanntschaft mit den Nibelungen derjenigen mit Waltharius, trotz dem Widerspruch, den man in Uhlands

eigener Angabe finden könnte, ohne Zweifel noch vorangegangen. Mit der ſkandinaviſchen Poeſie machte ihn zuerſt ein, ebenfalls ſehr zeitig in ſeine Hand gefallenes, Exemplar des Saxo Grammaticus bekannt.

Mitten in dieſe Entwicklungsperiode ſeines Talentes hinein griff die bei ihm aus beſondern Gründen in noch ſehr jugendlichem Alter eingetretene Feſtſtellung ſeines künftigen Berufs, hinſichtlich welcher, ehe wir zu den erſten gereiften Erzeugniſſen ſeiner Muſe übergehen, noch einige Worte zu bemerken ſind. Dem Knaben hatte, wie geſagt, das Studium der höhern Philologie längere Zeit als Ziel vorgeſchwebt, und da dieſe Laufbahn, nach den damaligen Einrichtungen Würtembergs, nur von Theologen eingeſchlagen werden konnte, ſcheint er, gegen das vierzehnte Jahr zu, wo die bisherige brauſende Lebhaftigkeit ſich ohnehin etwas mehr der Stille zugewandt, einen Augenblick daran gedacht zu haben, ſich wirklich der Gottesgelehrtheit zu widmen. Nach Kurzem jedoch gab er dieſen Gedanken wieder auf, und der Rath ſeiner Familienangehörigen, ſich durch Studium der Medicin den Eintritt in die in ſeiner Vaterſtadt ſehr bedeutende ärztliche Praxis des Oheims, Gotthold Immanuel Uhland, anzubahnen, ſchien ihm nicht unpaſſend. Plötzlich aber ward er, während eines Beſuchs bei nahe wohnenden Verwandten, von einem ſeiner Familie befreundeten Univerſitätsbeamten, der ihm zu dieſem Zweck ausdrücklich nachgereist war, aufmerkſam gemacht, daß ſoeben ein, den bedeutenden Jahresabwurf von 300 Gulden gewährendes Stipendium, auf welches er das nächſte Anrecht habe, frei geworden, daß aber zu Erlangung deſſelben das Studium der Theologie oder der

Rechtswiſſenſchaft, und Inſkription an der Hochſchule ſchon mit Beginn des nächſten Semeſters, nothwendig ſeien. Auf Dies hin entſchied ſich Uhland, nach kurzer Berathung mit den Eltern, für die Jurisprudenz und inſkribirte bereits am 3. Oktober 1801 *, nicht viel über vierzehn Jahre alt, was damals, wo es in Württemberg noch keine geſetzlichen Beſtimmungen über die Beziehbarkeit der Landesuniverſität gab, ohne Schwierigkeit geſchehen konnte. Ja, eh' die Tübinger lateiniſche (ſog. anatoliſche) Schule eine höhere Ausbildung erhielt, geſchah Dies von Seiten der jungen Bewohner genannter Stadt, welche ſich ſpäter dem Univerſitätsſtudium widmen wollten, beinahe in der Regel, um den Aufenthalt auf einer für die Hochſchule vorbereitenden auswärtigen Anſtalt auf dieſe Art mit Hülfe der Hochſchule ſelbſt zu erſparen. Man beſuchte dann die dem allgemeinen Bildungskreiſe zugehörigen Kollegien und ließ ſich nebenher Privatunterricht ertheilen, wozu durch das Inſtitut der Repetenten am evangeliſchen Seminar alle Gelegenheit geboten war. So ſcheint es denn auch Uhland gehalten zu haben, denn trotz jener frühzeitigen Inſkription begann er erſt im Jahr 1805, im achtzehnten Lebensjahr, ſein eigentliches Fachſtudium.

Jedenfalls aber hatten die drei auf die Inſkription unmittelbar gefolgten Jahre, wie ſchon geſagt, hingereicht, ihn zum ſelbſtändigen Dichter zu reifen, ein, wenigſtens mittelbarer, Beweis, daß ihm während dieſer Zeit die gehörige

* Nicht im Jahr 1802, wie der Nekrolog im Schwäb. Merkur, und eben ſo einige andere Berichte irrthümlich angegeben. Der betreffenden Stelle in der Univerſitäts-Matrikel ſteht von der Hand des Vaters beigeſchrieben: Solvit, qua filius Secretarii, nihil.

Muße zur Poeſie belaſſen blieb, und er von dem Vater, ſo wenig nah' derſelbe auch dem dichteriſchen Beruf des Sohnes ſtehen mochte, mindeſtens mit trockenen Brodſtudien keineswegs gedrängt ward. Es iſt Thatſache, daß Uhland ſchon im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahr eine ziemlich lange Reihe ſeiner Poeſien, worunter mehrere ſeiner trefflichſten, vollendet hatte, bei deren ſpäterer Veröffentlichung dann in der Regel nichts, höchſtens in einem ganzen Gedicht eine einzige Zeile, geändert wurde. Daß die jetzt in Händen des Publikums befindlichen Stücke zum Theil ſchon aus den Jahren 1803 und 1804 herrühren, und daß namentlich „Die ſterbenden Helden" und „Der blinde König", zwei Dichtungen, die allerdings noch manches Jugendliche an ſich tragen, dem Jahr 1804, alſo dem ſiebzehnten Lebensjahr ihres Verfaſſers angehören, bemerkt einer der vertrauteſten Freunde deſſelben, der durch eigene poetiſche Wirkſamkeit rühmlich bekannte Karl Mayer, im „Album ſchwäbiſcher Dichter" (Tübingen 1861) ausdrücklich.

Aus einem Brief Uhlands an Kerner vom Oktober 1805 erhellt, daß das Gedicht Die ſanften Tage damals bereits fertig war.

Uns ſelbſt wurde ein Manuſkript vom Jahr 1805 mitgetheilt, auf deſſen Titelblatt Uhland ſich Ludwig Rio nennt; dieſes enthält nicht weniger als neun ſeiner Dichtungen, faſt ſchon ganz in der Geſtalt, wie ſie mehrere Jahre ſpäter veröffentlicht wurden, nämlich Entſagung, Geſang der Jünglinge, Lied eines Armen, Die Kapelle, Die Nonne, Der Schäfer, Lied des Gärtners, An den Tod und Der Kranz. Die einzige neu-

nenswerthe Abweichung von der nunmehrigen Lesart kommt in der ersten Strophe der Entsagung vor, wo es statt:

Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm selig sein?

etwas minder dichterisch heißt:

Hat er Süßes zu erwarten?
Was mag ihm beschieden sein?

Das Heft bemerkt in Bezug auf keines dieser Stücke, ob es in das Jahr 1803, 4 oder 5 falle, enthält aber außer denselben noch fünf bis jetzt nicht veröffentlichte Poesien, die wir hier insgesammt mitzutheilen uns für berechtigt halten. Denn sind wir auch der Ansicht, daß Erzeugnisse, welche ein Dichter nach eigenem Beschluß nicht unter seine Schöpfungen aufgenommen, denselben eben so wenig von der Nachwelt angereiht werden dürfen, so können dergleichen Stücke doch für das Gesammtbild ihres Verfassers höchst wichtig sein, und es ist nicht abzusehen, warum in diesem Fall dem Biographen als solchem verwehrt sein sollte, dieselben zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Von jenen fünfen aber tritt gleich das erste als ein solches hervor, dessen Vorenthaltung fast ein Raub an Denjenigen wäre, welche der poetische Entwicklungsgang Uhlands anzieht. Minder vollendet als die meisten andern in der Handschrift enthaltenen, vergreift es sich bisweilen im Ausdruck, wird mehrmals unklar und läßt überhaupt die Herrschaft über den besungenen Stoff vermissen; aber wenn dasselbe schon durch den neben all' jenen Mängeln hervortretenden hohen Adel der Diktion und durch die dichterische Idee Auf-

merkſamkeit erregt, ſo wird es vor Allem dadurch bemerkenswerth, daß die Wallfahrtskirche, wie der Verfaſſer es benannt hat, wenn auch wohl nur zufällig und unter einer von der ſpätern ganz abweichenden Geſtalt, den Keim zu einem der helleſten Glanzſterne unter Uhlands Romanzen, nämlich zu dem erſt 1830, alſo jedenfalls 25 Jahre ſpäter, herausgekommenen Waller zu enthalten ſcheint. Jedenfalls würde, wäre die Wallfahrtskirche zur Vollendung gelangt, der Waller nicht, oder anders entſtanden ſein, da die Aehnlichkeit der Situation in der zweiten Strophe der Wallfahrtskirche und in der vierten des Waller, und wiederum in der letzten Strophe beider Gedichte ſich auf ſtörende Art geltend gemacht hätte. Daß nebenher einzelne Klänge aus der Wallfahrtskirche auch in die nur wenige Jahre ſpäter entſtandene verlorene Kirche übergegangen, erſcheint nicht minder augenfällig. Das Gedicht lautet:

Die Wallfahrtskirche.

Wie ſteheſt du ſo ſtill und düſter,
Zerfall'ne Wallfahrtskirche, hier;
Wie weh'n mit kläglichem Geflüſter
Die falben Birken über dir.
Dich ſah'n die Pilger aus der Weite
Vergoldet einſt im Morgenſtrahl;
Dein frommes, feſtliches Geläute
Verhallte fern im Felſenthal.

Der heil'ge Tag iſt aufgeſtiegen,
Die Lieder tönen feierlich,
Geweihte Purpurfahnen fliegen
Und Opferdüfte wölken ſich.

Die Prieſter all' im Goldgeſchmeide,
Im Waffenglanz der Ritter Chor,
Die Frauen auch im lichten Kleide,
Sie ziehen am Gebirg empor.

Doch eine wandelt hehr vor Allen,
Sie trauert bei der Schweſtern Luſt,
Sie ſenket in des Schleiers Wallen
Ihr Haupt zur ſeufzervollen Bruſt.
Wohl mag ſie ſehnen ſich und klagen:
Ihr Treuer kämpft im fernen Land,
Dem ſie in ihrer Kindheit Tagen
Sich weihete mit Herz und Hand.

Und ahnend tritt ſie in das Dunkel
Des hochgewölbten Domes ein,
Und wo die Kerzen trüben Funkel
Vom duftigen Altare ſtreu'n,
Da brachte ſie im ſchönern Leben*
Ihr Dankgebet dem Jeſusbild,

* Wir hatten beim erſten Abdruck des Nekrologs im Schwäb. Merkur hinter dieſe Zeile ein Fragezeichen geſetzt, weil ſie uns, und auch mehrern Andern, denen wir ſie vorgelegt, unverſtändlich war. Jetzt werden wir darauf aufmerkſam gemacht, das Wort brachte ſei nicht in unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Worte tritt in der erſten Zeile der Strophe zu ſetzen, ſondern, freilich mit ſtarker Verletzung des Sprachgebrauchs, in dem Sinne zu nehmen: „Da hatte ſie (einſt) im ſchönern Leben gebracht.“ Wir wollen dieſe Erklärung nicht abweiſen, und bedauern, falls ſie richtig, nur, daß dem Dichter die ganz einfache Wendung nicht beigefallen:

Und wo die Kerzen ꝛc. ꝛc.
. . . . . .
Und ſie gebracht im ſchönern Leben
Ihr Dankgebet dem Jeſusbild ꝛc. ꝛc.

Da kniet sie hin, und Thränen beben
Vom blauen Auge licht und mild.

Und als der Kinder Stimmen tönen
Aus düstrer Halle süßiglich,
Da wandelt in ein weiches Sehnen
Der Jammer ihres Herzens sich;
Und als zum hehren Orgelspiele
Erschallet nun der volle Chor,
Da hebt in seligem Gefühle
Die bange Seele sich empor.

Und schon verweh'n die Erdenlaute,
Sie höret himmlisches Getön,
Und Großes schaut die Hochbetraute
In leuchtenden, entwölkten Höh'n:
Die Engel in des Himmels Glanze,
Die Märtyrer der Fesseln los;
Und lächelnd Den im Sternenglanze,
Um den der Sehnsucht Thräne floß.

Sie hat vollbracht, sie ist berufen,
Und ihr entzücktes Auge bricht;
Sie stirbt an des Altares Stufen,
Verklärung strahlt ihr Angesicht;
Und Alle staunen, die sie sehen;
Es hallet dumpf der Glocken Klang;
Es faßt ein Schauder aus den Höhen
Die Betenden das Haus entlang.

Das zweite Gedicht, überschrieben „An einen Freund", ist folgenden Inhalts:

An einen Freund.

Einer Freundin weiht' ich meine Liebe,
Laß auch du sie deine Freundin sein:
Braun ihr Haar, ihr Auge thränentrübe,
Wie durch Regen blickt der Sonne Schein;
Ihre Losung: „fühle weich und weine!"
Freund, die Wehmuth ist es, die ich meine.

Seelen liebet sie, wo stille Tugend
Wohnet und ein kindliches Gefühl;
Ossianen in der Völker Jugend
Weihte sie das zarte Saitenspiel:
Würden Helden sie und Fürsten ehren,
Seltner flößen Blut und Jammers Zähren.

Freunde bei dem Klange der Pokale
Mahnt sie an der Trennung herbe Pein;
Liebenden in Luna's Dämmerstrale
Zeigt sie Todtenkranz und Leichenstein:
Theurer werden ihnen dann die Stunden,
Fester halten sie sich dann umwunden.

Geh im Haine, wo die Blätter fallen:
Sinnend findst du sie am düstern Ort;
Irr in schweigenden, zerstörten Hallen:
Mit der Vorwelt Geistern spricht sie dort;
Walle zu den Gräbern, ach, der Deinen:
Mit dir wird sie wallen, wird sie weinen.

Als das Schicksal mich von euch getrieben,
Oeder Mißmuth quälte da mein Herz,
Doch die Wehmuth kam zu mir, ihr Lieben,
Kam mit ihrem linden, süßen Schmerz.

Jetzt ist sie am Tage mein Geleite,
Steht mir nächtlich zu des Lagers Seite.

Einsam wandl' ich in der Dämm'rung Stille
An des sanften Stromes Ufer hin;
Eine Pappel streuet ihre Hülle
In die Wasser, die zu euch entflieh'n.
Ach mit Thränen seh' ich sie entfließen,
Möchtet ihr mit Thränen sie begrüßen!

Treffen wir hier auf Hölty-Matthisson'schen Klang und Matthisson'sche Allegorisirung, die beide bei unserm Dichter sich sonst nie wiederfinden, so tritt uns im nächsten, den gleichen Gegenstand behandelnden Stück eine antike, reimlose Form entgegen, in welcher sich Jener in den der Oeffentlichkeit übergebenen Dichtungen ebenfalls nie versucht hat. Es führt den Titel „Der Sänger der Wehmuth" und bietet, wie schon diese Ueberschrift ausweist, trotz der antiken Aeußerlichkeit keine nähere Verwandtschaft mit antikem Geiste, so daß unser vorhin gefällter Ausspruch über Uhlands Verhältniß zur Poesie der Alten durch dasselbe keine Beeinträchtigung erleidet:

Der Sänger der Wehmuth.

Des Sängers Seele, welcher die Wehmuth singt,
Der Länder Kind, wo ewiger Frühling blüht,
Voll zarten Sehnens nach der Heimat
Irrt sie umher in dem kalten Leben.

Dem Deuter gleich, der an den Altar gelehnt,
Der Vögel Stimmen prüft und den Flügelklang,

Vernimmt er jeden leisern Wehlaut
In der Natur und im Weltgetümmel.

Am stillen Abend wallet er einsam hin
Zur Wundergrotte, heilig dem Klaggesang,
Wo Geisterweh'n die Lock' ihm hebet,
Seltsame Töne sein Ohr umsäuseln.

Er neigt sich schweigend über das Harfenspiel,
Er hebet schmachtend seinen bethränten Blick,
Und legt die Hand auf den gepreßten
Busen, dann rauscht er in die Saiten.

Der Halle Gottheit hat sein Gemüth berührt,
Und üppig sprang des Trauergesangs Born:
Ist er sein eigen? sind es die Stimmen
Tröstender, gleichgestimmter Geister?

In stiller Wonne geht er vom Heiligthum,
Und ihn umweht sein tönendes Wehmuthslied,
Wie um den Wanderer im Mondlicht
Nachtigallsang aus dem Haine klaget.

Mag in diesem Gedicht auch hie und da noch Anklang an fremde Vorbilder, namentlich an Klopstock, sich vernehmen lassen, jedenfalls wird man es als bedeutend, und vor Allem die zwei ersten Strophen als gelungen anerkennen müssen, wie sie nur einer schon gereiften Dichterkraft entquillen konnten. Weit weniger vollendet ist das vierte Stück:

Die Braut.

Die Halle glänzt, die Frauen steh'n
In stiller Reihe hin;

Der Jüngling kömmt, er lächelt ſchön,
Der König führet ihn.
Es treten Sänger nach und Knaben
Mit Harfen und mit Hochzeitgaben.

Und an ein Lager lenkt er ihn,
Da ruht ein lichtes Bild;
Sie gießt die Arme matt dahin,
Ihr Antlitz iſt verhüllt;
Und ach, da iſt kein reges Leben
Der weichen Bruſt, kein zartes Heben!

Der Alte lüpft den Schleier leicht,
Und ſchaudert ſchnell zurück —
Es iſt der Lippen Roth erbleicht,
Erloſchen, ach, der Blick!
Der Jüngling ſchaut, erblaßt, erbebet;
Ein Klagelaut umher ſich hebet.

Er nimmt ein Käſtlein, und es flimmt
Ein reicher Schmuck hervor:
„Wohlauf, ihr Sänger, angeſtimmt
Das Lied im hellen Chor!“
Das Brautlied tönt, die Saiten klingen,
Kein Laut der Freude will gelingen.

Eine goldene Kette ſchlinget er
Um ihren Hals ſo klar,
Auch Spangen um die Arme her,
Ein Band in's blonde Haar,
Und ſinkt an ihrer Seite nieder
In's Schwert — und lächelte jetzt wieder.

Trat in der Wallfahrtskirche, bei allen mitlaufenden Gebrechen, ſtellenweiſe der Dichter ſchon in ſeiner vollendetſten und eigenſten Weiſe hervor, wie in den Verſen:

Dich ſah'n die Pilger aus der Weite
Vergoldet einſt im Morgenſtral;
Dein frommes, feſtliches Geläute
Verhallte fern im Felſenthal,

ſo ſehen wir in dieſer zweiten Ballade die Form faſt durchaus noch unreif, wie poetiſch auch der Grundgedanke ſei, der jedoch durch die Ueberſchrift: „Zweimaliges Lächeln", oder „Süßer Tod", deutlicher hervorgehoben würde, als durch den Titel „Die Braut"; ja die letzte Zeile mußte, um ſogleich allgemein verſtändlich zu ſein, ſogar etwas abgeändert werden. Sie lautet eigentlich:

Und zückt das Schwert, und lächelt wieder;

allein der hier ganz eigenthümlich gebrauchte Ausdruck zückt ſtatt zückt auf ſich, oder vielmehr ſtößt in ſich, läßt beim erſten Leſen nicht erkennen, daß der Liebende ſich ſelbſt erſtochen habe, und jetzt im wieder vereinigenden Tode noch einmal lächle, wie er gelächelt, als er der Geliebten in der Hoffnung genaht, ſie als Braut heimzuführen. Offenbar iſt dies aber der Gedanke, dem der Dichter Wort geben wollte; nur könnte man vielleicht auf die Vermuthung kommen, die Schlußſtrophe, in welcher der alſo erfolgte Tod ausgedrückt geweſen, ſei durch irgend einen Zufall weggeblieben und die Strophe, womit die Ballade jetzt endet, wolle daher wirklich nichts Anderes ſagen, als der Jüngling habe zuvörderſt ſein gezücktes Schwert angelächelt. Das ungemein ſauber und mit ſichtbarer Sorgfalt geſchriebene Ma-

nuſkript läßt jedoch an einen ſolchen, vom Verfaſſer unbemerkt gebliebenen Wegfall nicht denken. Unnöthig wäre, neben dieſen Mängeln in der unmittelbaren Form noch darauf hinzudeuten, mit wie wenig Wahrſcheinlichkeit die Situation herbeigeführt wird, um welche es dem jungen Dichter eigentlich zu thun iſt, und wie er ſich die Ueberraſchung durch die der Entdeckung des Todes vorhergehenden Verſe:

Und ach, da iſt kein reges Leben ꝛc.

ſelbſt verdirbt. Wir glauben daher kaum zu irren, wenn wir die Entſtehung dieſes Gedichts bis ins Jahr 1803 zurückſetzen, und es als die früheſte aller noch vorhandenen Balladen Uhlands anſehen. Gleichwohl wird man nicht in Abrede ſtellen, daß auch hier der Keim zu einer ergreifenden Dichtung vorliege, und Mancher wird mit uns bedauern, daß der Dichter ſpäter zu keiner Umarbeitung des jugendlichen Verſuches geſchritten.

Das fünfte Stück endlich, iſt nach Inhalt und Form eines der gelungenſten, und nur der in ihm vorkommende Ausdruck „die Alter" ſtatt „die Zeitalter" ein kleiner Flecken:

Auf dem Schloſſe zu Heidelberg.

Ihr grauen Ahnenbilder ſeid gegrüßt,
Ihr Monumente an der Vorwelt Grab!
Wie über euch der Wolken Strom entfließt,
So zieh'n die Alter unter euch hinab.

Sie wandeln hin; die Richterwage tönt,
Und manches Urtheil hallt im Zeitenlauf;
Ihr aber ſteht, an eure Burg gelehnt,
Und ſchaut zum Himmel ſtill und ruhig auf.

Ohne für jetzt über dieſe Gedichte etwas Weiteres beizufügen, bemerken wir, daß die Muſe der Dichtkunſt nicht die einzige war, durch welche Uhland in jenen Jahren jugendlichen Aufſchwungs zur Wirkſamkeit aufgeregt wurde; auch die Malerei hatte ihren Antheil, der freilich die Grenzen des bloßen Dilettantismus nicht überſchritt. Noch haben ſich ganze Reihen höchſt ſauberer Aquarelle unter Glas und Rahmen von ihm erhalten, die, wenn ſich noch keine freie Auffaſſung der Natur in ihnen ausſpricht, wenigſtens eine Fertigkeit in der Technik zeigen, die bei fortgeſetzter Uebung vielleicht nicht ganz Unbedeutendes geleiſtet haben würde, wie der Knabe denn ſchon in der Bildung jener Figuren zu ſeiner Burg ein Geſchick zur Plaſtik angedeutet hatte. Was wir zu Geſicht bekamen, waren Landſchaften, mit wenigen Ausnahmen im Styl des in Württemberg im vorigen Jahrhundert ſo viel verbreiteten Harper*: ein alter buſchbewachſener Thurm oder ein ſonſtiges Stück obligater Ruinen,

* Adolf Friedrich Harper, ein geborener Berliner, nach ſeinen in Rom gemachten Studien ein Schüler Wilſons, und inſoferne noch Pouſſins, ward von Herzog Karl von Württemberg zum Hofmaler ernannt und mußte bei der raſchen, ungeduldigen Natur dieſes geiſtvollen Fürſten ungemein viel und ungemein raſch arbeiten. Oft ſollen ihm kaum ein Tag, mitunter kaum einige Stunden zur Fertigung eines Gemäldes übrig geblieben ſein, und er mehrmals mit Thränen in den Augen beklagt haben, wie die Kräfte, welche die Natur in ihn gelegt, unter dieſer Haſt nicht zu reifen vermocht hätten. Wer von ſeinen beſſern, allerdings ſchon viel ſeltneren Bildern einige geſehen, wird beim Anblick der tiefen Poeſie, der Fähigkeit in das ſtille Leben der Natur einzudringen, die ſich in denſelben zu erkennen gibt, jene Klage gerechtfertigt finden. Er malte auch Porträts, von welchen jedoch wir, für unſere Perſon, keines zu Geſicht gebracht haben.

neben ihm ein paar bewohnte Bauernhäuſer, ein hoher, ſchroffer Fels, den ein kühner Hirte, Fiſcher oder Jäger erklimmt hat, ein Gewäſſer mit weißen Segeln darauf u. ſ. w. Nur einigemal wird von dieſer Romantik, welche mehr im Geiſte des Lehrers (Partſchenfeld in Tübingen) als des Schülers gelegen zu haben ſcheint, Umgang genommen und ein ganz gewöhnliches Dorf oder ein einzelnes ländliches Haus dargeſtellt. Später ſoll ſich Uhland — eigen genug! — auf Thiermalerei geworfen und namentlich mehrmals Gruppen von Schafen gemalt haben, bekanntlich ein wegen der Ueberwucherung der Geſtaltsumriſſe durch die Wolle keineswegs leichter Vorwurf für den Pinſel. Von den hieher gehörigen Bildern iſt uns keines vor Augen gekommen, und wir erwähnen hier nur noch, daß uns aus des Dichters Knabenzeit mehrere höchſt launige Federzeichnungen vorgelegt wurden, unter Anderem auf einem Duodezblättchen eine in ſechzehn bis achtzehn Fächer abgetheilte „Morrithat", wonach ein in Haarbeutel, Frack und kurzen Hoſen prangender, dem Lehrer anfangs nur momentan durchgehender Schüler durch fortwährende Verſchlechterung, die ihm beiläufig einmal eine ſehr energiſch dargeſtellte Züchtigung durch den Präceptorsſtock einträgt, in dem letzten Fach endlich zum Galgen gelangt. Ein Blättchen, auf welchem, während in der Schule Cicero de senectute traktirt wurde, der junge Zuhörer den Lälius und die übrigen Interlokutoren jenes Dialogs auf höchſt ergötzliche Weiſe mit Schnupftabaksdoſe und Kaffeetaſſe dargeſtellt, konnte im Augenblick nicht zur Stelle geſchafft werden.

Nebenher ward auch der Muſik manche Stunde geweiht,

jedoch ſo, daß der junge Tönefreund nicht etwa ſelbſt ein Inſtrument geſpielt hätte, ſondern von ihm die auf dem Klavier ſehr fertige Mutter nur durch Pfeifen, das er meiſterlich verſtand und bis in die höhern Jahre gern und höchſt muſikaliſch ausübte, begleitet wurde. Auch die Oper beſuchte er, wenigſtens zu Anfang ſeines ſpätern Stuttgarter Aufenthaltes, ſehr fleißig.

Faſſen wir nun die Rechtskunde in's Auge, deren Studium er endlich mit dem Jahr 1805 begann, ſo durfte, falls einmal durchaus eine ſogenannte Fachwiſſenſchaft ergriffen werden mußte, die Entſcheidung für die genannte, obwohl er ſie, wie es ſcheint, weniger aus wirklicher Neigung, als um der neben jener allein offen gebliebenen Theologie zu entgehen, getroffen, eine richtige genannt werden. All' ſeine ſpätern, in die erwählte Wiſſenſchaft einſchlägigen Arbeiten zeigen entſchieden juridiſchen Verſtand, ſo wie ſein ganzes Naturell etwas Zähes, Sichſelbſthelfendes, auf den Advokatenberuf wenigſtens in dieſer Beziehung Hinweiſendes hatte. Noch in höherm Alter führte er zu Gunſten eines jungen Verwandten einen ſich durch mehrere Jahre fortſchleppenden Rechtshandel mit einer Regierungsbehörde, und ruhte nicht bis es in der ziemlich ſchwer zu entſcheidenden Sache zu einem Vergleich gekommen, worin jene Behörde mindeſtens auf die Hälfte der ſtreitigen Summe verzichtete. Entſprechender Eifer der Selbſthilfe hatte einmal, als er bald nach den Univerſitätsjahren den Aufenthalt in Stuttgart genommen, zu einem ziemlich komiſchen Auftritt Anlaß gegeben. An dem Haus, welches er damals auf dem Marktplatz bewohnte, dem nachherigen, jetzt wieder

eingegangenen Gasthof zum Schwanen, wurde die Thüre von einer Seite auf die andere versetzt, und die Wohnung konnte daher mehrere Nächte lang nicht geschlossen werden. Ein wie es scheint mit den Verhältnissen im Innern nicht unbekannter Dieb, der wußte, daß der junge Dichter sein Schlafzimmer nicht zu verschließen pflegte, schlich sich in dasselbe früh Morgens, sobald es helle genug geworden, um gehörig zu sehen, ein und hatte bereits die Uhr des Schlafenden ergriffen als Dieser erwachte und den Freibeuter, obwohl derselbe auf das gewaltige Geschrei, welches der rasch aus dem Bett Gesprungene erhob, den Gegenstand des versuchten Raubes wieder von sich geworfen, die ganze Treppe hinunter verfolgte. Der Flüchtling war aber so vorsichtig gewesen, dieselbe schon beim Heraufsteigen mit dem vorhandenen Baugerümpel etwas zu sperren, Hindernisse, über welche er selbst mit kundigem Fuß wegsetzte, die aber immerhin bedeutend genug waren, den Verfolger aufzuhalten. Erst die Ueberwindung dieser Schwierigkeit gab Letzterem Zeit sich zu erinnern, daß er sich denn doch in einem Kostüm befinde, welches die Nachsetzung ins Freie, wohin der Erstere unterdessen entwischt war, unzulässig mache.

Auch rechtfertigte der unmittelbare Erfolg die von ihm getroffene Wahl des Studiums. Er erhielt bei dem im Jahr 1808 bestandenen Examen ein ziemlich glänzendes Zeugniß,* während seine zwei Jahre später verfaßte Dissertation de juris Romani servitutum natura dividua vel individua

* Daß Herr Jur. Cand. Ludwig Uhland neben einer vorzüglich guten Aufführung seine akademischen Studien mit ausnehmendem

von Solchen, die ſie näher kennen gelernt, als ein Muſter von Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit geſchildert wird, wie ſie nur von einem Geiſt ausgehen gekonnt, der ſich mit wirklicher Liebe in die betreffende Forſchung eingelaſſen. In der That führt Vangerow in dem „Leitfaden der Pandekten-Vorleſungen“ Bd. I. S. 644 dieſe Abhandlung als eine die Sache fördernde ausdrücklich an. Spricht alſo Uhland von einer Zeit, „wo er ſich des Rechts befliſſen wider ſeines Herzens Drang, und ſich halb nur losgeriſſen von dem lockenden Geſang“, — ſo war er zu ſolchem Ausſpruch als Dichter zwar vollkommen befugt, keineswegs aber darf aus dieſen Worten geſchloſſen werden, die Natur habe ihn zu jenem Studium nicht befähigt; und wurde ihm die Ausübung des Advokatenberufes bald zuwider, weil er zu etwas Beſſerem noch dringender berufen war, ſo förderte ihn die zurückgelegte Schule doch wiederum ſichtbar in der ſich ihm ſpäter erſchließenden Wirkſamkeit eines Volksvertreters. Und ſo ſtand es denn der Tübinger juridiſchen Fakultät, wenn ſie an ſeinem Doktorjubiläum am 5. April 1860 dem „erſten unter den jetzt lebenden Dichtern“ auch als „tapferſten und unbeſtechlichſten Vorkämpfer für Recht und Geſetz“ (juris legumque propugnatori acerrimo, incorruptissimo) auf erneuertem Diplom ihre Glückwünſche darbrachte, wirklich vollkommen an, ihn durch ſolche Auszeichnung neben

---

Fleiße getrieben und in den von uns mit ihm vorgenommenen beiden Examinibus gute juridiſche Kenntniſſe gezeigt habe, bezeugen

Tübingen, 8. Juli 1808.

Decanus und andere Doctores und Professores der Juriſten-Fakultät.

der Wirkſamkeit als Volksabgeordneter von Württemberg und Deutſchland auch noch im engern Sinne als Rechtsanwalt oder doch Rechtsgelehrten anzuerkennen.

Weit eher der ſtaatsmänniſche und praktiſche als der juridiſche Geiſt, wird ſich behaupten laſſen, habe Uhlanden einigermaßen gefehlt. Er war eine zu dichteriſche, noch mehr, er war eine zu edle, freilich mitunter auch zu ſtarre Perſönlichkeit, um einerſeits immer denjenigen Verhältniſſen Rechnung zu tragen, die ſich an jedes große Streben für die Menſchheit als Gewichte anhaken und daſſelbe, wenn ſie nicht beachtet werden, um ſo gewiſſer abwärts ziehen, andererſeits jederzeit den Mißbrauch gehörig in's Auge zu faſſen, welchen minder edel und erhaben Denkende mit den von ihm vorgeſchlagenen Maßregeln getrieben haben würden. Ehe wir ihn jedoch auf das hiemit angedeutete Feld ſeines Wirkens hinüber begleiten, haben wir uns hier, nachdem eben ein Beiſpiel ſeiner körperlichen Rüſtigkeit angeführt worden, zuvörderſt über ſeine äußerliche Erſcheinung überhaupt auszuſprechen, ſodann noch Einiges aus ſeiner Univerſitätszeit nachzuholen, Einiges von ſeinen Reiſen und von den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes in Stuttgart zu ſagen.

Unſer Dichter war, wenn auch vielleicht in der Jugend von zart ſcheinender, doch von ſehr kräftiger Körperbeſchaffenheit. Bis zu der Krankheit, die ſeinem Leben ein Ende machte, hatte er ſich, ſobald er etwas herangewachſen, faſt nie unwohl gefühlt; in den Kinderjahren aber einige heftige Krankheiten, ſo namentlich diejenige, welche gleichzeitig mit ihm den älteren Bruder Friedrich befiel und dieſen im neunten Lebensjahr wegraffte, glücklich überſtanden. Als

Knabe wie als Jüngling war er, wie Karl Mayer (im Album S. 5) berichtet, ein ausgezeichneter Schlittſchuhläufer; ſelbſt körperliche Gewandtheit und Behendigkeit, woran man auf den erſten Blick hätte zweifeln können, ſcheint er, mindeſtens in frühern Jahren, in ausgezeichnetem Grade beſeſſen zu haben. So erzählte er z. B. dem Verfaſſer dieſes Buches, er habe, während er als Knabe bei einer ihm befreundeten Pfarrfamilie zu Beſuch geweſen, in dem ein nahes Waldthal durchfließenden anſehnlichen Bach eine Fiſchotter mit dem Stock erſchlagen und im Triumph zu den Freunden gebracht. Erinnert man ſich, daß die Jagd auf dieſes Thier ungemein ſchwierig iſt, weil es bei annahender Gefahr augenblicklich untertaucht, ſehr lange unter dem Waſſer fortſchwimmt und überdies, wenn man es nicht mit dem Schießgewehr aus der Ferne erlegt, ſich auf's Hartnäckigſte zur Gegenwehr ſetzt, ſo kann man ſich über dies gelungene Jägerſtückchen nur wundern. — Eher unter als über der mittlern Mannesgröße, nicht fleiſchigt, aber eben ſo wenig hager, blieb er bis in's höchſte Alter ein ſehr rüſtiger Fußwanderer und, ſelbſt in den Alpenländern, ein geübter Bergſteiger. Noch ein Jahr vor dem Tod badete er, wie ſeit lange ſeine Gewohnheit geweſen, im Spätſommer bei einer Temperatur von oft nicht mehr als elf Graden Wärme, im Bodenſee, und ſetzte ſich einmal, wie er nachher lachend erzählte, als er zu dieſem Behuf in ſehr früher Stunde in die Badehütte gekommen, und keinen andern Badeluſtigen traf, ſcharfen Scheltworten der Wärterin aus, daß ein ſo alter Mann allein noch mit ſolchen Dingen umgehe. Gleich bezeichnend für ſeine Rüſtigkeit,

wie nebenher für ſeine thatkräftige Sorge um Andere iſt, daß er bis in die letzten Jahre bei jedem an ſeinem Wohnort oder in der benachbarten Gegend ausgebrochenen Brand, mocht' es Tag oder Nacht ſein, als einer der erſten und emſigſten unter den Hilfeleiſtenden auf dem Platz erſchien. Auch machte er uns Näherſtehenden nie, oder nur ganz ſpät, den Eindruck eines alten Mannes, und Schreiber dieſes erinnert ſich noch lebhaft, wie fremd und ungewohnt ihn im Sommer 1849 bei der traurigen Vorkommenheit, die ſpäter zur Sprache kommen wird, die wirklich ausgeſprochenen oder doch als ſolche vielfach erzählten Worte berührten: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?"

Allerdings ging übrigens neben dieſer Kräftigkeit der Konſtitution in manchen Beziehungen eine Empfänglichkeit für äußere Einflüſſe her, die auf ein ſehr feines Nervenſyſtem ſchließen ließ. So behauptete er fortwährend, die Stimmung ſeiner Lebenskräfte hange ungemein von der Richtung des Windes ab, und es konnte wahrhaft komiſch werden, wie er die jeweilige Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit zu irgend etwas, z. B. zu einer Debatte in der Abgeordnetenkammer, in frühern Jahren ſogar zur dichteriſchen Wirkſamkeit, auf jenen Faktor hinausſchob. Auch ſoll er deshalb ein ſehr emſiger Beobachter des Thermometers und Barometers geweſen ſein. — Was ſeine Geſichtszüge betrifft, ſo iſt ein ihn darſtellendes Oelbild aus dem vierten oder fünften Lebensjahr vorhanden, auf welchem der blonde, blauäugige Knabe wenn nicht entſchieden hübſch, doch keineswegs unſchön, und das Geſicht nur etwas zu breit genannt werden könnte; ſchon ziemlich früh aber ſcheint ſein Aeußeres ſich minder vortheilhaft ge-

ſtaltet zu haben, denn er ſelbſt pflegte ſcherzend zu erzählen, wenn er in ſeinen Kinderjahren mit dem ältern Bruder Friedrich bei Bekannten des Hauſes einen Beſuch gemacht, ſeien dem freudigen Zuruf an den auffallend ſchönen Bruder: „Ach, das iſt brav, daß du dich bei uns ſehen läßſt, lieber Fritz!“ regelmäßig die in gedämpftem Ton vorgebrachten Worte gefolgt: „So, biſt du auch da, Louis?“ Entſchieden häßlich oder gar unedel konnten zwar ſeine Züge bei aufmerkſamem Ueberblick durchaus nicht genannt werden, wohl aber hätte ein gewandter Karikaturenzeichner ſie durch eine nur leichte Umänderung gänzlich entadeln können, und wohl erſchienen ſie, die geiſtesmächtig hervortretende Stirn abgerechnet, in gewöhnlichen Augenblicken unbedeutend, ſo daß Uhlands Geſicht die Aufmerkſamkeit fremder Perſonen durchaus nicht auf ſich zog, ja mitunter die ſeltſamſten Täuſchungen hervorrief. Eher machte ſich ſeine Haltung bemerklich. „Sein nackenfeſter Stand“, um uns der Worte eines liebevollen Schilderers * zu bedienen, „verrieth wohl die Unbeugſamkeit und den Bürgertrotz, die ſeiner gedrungenen Rechtſchaffenheit und Ueberzeugungstreue gemäß waren; die Entfernung aber von allem Geſpreizten in der Gehabung, die Lauterkeit und Mäßigung im Verhalten entſprach der Pietät und der Zartheit, die ihm tief eigen waren.“ Andererſeits ſei hier auch, freilich faſt nur als Seltſamkeit, bemerkt, daß der bekannte kunſtſinnige und eines urtheilfähigen Auges durchaus nicht entbehrende Legationsrath

* Adolf Schöll's in der Zeitſchrift Orion, deren betreffender Aushängebogen uns gerade am Schluß unſerer Arbeit durch freundliche Vermittelung noch zukommt.

Kölle, den wir im Lauf unſerer Erzählung bald als Freund des Dichters zu erwähnen haben werden, wenn er von Lord Byron, welchen er bei ſeinem langen Aufenthalt in Italien genau kennen gelernt, ein Bild geben wollte, behauptete, er könne ihn mit Niemand beſſer vergleichen als mit — Uhland! Daß Byrons Züge allgemein als höchſt edel und bedeutend geſchildert werden, braucht kaum der Anführung.

Die unſerem Werk vorgeſetzte Photographie ſtellt den Mann in ſchon vorgerückten Jahren ſehr ähnlich, nur zu finſterblickend dar. Die kahle Mitte des Hauptes wäre für eine frühere Zeit natürlich mit Haaren bedeckt zu denken.

Kehren wir damit zu den geiſtigen Beziehungen zurück, ſo wurden ihm von ältern Dichtern der in Stuttgart lebende, ſeiner Familie verwandte Epigrammatiker Friedrich Haug, und der als Profeſſor der klaſſiſchen Literatur ſeit 1804 in Tübingen angeſtellte Karl Philipp Conz, der Nachfolger Seybolds, bald perſönlich zugethan, ohne daß zwiſchen ihrer Dichtungsweiſe und derjenigen Uhlands deshalb Verwandtſchaft ſtattgefunden hätte. Was jüngere, ungefähr in gleichem Alter mit ihm Stehende betrifft, ſo hatte ſich um's Jahr 1805 ein vertrauteres Verhältniß mit Schober, einem etwas überſchwänglichen jungen Theologen, (Oheim des in der Nationalverſammlung und auf dem württembergiſchen Landtag ſo bedeutend hervorgetretenen Adolf Schober,) und mit Friedrich Harpprecht gebildet, welch' Letzterer die Hochſchule im Jahr 1805 als Rechtskandidat bezog, dieſelbe aber ſchon im nächſten Jahre wieder verließ, um ſich der Forſtwiſſenſchaft zu widmen. Beide Jünglinge waren ſelbſt Dichter, Beide entſchieden für

ſtaltet zu haben, denn er ſelbſt pflegte ſcherzend zu erzählen, wenn er in ſeinen Kinderjahren mit dem ältern Bruder Friedrich bei Bekannten des Hauſes einen Beſuch gemacht, ſeien dem freudigen Zuruf an den auffallend ſchönen Bruder: „Ach, das iſt brav, daß du dich bei uns ſehen läßſt, lieber Fritz!“ regelmäßig die in gedämpftem Ton vorgebrachten Worte gefolgt: „So, biſt du auch da, Louis?“ Entſchieden häßlich oder gar unedel konnten zwar ſeine Züge bei aufmerkſamem Ueberblick durchaus nicht genannt werden, wohl aber hätte ein gewandter Karikaturenzeichner ſie durch eine nur leichte Umänderung gänzlich entadeln können, und wohl erſchienen ſie, die geiſtesmächtig hervortretende Stirn abgerechnet, in gewöhnlichen Augenblicken unbedeutend, ſo daß Uhlands Geſicht die Aufmerkſamkeit fremder Perſonen durchaus nicht auf ſich zog, ja mitunter die ſeltſamſten Täuſchungen hervorrief. Eher machte ſich ſeine Haltung bemerklich. „Sein nackenfeſter Stand“, um uns der Worte eines liebevollen Schilderers * zu bedienen, „verrieth wohl die Unbeugſamkeit und den Bürgertrotz, die ſeiner gedrungenen Rechtſchaffenheit und Ueberzeugungstreue gemäß waren; die Entfernung aber von allem Geſpreizten in der Gehabung, die Lauterkeit und Mäßigung im Verhalten entſprach der Pietät und der Zartheit, die ihm tief eigen waren.“ Andererſeits ſei hier auch, freilich faſt nur als Seltſamkeit, bemerkt, daß der bekannte kunſtſinnige und eines urtheilfähigen Auges durchaus nicht entbehrende Legationsrath

* Adolf Schöll's in der Zeitſchrift Orion, deren betreffender Aushängebogen uns gerade am Schluß unſerer Arbeit durch freundliche Vermittelung noch zukommt.

Kölle, den wir im Lauf unſerer Erzählung bald als Freund des Dichters zu erwähnen haben werden, wenn er von Lord Byron, welchen er bei ſeinem langen Aufenthalt in Italien genau kennen gelernt, ein Bild geben wollte, behauptete, er könne ihn mit Niemand beſſer vergleichen als mit — Uhland! Daß Byrons Züge allgemein als höchſt edel und bedeutend geſchildert werden, braucht kaum der Anführung.

Die unſerem Werk vorgeſetzte Photographie ſtellt den Mann in ſchon vorgerückten Jahren ſehr ähnlich, nur zu finſterblickend dar. Die kahle Mitte des Hauptes wäre für eine frühere Zeit natürlich mit Haaren bedeckt zu denken.

Kehren wir damit zu den geiſtigen Beziehungen zurück, ſo wurden ihm von ältern Dichtern der in Stuttgart lebende, ſeiner Familie verwandte Epigrammatiker Friedrich Haug, und der als Profeſſor der klaſſiſchen Literatur ſeit 1804 in Tübingen angeſtellte Karl Philipp Conz, der Nachfolger Seybolds, bald perſönlich zugethan, ohne daß zwiſchen ihrer Dichtungsweiſe und derjenigen Uhlands deshalb Verwandtſchaft ſtattgefunden hätte. Was jüngere, ungefähr in gleichem Alter mit ihm Stehende betrifft, ſo hatte ſich um's Jahr 1805 ein vertrauteres Verhältniß mit Schober, einem etwas überſchwänglichen jungen Theologen, (Oheim des in der Nationalverſammlung und auf dem württembergiſchen Landtag ſo bedeutend hervorgetretenen Adolf Schober,) und mit Friedrich Harpprecht gebildet, welch' Letzterer die Hochſchule im Jahr 1805 als Rechtskandidat bezog, dieſelbe aber ſchon im nächſten Jahre wieder verließ, um ſich der Forſtwiſſenſchaft zu widmen. Beide Jünglinge waren ſelbſt Dichter, Beide entſchieden für

Schiller eingenommen und insofern gewissermaßen einen Gegensatz zu dem neuen Freunde bildend, und Beide sind noch in der Jugend eines tragischen Todes gestorben. Schoders Gedichte erschienen im Jahr 1805, Harpprechts erst im Jahr 1813, und zwar war Uhland selbst, ohne übrigens seinen Namen zu nennen, deren Herausgeber, denn der Verfasser hatte im russischen Feldzug das Leben verloren und daher in dem Uhland'schen Gedicht „Auf der Ueberfahrt" die Worte hervorgerufen:

Dieser, brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

Er, dessen dort so liebevoll gedacht wird, verdient, daß wir einen Augenblick länger bei seinem anziehenden, von Uhland selbst verfaßten Lebensabriß verweilen. Ein Jahr jünger als Uhland reifte er zur poetischen Produktion fast noch schneller als dieser, blieb aber in der Folge, weil das Leben zu mächtige Ansprüche an ihn machte, hinter dem Gehalt und der Form Dessen, was der Freund schuf, freilich weit zurück. Dieser sagt in der Einleitung zu Harpprechts Gedichten: „Er selbst hat sich über seine poetischen Erzeugnisse immer sehr anspruchlos geäußert, und die Richtung seines Dichtergeistes bezeichnen seine eignen Worte:

„Nicht verliert er sich im Sonnentanze,
Oder in der Sphären Harfenton,
Aber irdisch mild im Rosenglanze
Steigt die Göttin ihm vom Feuerthron.

„Welche Gewalt aber dennoch der ideale Schiller, dieser Beherrscher aller jugendlichen Gemüther, auch über

ihn ausgeübt, ist überall sichtbar, und von ihm selbst anerkannt, wenn er dem Abgeschiedenen in dessen „Todtenfeier" zuruft:

Unbekannter Geist, in jener Ferne
Wähl' ich dich zum Schützer, Lehrer, Freund."

Brausender Kriegsmuth, neben welchem jedoch, wie Uhland andeutet, ein in gleichem Verhältniß zarter Sinn für Freundschaft, Liebe, Natur und eine stets aufgeweckte, für geselligen Scherz geschaffene Stimmung hergingen — (ein Neujahrsgedicht an eine muthwillige junge Freundin, als Beigabe eines Amors aus Marzipan mit einer Ruthe in der Hand, ist in seiner heitern Schalkhaftigkeit allerliebst) — trieb den jungen Mann im neunzehnten Jahr zu den Waffen. Bald machte er den Feldzug gegen Oesterreich im Jahre 1809 als Offizier im ersten württembergischen Chevaurlegers-Regimente mit, in dessen prächtiger Uniform, den Helm mit dem Federbusch und dem hinten weit hinabwallenden Roßschweif auf dem jugendlichen Haupt, seine vortheilhafte Gestalt sich, wie aus einem auf ihn verfaßten lateinischen Epicedium des vorgenannten Epigrammatikers Haug zu schließen, besonders hervorgehoben zu haben scheint. Einen Theil jenes Kriegs über war er Ordonnanzoffizier Berthiers, und hatte er noch am Neujahrstag 1806 in einem Gedicht geklagt, daß „der Genius der Menschheit in den Donnerstürmen des Krieges erliege" und „der alten Reiche Bau zerfalle", so scheint er jetzt in Napoleon, in dessen unmittelbarer Nähe er sich fortwährend befand, über der Bewunderung des Helden und Schlachtenlenkers den

Zertreter Deutschlands ziemlich übersehen zu haben, dadurch dem vollendeten Gegensatz, welchen schon seine ganze Lebenserscheinung zu Uhland bildete, einen neuen Zug beifügend, ohne daß das freundliche Verhältniß Beider zu einander deßhalb Eintrag erlitten hätte. „Ich machte", schrieb er seinen Angehörigen nach den zwei blutigen Tagen bei Aspern, „ich machte diese Schlacht im Generalstab des Kaisers mit, da ich noch immer Ordonnanzoffizier des Fürsten von Neufchatel bin. Viermal hielt ich durch General von Hügel, der sich ebenfalls beim Generalstab befindet, darum an, mich meinem Regiment beim Einhauen anschließen zu dürfen; umsonst, man antwortete ich sei auf meinem Posten nöthig. Doch auch wir kamen in das ungeheuerste Kanonenfeuer, indem der Kaiser, um den Muth seiner Truppen zu beleben, sich und seinen Generalstab an den gefährlichsten Ort postirte..... Mein alter Brauner wurde von einer Kugel am linken Vorderbug blessirt..... Nächstens hoff' ich wieder Nachricht von einer großen Begebenheit geben zu können, und wirklich, so sehr begünstigte das Glück Niemand, Beobachter des größten Mannes und der größten Weltbegebenheiten zu sein, als mich." — In dem Feldzug gegen Rußland zeichnete sich der junge Kriegsmann in der Schlacht bei Smolensk dergestalt aus, daß er den württembergischen Militärverdienstorden und das Kreuz der französischen Ehrenlegion erhielt. In der Schlacht an der Moskwa (Borodino) aber ward ihm das rechte Bein durch eine Kanonenkugel zerschmettert und sofort noch auf dem Schlachtfeld über dem Knie abgenommen, nachdem er unmittelbar vorher von den russischen Dragonern, unter welche ihn der

ſtürmiſche Muth mitten hineingetragen, ſechs, zum Glück flache, Säbelhiebe über Kopf, Bruſt und Arme bekommen. „Ich kam“, ſchrieb er den Eltern ſechzehn Tage nach der Amputation, „bei einer Attaque auf die Dragoner ſo ganz unter ſie hinein, daß ſie mich gar nicht mehr hauen, ſondern nur mit ihren langen Palaſchen ſo zu ſagen prügeln konnten. Im Augenblick, da ich an jeder Rettung verzweifelte, ſprengte ein ruſſiſcher Offizier herzu und theilte die mich Umgebenden. „Haut den Hund doch nieder!“ rief er auf deutſch, und gab mir einen flachen Hieb über die Bruſt. Im Augenblick hieb ich ihn über das Geſicht, daß er Säbel und Zügel fallen ließ und auf den Sattelknopf vorſtürzte. Schnell gab ich meinem Pferde die Sporen und war wieder bei meiner Escadron. — Es war mein letzter Säbelhieb; denn zwei Minuten darauf warf mich die Kanonenkugel zu Boden..... Können Sie ſich noch auf die Zurückkunft eines Sohnes freuen, der Ihnen ein hölzernes Bein, aber ein warmes, von Liebe überwallendes Herz mitbringt, — können Sie Gott herzlich für die Erhaltung meines Lebens danken, in der Ueberzeugung, daß in dieſer reichen Welt noch ſo unzählige Freuden für mich blühen, — o dann iſt ja Alles gut! dann mach' ich mich, ſo bald Körper und Witterung und Himmel es zulaſſen, friſch und fröhlich auf, heim in das liebe, theure Vaterhaus.“

Aber dieſe Hoffnung ſollte nicht erfüllt werden. Wie ſeine heitere Stimmung, ſo ſchien auch das Glück am Anfang des furchtbaren Rückzugs noch nicht von ihm weichen zu wollen; ſelbſt über die Bereczina brachte ihn die Treue einiger Krieger ſeines Regiments. Jenſeits ſchleppte er ſich mit dem

abgenommenen Bein auf einem Pferde fort, bis er am vierten Tag, mit bloßem Haupt und ohne Mantel, den Kommandirenden des zusammengeschmolzenen württembergischen Häufleins traf, dem er mit der größten Gelassenheit eröffnete, wie er nun auch den linken Fuß erfroren habe. Dieser ließ ihn nach Wilna bringen, allein die Abnahme einiger Zehen konnte nicht unterbleiben; er mußte in genannter Stadt zurückgelassen werden, ein Nervenfieber gesellte sich hinzu, und er starb, heiße Sehnsucht nach der Heimat im Herzen, in den ersten Tagen Januars 1813, noch nicht 25 Jahre alt.

Schoder, ein sehr kenntnißreicher, gutmüthiger Mensch, räumte der Phantasie im gewöhnlichen Leben ziemlich starke Rechte ein. In Bezug auf seine, oft bis zum Unsinn überspannten Gedichte hatte, wie Karl Maier in einem gleich nachher näher zu bezeichnenden Bericht in dem Weimar'schen Jahrbuch bemerkt, der Epigrammatiker Haug, ihm Schweigen anrathend und den Namen des Dichters auf drollige Art kommentirend, gesagt:

Apollo sprach zu Schoder:
Sch—sch! — oder!

Von ihm selbst war das am Schluß seiner Poesieen stehende Lied „an die Phantasie" mit den Worten geendet worden:

„Ich steig' und jauchz' und sing' und bin!
Den Pol der Ewigkeit zum Bürgen:
Flieht, magre Stunden, flieht nur hin!
Dann Auferstehung in dem Ruhme,
Dann zu den Herrlichen der Welt

In Tuiskóna's Heiligthume,
Zu Schiller mich gestellt!"

Ein dunkles Verhängniß schien mehrmals nach ihm zu greifen; nachdem er schon in Tübingen durch Einbrechen des Eises beinah' im Neckar ertrunken wäre, ertrank er 1811 beim Baden in der Ostsee, an deren Ufer er gekommen, weil ihn König Friedrich, in Folge eines Konfliktes, statt die Strafe des Majestätsgesetzes in Anwendung zu bringen, für wahnsinnig erklärt und dadurch seinen Austritt aus dem Land veranlaßt hatte.

Dem also gebildeten ersten Kerne schlossen sich allmälig Justinus Kerner, der, mit Uhlands Vater weitläufig verwandt, im gleichen Jahr mit Conz aus Ludwigsburg nach Tübingen gekommen war, ferner der eben genannte Karl Mayer, Friedrich Kölle (später württembergischer Geschäftsträger in Rom), Rehfues (in der Folge durch Reisen in Spanien, durch den Roman Scipio Cicala, und als Kurator der Universität Bonn bekannt), Varnhagen von Ense, (der, kaum nachdem er den Winter 1808—1809 in Tübingen zugebracht, sich den Oesterreichern im Kampf gegen Napoleon als Freiwilliger anschloß,) Georg Jäger (jetzt Obermedicinalrath in Stuttgart), A. Köstlin (jetzt Staatsrath und Präsident des württembergischen Konsistoriums), dessen als Obermedicinalrath verstorbener Bruder H. Köstlin (Oheime des zu früh verstorbenen Lyrikers und Novellisten Reinhold Köstlin), und mehrere andere, außerhalb Württembergs minder bekannte Namen an. Mit dem Jahr 1807 ging aus dieser Gesellschaft, zunächst auf Veranlassung des geistreichen und originellen Justinus

Kerner und in Opposition mit dem 1806 gegründeten „Morgenblatt für gebildete Leser", welches unter dem Einfluß des in Stuttgart lebenden bekannten Satirikers Friedrich Christoph Weisser und anderer „Plattisten", wie sie von jenem Freundesbunde betitelt wurden, anfangs sehr antiromantisch auftrat, — handschriftlich ein „Sonntagsblatt für ungebildete Leser" hervor, worin Dichtungen von Uhland und Kerner zuerst vor einen ausgewählten Kreis traten, wie sie gleich darauf in den Musenalmanachen für 1807 und 1808 von Leo von Seckendorf der ganzen deutschen Lesewelt dargeboten wurden. Schon vor mehreren Jahren hat Karl Mayer* über diese geistreiche Jugendspielerei den nur erwähnten Bericht gegeben, dem wir hier das für unsern Zweck Passende entlehnen:

„Der dem Morgenblatt entgegentretende Geist des Blattes, in welchem Uhland den Namen Florens, Kerner den Namen Clarus führte, karakterisirte sich gleich durch das Motto des ersten halben Bogens, aus einem Weinliede Schoders:

— — Es soll uns noch verdampfen
Der wasserreiche Erdenkloß!

„Dann stellte sich an die Spitze des zweiten Blattes ein (für die beiden leitenden jungen Dichter sehr bezeichnendes) Motto von A. W. Schlegel:

Die Geister neugeborner Lieder wehen
In unsres Schiffleins schwellende Gewande,

* Im Weimar'schen Jahrbuch von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. Bd. 5. S. 33 ff.

und eine (wenn ich recht weiß) von Uhland entworfene Vorrede nahm das Wort im Tone Weissers, so lautend:

„„Wir geben unsern Lesern diesmal einige Versuche zweier ohne Zweifel noch sehr jugendlichen Priester des Apoll: der eine dieser Herren beliebt sich Clarus zu nennen, ob uns gleich, redlich zu sagen, Manches in seinen Gedichten nicht ganz klar geworden, der andere Florens, wahrscheinlich um damit eine gewisse Blüthe anzuzeigen; wir müssen aber gestehen, daß wir unter seinen Blumen mehr einfache, als gefüllte fanden. Diese beiden Herren hatten vermuthlich vernommen, daß unsere Dichtergenies (vel quasi), als da sind: Hölty, Wackenroder, Novalis, Vermehren, Tian, Sonnenberg u. s. w. in der Blüthe ihrer Jahre von der düstern Parce abgerufen worden. Daraus mögen sie den Schluß gezogen haben, daß überhaupt die meisten großen Geister, als zu kostbar für diese Welt, frühzeitig in die andere erhoben würden..... Sie haben daher wohl geglaubt, nicht genug eilen zu können, ihre, wiewohl noch ganz unvollendeten und überdies inkorrekten Produkte dem Publikum aufzutischen, um noch selbst Zeugen sein zu können, wie ihr Ruhm auf Erden erglänze. Auch könnten ja (mochten sie denken) ihre Manuskripte sehr leicht in die Hände prosaischer oder, was noch weit schlimmer, altpoetischer Menschen fallen, die diese theuern Ueberreste in schmählicher Vergessenheit modern ließen..... Es wäre daher höchst grausam gewesen, wenn man nicht den beiden Herren Poeten die Gewißheit hätte verschaffen wollen, ihre Dichterunsterblichkeit auch in dieser Welt gegründet zu haben.““ — —

„So folgen denn nun in den Blättern viele bis dahin

ungedruckte, ſpäter in die Sammlungen beider Dichter aufgenommene vortreffliche Gedichte von Clarus und Florens, auch von Letzterem einige nie gedruckte Fragmente. In einem dieſer Uhlandiſchen Fragmente, einem Geſpräch zwiſchen Hyld und Helgo, heißt es, um einige Worte hier auszuheben:

„„Hyld.

O breite deines Lebens Bild mir aus:
Dein höchſtes Glück und meines Alters Ruh'
Kann hängen an der Rede deines Munds.

Helgo.

Ehrwürd'ger Greis, mir ſelbſt hat ſich der Pfad,
Den mich die Götter führten, nie erhellt.
Erhabne Thaten hab' ich nicht vollbracht;
Das Größte, was ich litt und that, hat ſich
Begraben in der Seele ſtillem Grund.

Hyld.

Doch laß mich's wiſſen! Denn ich kenne wohl
Die Werke, die im Innern ſich erbau'n.
In ſtillem Dunkel ſaß der Götter Gott,
Als er das All' der Welten dacht' und ſchuf!““

„Ein Brief vom Januar 1807 wünſcht mit den Dichtern des Blattes bekannt zu werden, und bemerkt aus Veranlaſſung einiger Schober'ſchen Diſtichen: „„Iſt jener Herr Schober derſelbe, der uns bisher nur in der Wetterraſerei, in der Mordescholera erſchienen iſt? Ich glaube es kaum..... Doch würde die eingetretene Aenderung durch die Anekdote erklärt, die das Gegenbild ſeiner bekannten

ſchlüpfrigen poetiſchen Laufbahn zu ſein ſcheint. Er rannte, ſo erzählte man mir, ganz mordberauſcht auf der Eisbahn hin, bis der ſchwache Grund brach; da ſchmeckte er das kalte Bad und wurde kühl; ſeitdem ſoll er die Füße beſſer und künſtlicher ſetzen.““* — Noch wird hinzugeſetzt: „„Ihr Florens erinnerte mich ſogleich an den Florens in Tiecks Kaiſer Oktavianus. Hat auch er ſchon frühe mit dem (juridiſchen) Stier den (poetiſchen) Falken vertauſcht? Ich denk' es noch zu erleben, daß ich auch ihn hoch zu Pferde und (wann er die alte roſtige Rüſtung ausgezogen) zum Ritter geſchlagen erblicken werde.** — Ihrem Clarus wünſche ich die Durchſichtigkeit nicht des Waſſers, ſondern des Edelſteins, der das Licht in blitzenden Farben zurück-

* Anſpielung auf den vorhin erwähnten Unfall, der Schodern begegnet war. Seine Diſtichen im Sonntagsblatt zeugten, wie K. Mayer in einer Anmerkung beifügt, von einem ſeit der Herausgabe ſeiner Gedichte (1805) ſehr gereiften Geſchmack. — Unter und zwiſchen die überſchwänglichſten von dieſen hatte J. Kerner in ſein Exemplar komiſche Zuſätze geſchrieben und dem Buch eine Anzahl eigener, in noch übertriebenerer Weiſe gehaltenen Lieder beigeheftet, unter dem Titel: „Anhang zu Herrn Schoders Gedichten, geſammelt von Eulogius Muckenſchupf, maître en poésie allemande.“ Eines der kleinern kennzeichnete unter der Ueberſchrift: „Was er Alles meint“, die poetiſchen Anſprüche Schoders alſo:

Ich gleiche — (glaubt es, oder glaubt es nicht!) —.
Gott Schillern auch ſo ähnlich im Geſicht,
Daß ich oft lange vor der Spiegelſcheibe,
Den großen Mann betrachtend, ſtehen bleibe.

(Vgl. Juſtinus Kerner ꝛc. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Von A. Reinhard. 1862. S. 40.)

** Mindeſtens das Ordensritterthum wurde dem Florens ſpäter zweimal angetragen, aber zweimal von ihm abgewieſen. — Liegt hier übrigens Neckerei über Uhlands wohl nie ſtarke Reitkunſt vor?

ſtralt. Bis jetzt vergleiche ich ihn dem Opal, dieſem ein ſanftes Mondlicht wiederleuchtenden Steine des Orients.““

„Schon der dem Morgenblatt gegenüber genommene Standpunkt brachte es mit ſich, daß dem Weſen des Romantiſchen in dieſen Jugendblättern eine, wenn auch einſeitige, in den Zeitideen befangene, doch warm empfundene Schutzrede gehalten wurde. Mehrern mitgetheilten altdeutſchen Balladen folgte daher ein, hier vollſtändig eingerückter, Aufſatz von Florens mit dem Motto aus dem Wunderhorn:

Die Blume ſproßt; ſie iſt ein göttlich Wort,
Und deutet auf viel ſchönern Ort.

„„Ueber das Romantiſche.*

„„Das Unendliche umgibt den Menſchen, das Geheimniß der Gottheit und Welt. Was er ſelbſt war, iſt und ſein wird, iſt ihm verhüllt. Süß und furchtbar ſind dieſe Geheimniſſe.

„„Hier zieht ſich um ſein einſames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brauſen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, iſt er ſicher, daß nicht der Ocean, der die Veſte rings umgürtet, mächtig hereinwoge und ſie mit ihm verſchlinge?

„„Dort hebt ſich über ihm und dem Irdiſchen der heilige Aether. Der Gedanke will ſich in dieſen reichen Ster-

* „Beigefügte Anmerkung: „„Verfaſſer dieſes, den ſeine noch ſehr mangelhafte Bekanntſchaft mit den Kunſtwerken der romantiſchen Poeſie gegen ſeine eigenen Anſichten mißtrauiſch macht, will die letztern hier Kundigern zur Prüfung vorlegen.““

nenhimmel mit ſeinen kalten, inhaltloſen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnſucht in die Ferne. Der Geiſt des Menſchen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in ſich auffaſſen wird, und müde des unbeſtimmt ſchweifenden Verlangens, knüpft bald ſeine Sehnſucht an irdiſche Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdiſchen aufzudämmern ſcheint; mit liebender Andacht wird er ſolche Bilder umfaſſen, ihren geheimſten Mahnungen lauſchen, wie Maria den Gott in Kindesgeſtalt am Buſen wiegte; ſie erſchienen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittig, auf dem ſie ſich immer in das Unendliche aufſchwingen können.

„„Aber auch jene furchtbare Welt ſendet uns ihre Geſtalten, die ſchaurigen Nachtgeiſter; bedeutende Stimmen hören wir in der Finſterniß.

„„Faſt in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimniſſe zu ahnen, nach denen unſer Sinn, mit oder ohne Bewußtſein, immer ſich hinneigt.

„„Die Griechen, in einem ſchönen, genußreichen Erdſtriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnſucht nach dem Unendlichen. Ihre Philoſophen ſuchten es in lichten Syſtemen aufzufaſſen, ihre Dichter ſtellten jeder innern Regung des Höhern äußerlich eine helle, mit kräftigen Umriſſen abgeſtochene, mit bezeichnenden Attributen ausgerüſtete Göttergeſtalt entgegen. Ihr Olymp ſtand in lichter

Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ ließ ſich klar darauf erblicken.

„„Einzelne Erſcheinungen in der griechiſchen Poeſie ſind vielleicht mehr für uns romantiſch, als ſie es für die Griechen ſelbſt waren.

„„Der Sohn des Nordens, den ſeine minder glänzenden Umgebungen nicht ſo ganz hinreißen mochten, ſtieg in ſich hinab. Wenn er tiefer in ſein Inneres ſchaute, als der Grieche, ſo ſah er eben darum nicht ſo klar. Seine Natur lag ſelbſt in den Wolken. Daher waren ſeine Götter ungeheure Wolkengeſtalten, oſſianiſche Nebelgebilde; er wußte von Meerfeen, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten; von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit ſeltſamer Kunde aus den Tiefen der Natur hervortraten. Er verehrte ſeine Götter in unſcheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um dieſe Steine bewegte ſich der Kreis des Unſichtbaren, durch dieſe Eichen wehte der Odem des Himmliſchen.

„„So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantiſchen, wie er oben angegeben worden. Wie der romantiſche Sinn der gothiſchen Stämme ſich mit ihnen in verſchiedene Länder verbreitete, oder mit der Romantik anderer Völker zuſammentraf, wie das Romantiſche ſich in verſchiedenen Gegenden verſchieden geſtaltete, und ſo manches Andre ſind wichtige Gegenſtände hiſtoriſcher Unterſuchung.

„„Auch möchte es nicht unerheblich ſein, zu entwickeln, wie ſich das Wort Romantiſch von ſeiner nationalen Beziehung zum Kunſtbegriff erweiterte.

„„Hier nur noch von einigen Hauptmomenten der Ro-

mantik, und zwar zuerst von dem romantischen Christenthum und der romantischen Liebe.

„„Das Christenthum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral u. s. f.).

„„Sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt.

„„Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen gelobten Landes. Das Christenthum ist ein vielumfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

„„Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Karakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all' seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Antlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor.

„„Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Reli-

gion und Minne ſind es, für die der Helden Kraft rang und ſtrebte. Religiöſität, Minne und Tapferkeit machen den Geiſt des Ritterthums aus.

„„Es gibt romantiſche Karaktere, d. h. ſolche, die der romantiſche Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Geſinnungen und Handlungen wird; Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grabs u. ſ. f., wie überhaupt die poetiſchen Frauen und Ritter des Mittelalters.

„„Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendroth, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte u. ſ. w. laſſen uns theils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, theils erfüllen ſie uns mit wunderbarem Schauder. Manche Naturerſcheinungen, Orkane, Gewitter ſtürmen zu rauh herein, ſprechen ihren Sinn zu laut aus, übertäuben zu ſehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantiſch zu ſein. Doch können ſie es werden, wenn ſie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

„„Eine Gegend iſt romantiſch, wo Geiſter wandeln, mögen ſie uns an vergangene Zeiten mahnen, oder ſonſt in geheimer Geſchäftigkeit ſich um uns her bewegen. Wir ſtehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die, nach der nordiſchen Sage, nur Der ſieht, der innerhalb ihres Kreiſes ſteht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüſternden Stimmen. Die Romantik iſt nicht blos ein phantaſtiſcher Wahn des Mittelalters; ſie iſt hohe, ewige Poeſie, die im Bilde darſtellt, was Worte dürftig oder nimmer ausſprechen; ſie iſt das Buch voll ſeltſamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln

Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuern Zeit bessern Grund, als der verrufene Aberglaube der alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, so Vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

„„Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!““—

„Das Abschiedsgedicht, mit welchem Florens die Reihe dieser Sonntagsblätter, vor der Zerstreuung der in die Ferien reisenden Genossen, schloß, übergehe ich hier, und gebe zum Schluß nur noch die Bemerkungen desselben Freundes zu einem von ihm mitgetheilten Bruchstück aus den uns damals noch sehr fremden Nibelungen, deren Ueberfahrt über die Donau betreffend:

„„Von dem Streite vor Bern (Verona) erzählt der prosaische Anhang des Heldenbuchs: Da kam je Einer auf den Andern, bis daß sie all' erschlagen wurden. All die Helden, die in aller Welt waren, wurden dazumal erschlagen, ausgenommen der Berner (Dietrich von Bern). Da kam ein kleiner Zwerg und sprach zu ihm: Berner, Berner, du sollst mit mir gahn. Da sprach der Berner: Wo soll ich hingahn? Da sprach der Zwerg: Du sollst mit mir gahn; dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt! Also ging der

Berner hinweg und weiß Niemand, wohin er kommen iſt, ob er noch im Leben oder todt ſei.

„„Dies hob jene alten Gedichte in's Idealiſche. Da die Helden eine eigene mythiſche Welt bildeten, ſo durften ſie nicht hinab altern in eine entkräftete Nachwelt. Helden ſtarben durch Helden, in voller Kraft, alle zugleich. Sie kommen alle aus den entlegenſten Gegenden zuſammen, um ſich zu morden, oder vielmehr um vereint zu wallen in das heilige Land des Todes. Sie ſchweben auf in die Höhen der Poeſie, und thronen, wie ein oſſianiſches Geiſterreich, rieſenhaft in den Wolken.

„„Ferner, wenn nach Jean Paul im Epos die Welt herrſcht, kein Lebens-, ſondern ein Weltlauf erſcheint, ſo treffen wir in den Nibelungen dieſen Karakter des Epos unverkennbar. Gewaltig, wie nirgends, iſt hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargeſtellt. Ein großes, dunkles Verhängniß waltet über der Handlung, bildet die Einheit derſelben und wird uns beſtändig im Hintergrunde gezeigt. Wir belauſchen es von der Zeit an, da es die erſten Fäden um die Helden des Gedichtes ſpinnt; wir folgen ihm, bis es ſie ganz umſchlungen in den Abgrund hinabreißt. Es darf nicht befremden, wenn im Verlauf der Handlung einige Perſonen verſchwinden, die Anfangs wichtige Rollen ſpielten. Sifrids Tod wirkt ähnlich dem Tode des Patroklos. Wie dieſer des Achilleus, ſo weckt jener Chriemhildens Rache und führt das wahre Leben der Handlung herbei. Befremden ſoll es auch nicht, wenn wir in eine ganz andre Geſchichte verſetzt zu werden ſcheinen, als in der wir Anfangs gewandelt. In der erſten liegt der Keim der folgenden.

„„Mit dem einen Arme faßt das dunkle Verhängniß seine Opfer, um sie mit dem andern zu schlachten. Das Einzelne verliert sich in's Ganze des Epos. Wie ein leichtes Spiel, wie ein Mährchen der Liebe, das ein Troubadour zarten Frauen vorsingt, hebt die Erzählung an:

Es wuchs in Burgunden ein schönes Magdlein,
Daß in allen Landen kein schöneres mochte sein;
Chriemhilde war sie geheißen, das wunderschöne Weib.—

Aber gleich kommt die düstre Mahnung:

Darum mußten der Degen viele verlieren den Leib.

„„Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten; Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenroth vor einem Gewittertage. Dunkel wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hieß: „Niemand war ihr gram", — sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden des Königs Ezel im Hunnenlande, führt sie zum Mordfest zusammen. Wie die nordischen Kämpen sich zum Zweikampf auf Felseninseln überführen ließen, wo sie in fürchterlicher Einsamkeit sich gegenüber standen, zusammengehalten von den Armen des reißenden Stromes: so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen; das eiserne Schicksal preßt sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammenstoßende Gestirne zerschmettern sie sich und versinken.

„„Eine Stelle, wo das Verhängniß in ſeinem dunkeln Walten über die Handlung des Gedichtes wie durch Nachtgewölke erblickt wird, wo es beginnt, die dem Untergang geweihten Helden von der übrigen frohen Welt abzuſchneiden und ſeine ſchaudrigen Knoten, wie das ſchwarze Gitter eines Gottesgerichtskampfes, um ſie herzuziehen, eine ſolche Stelle iſt die folgende (ſ. Müllers Ausg: S. 69)““ — worauf dann die erwähnte Donauüberfahrt aus dem Nibelungenlied ausgehoben wird.“

So weit Karl Mayer. Ein Halbjahr nach der Abfaſſung, oder wenigſtens nach der Mittheilung dieſer beiden Uhland'ſchen Aufſätze an die Freunde, fällt ein am 4. Okt. 1807 an Kerner geſchriebener Brief des jungen Dichters, den wir hier hauptſächlich des heitern Kontraſtes wegen im Auszug mittheilen. Er iſt der einzige uns zu Geſicht gekommene des Briefſtellers, worin ſich wirklich etwas von tollem Jugendmuth, wenn auch unter der Maske des Gegentheils, ſowie Hinweiſung auf ein Drama Schillers finden. Zum Verſtändniß für Nichtwürttemberger iſt zu bemerken, daß das theologiſche Seminar in Tübingen, ein ehmaliges Auguſtinerkloſter, noch heute allgemein das „Kloſter“ heißt, und daß das Familienſtift der „Neue Bau“, die Wohnung Kerners, H. Köſtlins u. ſ. w. das eigentliche Neſt der Romantik war. „Uebrigens“ — heißt es — „wäre es hier jetzt ſtille, um das ruhigſte und geſetzteſte Lehrgedicht ausarbeiten zu können.

Der Neuenbau iſt leer,
Die Klöſter ſind ausgenommene Neſter,
Tübingen iſt worden zu einem Trübingen,

Der Ammerhof zu einem Jammerhof,
Luſtenau zu einem Schmerzenau!

Ich ſuchte dieſen ganzen Morgen auf den Gaſſen, um noch einige Gedichte zu finden, aber vergebens, denn am geſtrigen Samstag wurden alle Straßen gekehrt und geſäubert!"

Schwerlich wird man bedeutend abirren, wenn man ungefähr in die Zeit, worein die beiden oben mitgetheilten proſaiſchen Abhandlungen und das Geſpräch zwiſchen Hyld und Helgo fallen, die Entſtehung nachfolgenden Bruchſtückes ſetzt, welches ſich in Uhlands Nachlaſſe gefunden hat, ohne daß ſelbſt ſeinen nächſten Angehörigen und Freunden früher irgend eine Kunde darüber zugekommen wäre:

Zu einem Trauerſpiel, Alfer und Auruna.

„(In den Ruinen eines Palaſtes. Durch die geſprengte Kuppel fällt Mondlicht herein.)

Alfer (tritt ein).

Wer rief mich her in dieſe wüſten Hallen?
Weß Stimme ſcholl mir wie aus tiefer Gruft? — —
Und wieder Alles ſtille! — — Täuſchte mich
Des Windes Zug durch's hallende Gewölb?
Ich bin ja nicht zum erſtenmal getäuſcht:
Wie oft ſchon meint' ich durch des Eichwalds Sauſen
Und durch des Stromes Brandung einen Ruf
Zu hören wie aus ferner Geiſterwelt!
O wahrlich, nöthig wäre mir die Stimme,
Die mich aus dieſer dumpfen, ſchnöden Ruh'
Hinwieſe, wo die Kraft des Kampfes tobt.

Iſt mir umſonſt geſpannt des Armes Sehne?
Soll ſie erſchlaffen ungebraucht?

Stimme (aus der Tiefe).

Alfer!

Alfer.

Horch, wieder! Ja, es wohnt noch Leben hier.
Wer ruft ſo tief herauf? Verſtumme nicht!
Ha; ſinkt hier unten eine große Welt?
Will über mir die hohe trümmervoll
Zuſammenſtürzen? Iſt's ein Ruf der Rettung,
Wie aus den Wogen ein Schiffbrüch'ger ſchreit?
Wie, oder führt ein Weg durch dieſe Tiefe
Zur Heldenwelt hinüber? Stimme, ſprich!

Iſulf (ſteigt im Hintergrund aus der Tiefe).

Weil du zu mir hinabzuſteigen zögerſt,
Muß ich zu dir mich heben.

Alfer.

Wen erblick ich!

Iſulf.

Erkennſt du mich?

Alfer.

O meines Vaters Geiſt!
Wie? oder leben die Begrab'nen auf?

Iſulf.

Ob ich ein Schatten, ob lebendig ſei —
Von dieſer Welt, das ſag' ich, bin ich nicht.
Dir aber bring' ich Mahnung von den Geiſtern.

Alfer.

Den Denkſtein hab' ich auf dein Grab gewälzt
Dort im Gebirg: nun brichſt du hier hervor?
Erkläre, daß der Schauder von mir weicht!
Darf ich den Vater drücken an die Bruſt?
Empfindeſt du lebend'ger Herzen Schlag?

Iſulf.

Ich bin dein Vater nicht.

Alfer.

So willſt du wechſelnd
Aufleben mir und ſterben ſtets?

Iſulf.

Ich will
Dir deinen Vater nennen. Merke wohl.
Du ſiehſt der Säulen Rieſenſtämme hier,
Die hohen Thor' und mächtigen Gewölbe,
Hindeutend auf ein ſtärkeres Geſchlecht.
Hier wohnten einſt die Könige vom Rhein,
Der eingeborne Stamm, der fromm und treu
Den heim'ſchen Göttern diente; darum ward
Mit hohem Wuchs, mit friſcher Kraft ihr Leib,
Mit Heldenmuth und tiefem Sinn ihr Geiſt
Geſegnet von des Vaterlands Schutzgöttern.
Du biſt der letzte Zweig deſſelben Stamms,
Des edeln Berters königlicher Sohn.
Hier iſt dein Vaterhaus; in dieſen Hallen
Hat mild der Eltern Blick auf dir geruht!
Jetzt ſchau'n die Sterne durch's zerriſſ'ne Dach.

Alfer.

O Wundernacht! wie anders wird die Welt
Im nächſten Morgenlichte mir erſcheinen!
Es drängen tauſend Fragen ſich in mir,
Ich weiß nicht wo beginnen, noch wo enden;
Drum fahre fort, damit ich heimiſch ganz
In dieſem Hauſe werde, drein du mich,
Den Heimatloſen, nun zurück geführt.

Iſulf.

O gern verweil' ich bei der alten Zeit;
Es war die Zeit des Ernſtes und der Kraft.
Der Königsſtamm, der von den Göttern ſproßt,
(Er wahrt in ſich ein göttlich Weſen ſtets,)
Erſchien dem Volk in ſtiller Majeſtät.
Da war kein Leben, wie in jener Burg,
(in die Gegend hinaus zeigend)
Wo ſie mit eitelm Glanz und Schalle prunken.
Sie fühlen, wie ſie arm an Kräften ſind,
Wie innen fehlt der heilige Beruf;
Drum wühlen ſie das Gold aus tiefem Schacht
Und ſuchen Perl' und Purpur unter'm Meer,
Daß ſie in eitel blendend Erdengut,
Gleich den Zwergkönigen der Zauberkluft,
Verhüllen innere Erbärmlichkeit.
So ſind der eignen Krone Sklaven ſie;
Vom Himmel aber fällt kein Weiheſtral
Auf ihre Stirne, die ſich erdwärts neigt.
Wie anders war es hier im Herrſcherhaus:
Die Frauen gingen um den Webſtuhl ernſt
Gleich Schickſalsgöttinnen; die Väter ſaßen
Gedankenvoll umher im Tempelſtille,

Bis ſie, vom innerlichen Gott bewegt,
Aufſprangen zum glorreichen Heldenkampf.
Die Jugend trieb ſich nicht mit loſem Spiel,
Sie ward geübt in ſtrenger Waffenzucht,
Und vorbereitet zu der ernſten That.
Sie ſtreckte nicht gleich wucherndem Geſträuch
Die ſchwachen Aeſte früh' am Boden aus;
Nein, feſtgedrängt zum derben Stamme, ſtieg
Sie hoch empor, und ſchwang mannkräftig dann
Die Rieſenarme zu den Sternen auf.
Und wie die Könige, ſo war das Volk
Tiefſinnig, ſtark, den alten Göttern treu.

Alfer.

Doch ſprich, wie kam es, daß ſo mächt'ger Stamm
Erliegen mußte ſchwächerem Geſchlecht?

Iſulf.

O wallte Jugendfeuer noch in mir!
Daß ich mit zorn'ger Flammenrede Blitzen
Die finſterſte der Nächt' erleuchten könnte,
Die Nacht, da unterging der Helden Haus.
Ich aber bin in jener Nacht verſteint,
Und nur in meinem ſtarren Angeſicht
Bewahrt' ich des Entſetzens alte Spur.
Darum berich't' ich dich mit Wenigem:
— — — — — — — — — — —

Man ſieht, die hier dargeſtellte Situation iſt derjenigen zwiſchen Hyld und Helgo verwandt; in beiden ſteht ein junger, bis jetzt thatenloſer Mann einem ältern, der Großes geſehen, gegenüber; nur will im erſten Fall der junge durch

den alten, im zweiten der alte durch den jungen näher berichtet werden. Denkbar daß beide Fragmente dem gleichen Stück angehörten! Jedenfalls deutet ſich in dem zuletzt gegebenen Bruchſtück, bei aller Gewandtheit der Form und aller Schönheit und Tiefe der Gedanken, hie und da etwas nicht ganz Gereiftes an, wie z. B. das an ſich vortreffliche Bild von der „zum derben Stamme feſtgedrängten Jugend“ durch den Nachſatz, daß dieſelbe „mannkräftig dann die Rieſenarme zu den Sternen ſchwang,“ etwas übertrieben und zugleich unklar wird, indem der Leſer nicht ſogleich bemerkt, daß eigentlich nicht die Jugend an ſich — was noch übertriebener und gänzlich unplaſtiſch wäre — ſondern der Stamm, mit welchem der Sprechende ſie vergleicht, die Arme ſo weit ausgeſtreckt habe. Ueberdies begegnen ſich die Gedanken, daß „ein Königsſtamm, der von den Göttern ſproßt“ ... „erliegen mußte ſchwächerem Geſchlecht,“ mit der aus den Nibelungen hervorgehobenen Idee, daß eine ganze Heldenwelt einem dunkeln Verhängniß unterliegen gemußt, und machen auch inſofern nicht unwahrſcheinlich, daß die Entſtehung jenes Bruchſtückes und die des Aufſatzes über die Nibelungen nicht ſehr weit von einander liegen. Deſſen ungeachtet hat Uhland hier eine Behandlung dramatiſchen Stoffes eingeſchlagen, die allen ſpäter von ihm befolgten vorgezogen werden dürfte.

Ob er nicht auch hier, wenn das Stück weiter ginge, in ein zu langes Erzählen gerathen wäre, einen Mißſtand, den wir uns bei keinem ſeiner ſpätern Dramen und Dramenfragmenten verhehlen können, muß dahin geſtellt blei-

ben, jedenfalls aber iſt der Anfang ungemein draſtiſch, ſpannend und, was das Hauptverdienſt, augenblicklich mitten in den Kern der Sache, mitten in die innere Handlung verſetzend, wenn auch von einer äußern hier noch nichts bemerkt wird. Nur den entſchiedenſten dramatiſchen Talenten gelingt es ſonſt, und ſelbſt dieſen keineswegs immer, ſchon in den erſten Zeilen gleichſam einen das Ganze rückſpiegelnden und die Erwartung auf deſſen weitere Entfaltung ſpannenden Abglanz zu geben. War es bloßer Zufall, was unſern Dichter, der dieſen Weg ſpäter nie wieder einſchlug, hier geleitet? war es wirklich künſtleriſches Bewußtſein? In letzterem Fall müßte der Jüngling — geſetzt, wir täuſchen uns über die Entſtehungszeit des Werkes nicht — in der angegebenen Beziehung über dem Mann geſtanden, oder der Mann wenigſtens nie wieder einen Stoff gefunden haben, der ihm die Anwendung jenes Künſtlerzuges möglich machte.

Der Stoff, bei welchem er denſelben angewandt, über die geſchichtliche Zeit hinausgreifend, würde ſich nun wohl als ſolcher zum raſchen dramatiſchen Gang, wozu faſt nothwendig die Menſchheit in ihren bereits hiſtoriſchen, oder mindeſtens in den der gewohnten Anſchauung näher ſtehenden Verhältniſſen gehört, minder geeignet haben, hätte aber gleichwohl, als Drama behandelt, in andrer Beziehung von gewaltiger Wirkſamkeit ſein können, ſofern er neben jenem Nachtheil auch wiederum den Vortheil bot, ganz in die urſprüngliche, dem Herzen ſo nah' liegende Menſchenwelt zurückzuführen, wie Göthes Iphigenie, oder wie deſſen leider nicht über den Entwurf hinaus gekommener Prometheus.

Wie es ſcheint fühlte ſich Uhland zur Dramatiſirung ſolcher vorgeſchichtlichen Stoffe, deren er, falls Hyld und Helgo einem beſondern Stück angehört, jedenfalls zwei bearbeitet hätte, beſonders hingezogen, oder neigte ſich wenigſtens vorzugsweiſe zur dramatiſchen Bearbeitung ſolcher Vorwürfe, worin der Menſch von den geſellſchaftlichen Verhältniſſen ziemlich abgeſondert ſteht, wie in „Normänniſcher Brauch“ und „Schildels“, welch letzteres Bruchſtück er, wie wir ſpäter ſehen werden, aus einer größern Skizze heraus, die im Uebrigen mehr das ſociale Leben zum Gegenſtand hatte, allein zur Ausführung gebracht hat, als hätt' ihn jene Skizze nur da beſonders angeſprochen, wo ſie ſich den primitiven Zuſtänden annähert. Es iſt höchlich zu bedauern, daß er keinen der bezeichneten Entwürfe ganz ausgeführt, denn dürfen wir dem Verlauf vorliegender Abhandlung etwas vorgreifen, ſo ſprechen wir gleich hier aus, daß wir Uhland für die bühnliche Bearbeitung eines ſolchen Stoffes geeigneter halten, als für diejenige eines geſchichtlichen, wie denn ſeine ſittliche Anſchauung überhaupt, z. B. die Forderungen, die er als Staatsmann an die menſchliche Natur ſtellte, oder für ſie geltend zu machen ſuchte, mitunter eher eine urſprüngliche, noch reine Kraft, als die mehr oder minder depravirte des hiſtoriſch gewordenen Völkerlebens im Auge zu haben ſchienen.

Doch nicht blos Trauerſpiele, auch ſcherzhafte Bühnenſtücke gingen aus jenem Jugendzirkel hervor. Zwei Luſt- und Singſpiele Der Bär (oder Die Bärenritter) nach einer in Karlsruhe vorgefallenen, von Kölle mitgetheilten heitern Begebenheit, und Die unbewohnte Inſel wur-

den, das erſte von Kerner und Uhland gemeinſchaftlich, das zweite, unſeres Wiſſens, von Uhland allein, gefertigt. Beide ſind noch vorhanden und, ſoweit der Verfaſſer dieſes Lebensabriſſes einem, freilich nur höchſt flüchtigen, Blick entnehmen konnte, beide durchgängig in Verſen, beſonders aber Der Bär in gereimter, mitunter ſehr melodiſcher Sprache abgefaßt, wie letzteres Stück denn auch nach Karl Mayers Verſicherung (Album S. 7) von Friedrich Knapp, einem längſt verſtorbenen ſtuttgarter Freunde Uhlands, an welchen dieſer zur Entgegnung für gaſtliche Aufnahme das „Metzelſuppenlied“ gerichtet habe, vollſtändig in Muſik geſetzt ward. — Mitunter verſammelten ſich die vertrautern Freunde in den Dichterſtübchen, wo Kerner gewöhnlich Geſpenſtergeſchichten vortrug, zu denen, wie eine Verwandte Uhlands als Zeugin berichtete, dann die ganze Hausgenoſſenſchaft herbeiſtrömte, „um ſich zu gruſeln“. Bezeichnend iſt dabei für Uhland, daß er, trotz dem innigſten Verhältniß zu Kerner, den Erfahrungen, welche derſelbe ſpäter in der Geiſterwelt gemacht haben wollte, fortwährend einen ſehr ſtarken Unglauben entgegengeſetzt hat, wie er Solches denn auch eigenen Mundes in dem Gedichte Die Geiſterkelter andeutet. Sei es geſtattet hier, als der ſchicklichſten Gelegenheit, zwei Briefe einzuſchalten, die er in weit neuerer Zeit in genannter Beziehung an Jenen gerichtet. Am 29. Juni 1829 ſchrieb er:

„Cotta, Sohn, ſagte mir kürzlich, daß der erſte Theil Deines Werkes im Drucke beendigt ſei, und auch der zweite auf der Augsburger Dampfpreſſe raſch vorrücke. Es zeige ſich bereits ſtarke Nachfrage. Erlaubſt Du mir den Eindruck wieder zu ge-

ben, den unſre letzten Geſpräche mir zurückgelaſſen, ſo iſt es dieſer: was in dieſen Arbeiten Dein iſt, was rein und ungetrübt aus Deiner Beobachtung und Naturanſchauung hervorgeht, davon bin ich des ſchönſten Gewinns für Alle verſichert, denen klar iſt, daß man in die wunderbaren Tiefen der Menſchennatur und des Weltlebens ohne lebendige Phantaſie niemals eindringen werde. Was Dir aber von Andern zugetragen und fremdartig eingemiſcht wird, dagegen bin ich in hohem Grade mißtrauiſch und feindſelig geſinnt; ich meine nicht ſowohl die gelbe Weſte des Pfarrgeiſtes zu N., als vielmehr die Eſchenmayer'ſche Theologie, auf dieſe Gegenſtände angewendet."

Human, wie er war, ſchont er hier noch des Freundes; er mißt zwar auch deſſen eigener Beobachtung nicht eigentlich Glaubwürdigkeit bei, aber er gibt doch zu, daß man ohne lebendige Phantaſie in das Geheimnißvolle der Natur nicht eindringe. Wo er dem Geiſterſeher perſönlich nicht gegenüber ſtand, drückte er die eignen Zweifel, wie erzählt wird, noch viel ſtärker aus, wie Dies ſchon merklich in einem ein Halbjahr ſpäter geſchriebenen Brief an Jenen ſelbſt geſchieht: „Für Dein Buch von der Seherin, das ich mit großer Aufmerkſamkeit geleſen, hätte ich Dir längſt meinen herzlichen Dank geſagt, es war aber meine Abſicht, Dir zugleich die Zweifel und Einwendungen, welche ſich in mir erhoben, mitzutheilen. Da erhob ſich auf einmal gegen Dich ein Heer von Recenſenten, und machte ganz überflüſſig, daß Dir auch noch die Freunde mit ihrem Bedenken kämen." Und noch ſpäter, am 17. Juni 1834: „Die Geſchichte von der Geiſterkelter zu Weinsberg, die Du, lieber Kerner, mir einmal erzählt haſt, hab' ich in Reime gebracht; Du

ſollſt ſie in der neuen Auflage meiner Lieder erhalten.“ Eben ſo wenig fühlte ſich unſres Dichters kräftige Natur zu den Forſchungen über thieriſchen Magnetismus, Somnambulismus u. dergl. hingezogen, welche Kernern ſchon in den jungen Jahren, bei welchen wir hier eigentlich ſtehen, ſehr in Anſpruch genommen hatten. Die einzige Thatſache, welche Uhland ſpäter auf dem Gebiete dieſer Nachtſeite des Lebens intereſſirt zu haben ſcheint, und die er ſogar poetiſch verwerthete, indem er ihre dunkle Sphäre als überführenden Steg in eine lieblich helle benützte, iſt die durch Kerner an ihn gelangte Geſchichte von der Gräfin M—m, welche in ihrer Kindheit durch Schlafen in einem Mohnfeld in einen krankhaften, ſie über ihre nächſten Angehörigen traurig täuſchenden Seelenzuſtand gerathen war, ein Stoff, welcher Anlaß zu dem ſchönen Uhland'ſchen Gedichte Der Mohn gegeben hat. „Daß ich aus Deinem Garten Mohn gebrochen,“ ſchreibt er dem Freund in einem der oben ausgezogenen Briefe, „haſt Du geſehen.“

Noch iſt, um zu dem Jugendkreis in Tübingen zurückzukehren, eine, bei einer ſolchen Zuſammenkunft entſtandene, von Uhland und Kerner gemeinſchaftlich verfaßte Abendphantaſie an Karl Mayer vorhanden, bei deren Fertigung jeder der beiden Dichter abwechſelnd eine empfindſame, in Matthiſſons Manier gehaltene Strophe in der Art auf's Papier brachte, daß, als endlich das Ganze vollendet war, daſſelbe, des Inhaltes unbeſchadet, auch in umgekehrter Ordnung geleſen werden konnte. — In einem Brief Uhlands an Kerner vom 18. März 1808 theilt Jener Dieſem folgendes Sonett mit:

Liebesfeuer.

Vom Feuer, das in Liebenden ſich dränget,
Wie Ebb' und Fluth, vernehmt geheime Kunde!
Sind ſie getrennt, ſo bleibt es tief im Grunde
Des ſehnſuchtvollen Herzens eingeenget.

Nur Widerſchein der Gluth, die innen ſenget,
Gelangt zum dunkeln Aug' und bleichen Munde,
Bis nun erſcheint des Wiederſehens Stunde,
Wo ſich (?) das Feuer aus der Tiefe ſprenget.

Wie erſt mit heißen Blicken ſie ſich grüßen!
Wie Beider lang' verhalt'ne Flammen ſtreben
Sich zu vereinen durch das Spiel der Augen!

Bald ſenken ſie die Wimpern, um in Küſſen
Noch tiefer Eins des Andern glühend Leben
Aus Lippen, als aus Augen, einzuſaugen.

Auch waren abgeſehen von den Seckendorf'ſchen Muſenalmanachen manche Gedichte der beiden Freunde damals bereits im Druck erſchienen. So gedenkt, trotz ſeinem antiromantiſchen Geiſte, das Morgenblatt vom 13. Oktober 1808, bei Erwähnung des Taſchenbuchs für Damen auf das Jahr 1809, der von jenen Beiden gegebenen Beiträge freundlich in folgenden Worten: „Um auch den Romantikern ein Feſt zu bereiten, ſind Fr. Schlegels „Gebet", „ein Lied an die Geliebte", u. ſ. w. angereiht; ſodann drei kleinere Gedichte von dem talentvollen L. U., von welchen dem Referenten „Ein Abend" am beſten gefiel, und drei klare

Lieder von Juſtus (sic) Kerner.“ Faſt ſcheint es, dem Beurtheiler ſei etwas von Dem zu Ohr gekommen, was über Kerners Klarheit und Unklarheit im Sonntagsblatte geſcherzt worden.

Varnhagen von Enſe ſchreibt Ende Novembers 1808 in Bezug auf unſern Dichter: „Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsflut! Seine Lieder ſind Göthiſch; das heißt aber nicht Göthe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit deſſen Liedern: eben ſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgibt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung; aber ſein Geiſt iſt doch aus unſerer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen auffjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch Dies macht mir ihn werth. Ich ſchicke euch einige Lieder von ihm; „Des Knaben Berglied“ und „Die drei Lieder“, gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Proſa ſtehe hier; von einer Geliebten wird geſagt: „„Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's Leben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen Kuß. Und drängt ſich in einen ſolchen Kuß nicht eines Lebens Luſt und Schmach?““ —

Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerners Vermittlung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Becker sogar! Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist was er sagt gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist Jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger*."

Auch die beiden dänischen Dichter Baggesen und Oehlenschläger gingen dem Tübinger Freundeskreise, freilich nur in leichter Berührung, vorüber; Uhland aber warf sich, sobald er im Juli 1808 das Fakultätsexamen bestanden, auf größere poetische Arbeiten, denn mit der Reise nach Paris, oder vielmehr mit der vor Antritt derselben zu verfassenden und zu vertheidigenden Dissertation wurde der junge Mann von dem liberalen Vater so wenig gedrängt, als früher mit dem Eintritt in die wirklichen Fachstudien. So blieb ihm denn Zeit an eine Tragödie über Franceska von Rimini, an eine andere über Konradin, an ein dramatisches Mährchen,

* Varnhagens Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften III. S. 96.

die Entführung betitelt, von welchem er später, wie vorhin bemerkt ward, ein Bruchstück unter dem veränderten Namen Schildeis veröffentlicht hat, an andere kleine Dramen und Singspiele, an ein Dekameron alt französischer Erzählungen, an einen Roman in Form eines Romanzenkranzes zu denken, kleinerer lyrischen Gedichte, welche in jene Periode fallen, nicht zu erwähnen. Besonders das Jahr 1809 scheint ungemein fruchtbar für ihn gewesen zu sein, oder hat er mindestens erst in diesem Jahr an Kerner, welcher die Universität in den ersten Monaten desselben verlassen hatte und nun auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, eine Menge zum Theil vielleicht schon früher verfaßter Dichtungen gesandt. In einem vom 11. April 1809 datirten Brief heißt es:

„Du wirst mich auslachen, wenn ich Dir schreibe, daß ich meine Gedichte Cotta zum Verlag angeboten, und so eben Antwort erhalten, daß er sie wegen der Menge Unternehmungen und der Zeitumstände nicht annehmen könne, daß es ihm sonst ein Vergnügen gewesen wäre ꝛc.“ — Einige Monate später schreibt er dem Nämlichen: „In von der Hagens Museum, das überhaupt sehr unterrichtend ist, las ich, daß Hans Volz, Meistersänger und „Barwirer“ zu Nürnberg war, auch daß er eine Privatdruckerei hatte, wahrscheinlich weil er keinen Verleger fand, eben wie ich, der ich nun auch Mohr und Zimmer (in Heidelberg) meine opera vergeblich angeboten habe. „„Ihre vielen Engagements““, schreiben sie, „„die niederschlagenden Erfahrungen der letzten Messe ꝛc.““ ... „„Sonst würden sie mit großer

Vorliebe“ u. ſ. w.* Am 26. April 1809 benachrichtigt er den Freund in Bezug auf deſſen Schattenſpiel Eginhard**: „Heute werde ich es zur Feier meines zweiundzwanzigſten Geburtstages durch ..... aufführen laſſen mit einem Nachſpiel, das Du hiebei erhältſt.“

Nachſpiel zu Kerner's Schattenſpiel Eginhard.

(Der Vorhang iſt gefallen.*** Die Zuſchauer klatſchen. Plötzlich entſteht hinter dem Vorhang ein Tumult und eine fürchterliche Stimme ruft: „Still da draußen! Es iſt noch nicht vorbei!“ Ein großer Arm wirft den Vorhang in die Höhe, die beiden Rieſen Aſperianus und Staudenfußius kommen zum Vorſchein, ſind jedoch zu groß, um ganz erſcheinen zu können, und zeigen ſich daher abwechſelnd nur mit der obern oder untern Hälfte des Körpers. Die letzte Scene des Stückes mit den im Bette Liegenden iſt in den Spiegel zurückgetreten.)

Aſperian (ſpricht): Das Stück muß wieder von vorn gegeben werden, die wichtigſte und impoſanteſte Scene iſt ausgelaſſen worden. Wir beiden Rieſen hätten im Walde, gleich nachdem die Wölfe vorübergegangen, vom Kaiſer und ſeinem Schildknecht erſchlagen werden ſollen. Wir haben uns aber über die Mittagsruhe verſpätet. Ja, es muß Alles wiederholt werden. (Ruft gegen den Spiegel:) Wacht auf da drinne, ihr Schnarchenden!

Staudenfuß (ſpricht): Ich will ſie gleich wecken. (Gibt dem Spiegel einen Tritt, daß er in Stücke zerfährt und verſchwindet.)

---

* Der Nachſatz iſt mit humoriſtiſcher Kürze vom Briefſteller ſelbſt, nicht vom Herausgeber, weggelaſſen. Ebenſo im vorhergehenden Brief.

** In den, damals noch ungedruckten, Reiſeſchatten.

*** Kerners Stück endigt mit den Worten des unter dem Ofen hervortretenden Pudels: „Mit allerhöchſter Erlaubniß hab' ich die Ehre, ein gebildetes Publikum durch meine Stellungen zu amüſiren.“ (Er ſtreckt die Zunge gegen die Logen heraus und wedelt mit dem Schwanz gegen das Parterre. Der Vorhang fällt.)

Asperian (spricht): Zum Teufel! was treibst du? Du haſt ſie ja nach allen Weltgegenden zerſprengt. Wie ſollen wir ſie alle wieder zuſammen bekommen?

Staudenfuß (ſpricht): Wir brauchen ſie auch nicht alle. Was ſollen wir das ganze Stück wiederholen? Es muß blos ſo viel geſchehen, daß wir mit Anſtand anftreten können.

Asperian (ſpricht): Alſo gleich nach den Wölfen hätten wir kommen ſollen. Die Wölfe müſſen wieder her! Ich will ſie fangen. (Streckt den Arm aus und zieht die drei Wölfe bei den Schwänzen herein.) Und nun müſſen wir den Kaiſer Otto haben.

Staudenfuß (ſpricht): Der iſt eilends davon gejagt, als mein Fußtritt das Schloß zerſtörte.

(Der Spiegel erſcheint wieder; man ſieht den Kaiſer zu einem Thor einreiten.)

Asperian (ſpricht): Ha, dort ſeh' ich ihn! Er reitet gerade in das Thor von Regensburg ein. Mein langer Arm ſoll ihn erreichen. (Streckt den Arm aus, nimmt den Kaiſer vom Pferde, zieht ihn an den Haaren, zappelnd, herbei und ſetzt ihn dann nieder.)

Der Kaiſer (ſpricht): O weh, was wollt ihr von mir, ihr Gewaltigen?

Asperian (ſpricht): Hier ſollſt du noch einmal vor den Wölfen erſchrecken.

Der Kaiſer (ſpricht): Die Wölfe ſchrecken mich nimmer, denn ich weiß aus dem ganzen Verlauf der Handlung, daß ſie mir nichts thun können, ſondern unſchädlich vorübergehen müſſen.

Asperian (ſpricht): So gehen wir gleich zur Hauptſache! Du mußt mit mir fechten und mich erſtechen.

Der Kaiſer (ſpricht): Nicht möglich, denn ich habe kein Schwert bei mir. Es iſt in der Burg hängen geblieben, als das gewaltige Erdbeben kam. Auch hab' ich mir feſt vorgenommen, von nun an kein Schwert mehr zu ergreifen, indem

ich alle Streithändel meinem Herrn Tochtermann, Eginhardo, überlasse.

Asperian (spricht): So geh zum Teufel! (Der Kaiser eilt davon.)

Staudenfuß (spricht): Vielleicht bin ich mit meinem Manne glücklicher. Wo find' ich aber den verfluchten Schildknecht? (Im Spiegel erscheint der Professor auf dem Katheder mit einem großen Manuskript in der Hand und einer hohen Frisur, von vielen nachschreibenden Zuhörern umgeben.)

Asperian (spricht): Ich meine dort in weiter Entfernung ein Gesicht zu sehen, das dem Schildknecht gleicht, aber der übrige Aufzug paßt nicht.

Staudenfuß (spricht): Mein Seel', er ist's! Was hat er denn für ein mörderliches Papier in der Hand? (Streckt die Hand nach dem Manuskripte des Professors aus, dieser klammert sich aber so fest daran, daß er mit demselben durch die Luft getragen wird.)

Der Professor (spricht): Welche räuberische Hand will mir mein Manuskript entreißen? meine Seele, mein Leben, mein Alles?

Staudenfuß (spricht): Närrchen! wie siehst du aus? Bist ja doch der Schildknecht. Hier sollst du mit uns Riesen den Kampf antreten, und uns zu Boden strecken.

Der Professor (spricht): Nun und nimmermehr! Erstens hab' ich schon lange die Lanze mit dem Federkiel, das Schwert mit dem Federmesser, den Schild mit dem Fließblatt vertauscht. Zweitens bin ich soeben in meinen astronomischen Vorlesungen gegen die Barbarei des Faustrechts losgezogen; und drittens kommt ihr viel zu spät, indem es jetzt keine Riesen mehr gibt, oder vielmehr hat es überhaupt nie solche gegeben: was man dafür hielt, waren blos Schaumgebürten einer überspannten Phantasie. Ich werde euch sogleich auf die gewöhnliche Größe reduciren. (Betrachtet sie durch die Lorgnette.)

Staudenfuß (ſpricht): Wart, ich will dich beſchämen! (Gibt ihm einen Tritt. Der Profeſſor wird fortgeſchleudert.)

Der Profeſſor (ſpricht im Fortfliegen): Welch ſeltſam Phänomen!

Staudenfuß (ſpricht): Aber was fangen wir jetzt an, Aſperian, da uns Niemand umbringen will?

Aſperian (ſpricht): Ich denke, wir ſind Manns genug, um für uns ein eigenes Duodrama aufzuführen, und nicht blos als Epiſoden unter elendem Menſchengeſindel zu erſcheinen.

Staudenfuß (ſpricht): Dein Vorſchlag iſt gut, aber ich weiß nicht, es iſt, als ob alle Drähte meiner Thatkraft aufhörten gezogen zu werden.

Aſperian (ſpricht): Mir wird ebenſo; meine Zunge verſagt mir den Dienſt, ich werde ſtumm werden. Auch weiß ich nichts mehr zu reden, die Gedanken gehen mir aus.

Staudenfuß (ſpricht): Und ſieh, das Licht will erlöſchen. Es iſt, als ob den himmliſchen Lampen das Oel ausgebrannt wäre. Dumpfe Stille wird uns einhüllen.

Aſperian (ſpricht): Sollen wir ſolch ein elend Leben hinſchleppen? Sollen wir einem ſchmählichen Tode langſam entgegen dämmern? Nein, das Verhängniß hat uns einen edlern Tod beſtimmt, den Heldentod durch's Schwert. Nehmen wir unſere letzte Kraft zuſammen! Erſtechen wir uns gegenſeitig!

(Sie thun's und fallen mit Gepolter auf verſchiedenen Seiten hinab, ſo daß nur noch die aufgeſtreckten Füße ſichtbar ſind. Nach einer langen Pauſe ſtreckt Staudenfuß den Kopf hervor und ſpricht):

Nun ihr Zuſchauer, wollt ihr nicht klatſchen? Muß ich mich noch im Grab umwälzen?

Aſperian (ſteht gleichfalls hervor und ſpricht): Nun, wenn ihr da draußen nicht klatſchen wollt, ſo ſoll hier innen geklatſcht werden, euch zum Trotz! Heraus, Leute!

(Der Zwerg ſpringt aus dem Spiegel, vertheilt ſich ſofort in ſich ſelbſt, in den Kaiſer Otto, in Eginhard, Adelheid, Dietwaldum und viele andere Per-

ſonen, die im Stücke aufgetreten, und jetzt ſämmtlich aus allen Kräften klatſchen. Die Rieſen ſinken wieder todt zurück, klatſchen jedoch mit den emporgeſtreckten Füßen. Der Teufel kommt mit dem Pudel, den er an die Klatſchenden hetzt. Der Pudel will ſie mit großem Gebell der Reihe nach anpacken, wird aber immer durch das Zeichen des Kreuzes abgetrieben. Der Vorhang fällt. Man hört noch einige Zeit innen klatſchen.)"

Unterm 10. Juni 1809 ſchreibt Uhland an Kerner: „Er (Karl Mayer) proteſtirt dagegen, daß du ſageſt, der „Bär" gefalle ihm nicht. Uebrigens ſcheint er mich für den eigentlichen Bärenvater ausgegeben zu haben, da doch die Hauptſache im Komiſchen von dir herrührt, und der Text der Arien in meinem Singſpiel überhört zu werden pflegt, und daher unbedeutend iſt." — Zugleich ſendet er die Skizze zu einem einaktigen Luſtſpiel, die hier abermals ganz folgen möge:

„Die Serenade.

Perſonen: Roſa. Silvia. Claros. Alonſo.

Erſte Scene.

Am Ausgang eines Waldes. Im Hintergrunde ſieht man ein Landhaus. Es iſt Abend. Claros tritt auf mit einer Laute, ſetzt ſich unter einen Baum und ſingt ein Liebeslied. Er ſagt, daß er im Walde verirrt und ſo wieder in dieſe Gegend gekommen ſei, die er vor Kurzem verlaſſen.

Zweite Scene.

Alonſo erſcheint mit der Jagdflinte. Er erkennt den Claros als einen luſtigen Studenten, mit dem er noch vor einem Jahre auf der Univerſität Salamanka geweſen. Sie erinnern einander an ihr dortiges Leben: wie der Jäger Alonſo die Stadt habe zum Walde machen wollen, wie er

nach dem zahmen Geflügel, ſtatt des wilden, ja ſogar nach den gemalten Hirſchen an den Häuſern geſchoſſen habe. Sie theilen ſich ihre Schickſale mit. Claros berichtet, wie er ſich in Salamanka in ein Mädchen verliebt, das einige Zeit mit einer Verwandten dort gelebt, daß aber die Letztere, die dieſe Liebe nicht gerne geſehen, ſchnell mit dem Mädchen abgereiſt ſeie, und daß er ſeitdem umherſtreiche, um dieſes aufzuſuchen. Alonſo erzählt dagegen, daß er gleichfalls verliebt ſei und zwar in die Beſitzerin der vor ihnen liegenden Villa, an deren Waldungen die ſeinigen grenzen. Dieſe habe ihn ſo ſehr bezaubert, daß er einmal, als er ſie im Walde luſtwandeln geſehen, beinahe vor Liebe nach ihr geſchoſſen hätte. Bisher habe er vergebens geſucht, ſie für ſich zu gewinnen. Er habe nun gehört, daß ſie eine große Freundin von Poeſie und Muſik ſei, zum Unglück verſtehe er aber von Beidem nicht das Geringſte, indem er ſich ſtets nur auf die Jagd gelegt. Er bittet ſich nun von Claros, der ſich mit dieſen Künſten in Salamanka viel beſchäftigt, einigen Unterricht in denſelben aus, um Roſa dadurch einzunehmen. Claros beginnt ſogleich ſeine Vorleſungen über die Poeſie. Er fängt ernſthaft an, geht jedoch alsbald in das Burleske über. Es ſeie nichts leichter, als die Poeſie, beſonders die galante. Sie beſtehe eigentlich darin, daß man nichts bei ſeinem rechten Namen nenne. Eine Jungfrau ſei eine Blume, und wieder, eine Blume ſei eine Jungfrau. Eine Wange ſei eine Roſe, eine Hand eine Lilie, ein Zahn eine Perle. Er empfiehlt dem Alonſo beſonders die Blumen, weil die Vorſtellung derſelben ſchon an ſich ſchön ſei, wenn auch nichts weiter hinzukomme u. dgl. m.

Alonſo iſt ſehr erfreut und glaubt nun in der Poeſie ſtark genug zu ſein. Sie kommen an die Muſik. Claros nennt ſie diejenige Kunſt, die am meiſten den ganzen Menſchen nach Leib und Seele erſchüttere und durchdringe. „Ja, ich glaube, wenn wir verklärt werden, ſo geſchieht es durch die Melodie der himmliſchen Chöre, und nicht umſonſt ſagt man, daß die dem Tode Nahen öfters ſelige Muſik hören, denn das iſt ihr Uebergang in das Geiſterreich.“ Nun geht er zur Poſſe über und verſichert zuletzt den Alonſo, daß er noch dieſen Abend im Stande ſein ſolle, ſeiner Schönen ein Ständchen zu bringen. Sie beſchließen, ſich zu dieſem Zwecke in den Garten an der Villa zu ſchleichen und gehen ab.

Dritte Scene.

Roſa, die Beſitzerin des Landgutes, kommt mit ihrer Zofe Silvia vom Spaziergang aus dem Wald zurück. Sie ſagt, welch' wunderbares Abenteuer ihr begegnet. Sie höre den ganzen Abend die Melodie eines von ihrem fernen Geliebten gedichteten und komponirten Liedes, das er in Salamanka oft unter ihrem Fenſter geſungen, im Walde umherirren. Sie würde es für ein Spiel ihrer Phantaſie halten, wenn es nicht auch Silvia gehört hätte. Dies führt ſie auf Klagen über ihre unglückliche Liebe: wie ſie ihren Geliebten ohne Abſchied habe verlaſſen müſſen, wie ſie nun, da ſie durch den Tod ihrer Verwandten frei geworden, denſelben nimmer erfragen könne, da er ſich in die weite Welt verloren. Hierauf gehen Beide nach der Villa.

Vierte Scene,

Garten an der Villa, wovon ein Flügel auf der linken

Seite der Bühne steht. Claros und Alonso kommen von der rechten. Alonso äußert seine Verlegenheit, daß er noch nicht im Stande sei, eine Serenade zu bringen. Claros hängt ihm das Futteral seiner Laute um, welches in der Nacht leicht für die Laute selbst gehalten werden kann. Er selbst tritt hinter einen Busch, spielt und singt das Lied, das er im Anfange des Stückes gesungen. Alonso thut bald, als ob er spielte, bald vergißt er sich und gestikulirt mit den Händen, auch öffnet er den Mund nach dem Takte. Rosa, von den wohlbekannten Tönen angezogen, tritt in das Fenster und wirft eine Rose herab, welche Alonso entzückt aufhebt.

Fünfte Scene.

Nicht genug! Sie kommt selbst mit Silvia herab, und beschwört Alonso zu sagen, von wem er das Lied wisse. Alonso versichert sie, daß ihm das Gefühl die Sprache ersticke. Er hält eine groteske, poetisch sein sollende Rede an sie, worin er sie eine Herbstrose, eine Sonnenblume, einen Blumenzwiebel nennt u. s. w. Sie bringt in ihn, wenigstens das Lied noch einmal zu spielen. Alonso ist in der größten Verlegenheit. Indeß stimmt Claros, der, im Busche versteckt, Alles mit angehört, seine Geliebte zu vernehmen meint, und es doch nicht glauben kann, das Lied noch einmal an. Rosa antwortet in der nämlichen Melodie und mit den Worten, worin sie sonst ihrem Geliebten geantwortet. So werden sie durch die Töne zusammengeführt. Freudiges Erkennen. Alonso sieht ein, daß hier ältere Ansprüche sind; er ist überhaupt froh, sich aus den Labyrinthen der Poesie und Musik

gerettet zu ſehen, und beſchließt, von nun an nur ſeiner Jagdflinte treu zu bleiben. Auch tröſtet ihn Claros, indem er ihm erklärt, daß nach den Anſichten der Poeſie Derjenige, welchem die Jungfrau zu Theil geworden, nur die Roſe, und Der, welcher die Roſe gewonnen, die Jungfrau erlangt habe. Der Vorhang fällt.

Das in dieſem Stück vorkommende Lied des Claros wäre ungefähr folgendes:

Ach, erſcheine!
Einzig Meine,
Süßes Licht, erſcheine mir!
Auch von fernen
Traumesſternen
Komm' auf meiner Stimme Schall!

Roſa's Antwort wäre:

Ich erſcheine!
Stets die Deine,
Wachend, träumend folg' ich Dir,
Ohn' Ermatten,
Nur Dein Schatten,
Nur Dein treuer Wiederhall!" — —

Offenbar hat dieſes Stück Anlaß zu den zwei in Uhlands Gedichten enthaltenen „Liebesklagen", der Student (Claros) und der Jäger (Alonſo), gegeben.

Am 21. Juli ſchickt Uhland dem Freund, ebenfalls unter dem vorhin gebrauchten Titel, das bekannte „Ständchen", mit einer, ſpäter nicht zum Druck gekommenen erſten Scene

zwiſchen Junker David und deſſen Diener Thomas. Dieſelbe lautet wie folgt:

„Die Serenade.

Scene: Garten mit einem Flügel des Schloſſes.
David. Thomas.

David.

Wie hat die Flaſche Weines dir gemundet?

Thomas.

Sehr gut! mir kam im Trinken erſt der Durſt,
Denn längſt hatt' ich den Weindunſt ganz verlernt.
Ihr habt den dürren Boden umgelockert,
Und Ströme, wahrlich! könnt' er jetzt verſchlucken.

David.

Man thut des Guten auch zu viel; vernimm,
Warum ich heut ſo reichlich dich getränkt.
Ich wollte deine Dichteradern ſchwellen,
Daß du ein zärtlich Liedchen gleich mir reimſt,
Das dieſe Nacht noch vor des Fräuleins Fenſter
Geſungen wird, ihr Herz mir zuzuwenden.

Thomas.

Nicht möglich, beſter Herr! es iſt ſchon Abend.
Die Lieder ſchießen nicht wie Pilz' hervor.

David.

Soll ich den Wein umſonſt geſpendet haben?

Thomas.

Zu ſpät, geliebter Herr, ach, viel zu ſpät!

David.

Es hilft dir nichts! denn Alles liegt daran,
Daß ich das Fräulein günſtig mir erhalte;
Daß ſelbſt kein ſchlimmer Traum ſie dieſe Nacht
Mir noch entfremde. Drum verkünd' ich dir:
Wird nicht das Liedchen bis zum Abend fertig,
So laß ich dich ſo lang in Schrauben ſtecken,
Bis du, halb todt, mir ſingſt ein Schwanenlied.

Thomas.

Erbarmen, beſter Herr, ich will's verſuchen:
Befehlt mir, was das Lied enthalten ſoll.

David.

Um nachzuhelfen deiner Phantaſie,
Hab' ich an dieſe Stelle dich geführt,
Wo wir zunacht das Ständchen bringen werden.
Hier faſſe recht die Bilder in den Sinn,
Daß Alles ſich nach Zeit und Orte fügt.
Vor Allem denke dir, der Tag ſei Nacht.

Thomas.

Das iſt ſehr ſchwer zu denken, lieber Herr!

David.

Du denkſt nur, ſtatt der Sonne, Mond und Sterne.

Thomas.

Die ſind doch viel geringer als die Sonn'?

David.

Ich will dich lehren, wie man ſo was denkt.
Merk auf! Ich ſchlag' an dieſe Roſe hier;
Es fahren Blätter aus nach allen Seiten,

Nur wen'ge bleiche blieben noch am Stiel.
So, mußt du denken, ſchlag' ich in die Sonne,
Da fahren tauſend Sterne durch die Luft,
Und an der Stelle bleibt ein blaſſer Mond.
Den ſo bewandten Mond nun denke dir
Hier auf des ſchönen Fräuleins Fenſter ſchimmernd,
So wie die Sonn' es eben jetzt beſtralt.

Thomas.

Das Fenſter kann ich denken, weil ich's ſehe;
Doch wie der Mond drauf ſcheinet, weiß ich nicht,
Weil ich im Mondſchein nie ſpazieren gehe.

David.

Thut nichts zur Sache! Hinter dieſem Fenſter
Mußt du das ſchöne Fräulein ſchlummernd denken.

Thomas.

Wie kann ich das? Denn eben hör' ich ſie
Ganz laut da drinne ſprechen.

David.

Denke nur,
Sie ſprech' im Schlafe. Weiter ſtell' dir vor,
Ich ſinge hier dein Lied zum Harfenklang.

Thomas.

Das iſt das Allerſchwerſte, theurer Herr!
Wie läßt ſich denken, daß ein Lied Ihr ſingt
Das erſt zu dichten iſt, zu dem mir noch
Kein einziger Gedanke kommen will.
Ach, wenn Ihr Euch das Lied ſchon denken könnt,
So überhebt mich doch der großen Mühe.

David.

Du brauchſt das Lied nicht ſelber dir zu denken;
Du denkſt die Melodie, du kennſt ſie wohl,
Da Alles ich nach Einer Weiſe ſpiele;
Nur daß ich ſtärker oder ſchwächer ſchlage.
Nun wie ich zärtlich rühre ſo das Spiel,
So tritt das Fräulein droben an das Fenſter.

Thomas.

Ich ſehe nur des Fräuleins Zofe droben.

David.

Nun ſieh, die Zof' iſt 'ringer als das Fräulein,
Dafür die Sonn' iſt edler als der Mond:
So wird zuletzt die Nacht dem Tage gleich.
Das Alles nun, die Nacht, der Mond, das Fenſter,
Das Fräulein, ich, die Harfe, dünkt dir's nicht
Genug, um etlich' Reimlein auszufüllen?
Du würdeſt überdies mich ſehr vergnügen,
Wenn du aus der Geſchichte meines Ahns,
Des Königs David, was einfließen ließeſt.
Du denkſt dabei nur an die Schilderei'n,
Die ſtündlich du in meinem Zimmer ſiehſt.

Thomas.

Ihr ſagt mir da das Beſte noch zuletzt;
Der König David ſteigt mir in den Kopf.

David.

So geh denn nach dem ſtillen Walde hier,
Und zupf' an allen Büſchen Blätter ab,
Bis dir das Werk gelinge.

Thomas.

Gut, mein Herr!

(Er geht sehr nachdenklich ab.)

David.

Es fehlt mir nicht! sie muß sich mir ergeben,
Belagert von Gesang und Saitenspiel.
Ich laß ihr keinen Stillstand, selbst bei Nacht."

In der hierauf folgenden zweiten Scene des „Ständchen" kommen dann mit Bezug auf die vorher gehende, nach den Worten:

„Ist keine Rettung? Ist die Harmonie
Gestorben? Sind die Engel der Musik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!" —

noch die Zwischenverse:

„Thomas.

Merkt wohl! Das art'ge Liedchen ist von mir!
Ganz warm noch, eben aus dem Ei geschlüpft."

Gleich darauf, am 26. Juli, wird die ergänzende Skizze zu dem Fragment Schildeis unter dem sogleich anzuführenden Titel, als dramatisches Mährchen in acht Scenen, mitgetheilt. Der Inhalt ist folgender:

„Die Entführung.

Zimmer in der Burg zu Prag. **Eginhard**, Herzog in Böhmen, und **Dietwald**, ein alter Ritter.

Erſte Scene.

Dietwald. Nun, Ihr habt frühzeitig den fürſtlichen Sitz Eurer Väter eingenommen! Wie gefällt er Euch, erlauchter Herr?

Eginhard. Schlecht, Alter! Der Sattel iſt der einzige Sitz, an dem ich Behagen finde; der trägt mich in der weiten, fernen Welt herum, der herzogliche Stuhl aber bleibt immer unter ſeinem engen Sammthimmel feſtgebannt. Ich kann mich hier nicht rühren und nicht regen. Will ich eſſen, ſo ſchneidet mir der Truchſeß die Biſſen vor; will ich trinken, ſo hält mir der Schenk den Becher hin, wie einem Kinde; will ich zu Pferd ſteigen, ſo hebt man mich hinauf; will ich jagen, ſo treibt man mir das Wild vor den Schuß; will ich denken, ſo kommen die Räthe geſprungen und ertränken alle meine Gedanken mit ihrem guten Rath. Ja! im Ritterleben war es anders.

Dietwald. Ihr habt Recht, gnädigſter Herr! Draußen in der friſchen Luft dacht' ich nie an mein vorgerücktes Alter. Ich drückte den Helm über meine grauen Haare, der Frühling ſpiegelte ſich in meiner blanken Rüſtung, den jugendlichen Schwung meines Roſſes nahm ich für meine eigene Kraft.

Eginhard. Traun! ich glaube, wer immer zu Roſſe ſäße, würde nicht ſterben, ſondern zuletzt in Flammen gen Himmel fahren.

Dietwald. Und nun hier die dumpfe Hofluft macht meine Haare bleicher, meine Augen matt, meine Nerven ſchlaff. Ich bin vom Roſſe geworfen, die Waffen ſind mir ausgezogen, ich ſtehe da, verdorrend wie ein abgeſchälter Baum.

Eginhard. Nein, Dietwald, ſo bleibt es nicht. Ich bin noch nicht von der edlen Ritterſchaft geſchieden. Die Dame meines Herzens ſteht noch mitten in der Welt der Abenteuer, ich muß zurück und ſie herausholen. — Er erzählt nun, wie er ſich in Adelheid, die Tochter des Kaiſers Otto, des Feindes von ſeinem Stamme, auf einem Turnier verliebt, — (hieher gehört der Inhalt der Romanze: Der Sieger) — und wie Adelheid bereits im Kloſter zu Regensburg ſei, um nächſtens als Nonne eingekleidet zu werden. Sie beſchließen die Entführung. Sie wollen ſich für Abgeſandte des Kaiſers ausgeben, die der Prinzeſſin koſtbaren Schmuck überbringen, um am Tage der Einweihung die Heilige des Kloſters damit zu zieren. Dietwald, dem ſeine grauen Haare Anſehen geben, ſoll die Hauptperſon ſpielen, Eginhard will ihm als Diener folgen. Ein Brief, als von dem Kaiſer geſchrieben, ſoll Adelheiden ihre Abſicht eröffnen.

Zweite Scene.

Kloſterhof.

Adelheid. Der Welt ſoll ich entſagen? Was iſt denn weiter, dem ich nicht ſchon entſagt hätte? Meines Vaters glänzenden Palaſt hab' ich mit der engen Zelle vertauſcht. Der heitere Himmel blickt kaum zwiſchen den hohen Mauern herein; der blühende Frühling liegt hinter ihnen und der

ſchattige Kloſtergarten trägt nur wenige Blumen, die gleichfalls trauern, von der übrigen Blumenwelt abgeſchloſſen zu ſein; meine Geſpielinnen ſind ferne; meine feſtlichen Gewande, meinen Schmuck hab' ich abgelegt, meine Wangen beginnen zu erbleichen, meine Augen ſich zu trüben. Was hab' ich noch, das der Welt angehört? Soll ich auch mein Herz zurücklaſſen und mein Herzblut, die Liebe? Mein Geliebter iſt ferne; auch darf ich nicht hoffen, daß er noch an mich denke. Ach! ihm kann ich entſagen, aber nicht meiner Liebe. Mag die Zeit des Gelübdes kommen, wo die Erde in Dunkel ſinken und nur der Himmel mit ſeinen Geſtirnen leuchten ſoll, ſei es Tag oder Nacht: ſo lang' ich leben ſoll, muß mein Herz ſchlagen, und ſo lange mein Herz ſchlägt, ſchlägt es" .... (von Liebe? die letzten Worte fehlen.)

„(Die Aebtiſſin kommt mit Dietwalb, Eginhard, der ein Schmuckkäſtchen trägt, und zwei Nonnen aus dem Kloſter; ſie unterrichtet Adelheid von der vermeinten Abſicht der beiden Abgeſandten; Adelheid lieſt den Brief mit großer Bewegung; die Nonnen bewundern den Schmuck.)

Aebtiſſin. Kinder! hanget nicht an den Eitelkeiten der Welt! Betrachtet vielmehr dieſe Kleinodien im geiſtlichen Sinn. Seht! dieſe makelloſen Perlen, die in der Tiefe des Meeres in enger Muſchel verborgen lagen, deuten auf die Reinheit, zu der ſich das Gemüth in der Einſamkeit läutert. Dieſe Diamanten, die auf den erſten Anblick farblos erſcheinen, ſpiegeln, näher betrachtet, alle ſchönen Regenbogenfarben. Das iſt die Beſcheidenheit und Demuth, worunter die ſchönſten Tugenden verborgen ſind! Dieſer Rubin, der eine ew'ge Gluth in ſich trägt, bedeutet euch die Liebe eines gottergebenen Herzens.

Erſte Nonne. Alle dieſe Tugenden ſind dein, liebe

Adelheid! (Sie hängt Adelheiden eine Perlenschnur um.) Hier die Reinheit!

Zweite Nonne. (Legt ihr Demanten-Armbänder an): Hier Demuth und Bescheidenheit!

Erste Nonne. (Steckt ihr einen Ring mit einem Rubin an.) Und hier die Liebe!

Zweite Nonne. Und nun bist du geschmückt wie eine Braut.

Aebtissin. Als eine Braut des Himmels.

(Adelheid legt die Hand auf's Herz, das im Briefe bestimmte Zeichen der Einwilligung.)

Eginhard (tritt vor und faßt ihre Hand): Nein, meine Braut, so wahr Gott im Himmel lebt!

Adelheid. Dein, ewig dein!

(Eginhard umschlingt Adelheid und eilt mit ihr zur Pforte hinaus. Dietwald folgt.)

Aebtissin. (Dem Kloster zueilend): Hilfe! Hilfe! Raub! Kirchenraub!

Erste Nonne. Ach! glückliche Schwester!

Zweite Nonne. Viel Heil auf die Fahrt!

Dritte Scene.

Kaiser Otto's Palast. Zwei Pagen, Roland und Klaudius.

Der Kaiser tritt auf; er hat die Nachricht von der Entführung seiner Tochter erhalten; wer der Entführer ist, weiß er aber nicht. Er bricht in zornige Reden aus und geht ab. Die beiden Pagen bleiben zurück. Nun entfaltet sich einer der Hauptkaraktere des Stücks. Der Page Roland erzählt, wie sich seine Abkunft in ein wunderbares

Dunkel verliere. Er ſei als Kind von den Rittern des Kaiſers einer ſlaviſchen Horde, die ihn wo geraubt haben müſſe, abgejagt worden. Man habe bei ihm ein ſehr koſtbares goldenes Kreuz gefunden, das er nun immer am Halſe trage. Er vermuthet daher, daß er einer von der Art der fabelhaften Prinzen ſeie, die nach den Ritterbüchern, wie Florens im Oktavianus, nachdem ſie lange im Dunkel gelebt, zuletzt wieder zu dem ihrer Geburt würdigen Glanze gelangten. Er glaubt ſich auch vom Kaiſer ſehr diſtinguirt, der vorhin alle ſeine zornigen Blicke auf ihn geworfen habe. Er zweifelt nicht, daß die Prinzeſſin Adelheid ihm vom Schickſal beſtimmt ſei. Ihre Entführung ficht ihn gar nicht an; er hält den Entführer blos für ein Werkzeug, durch das ihm ſeine Braut aus dem Kloſter gerettet worden. Er bemerkt zwar, daß er eigentlich ſelbſt die Entführung hätte unternehmen ſollen, er ſei aber nicht zum Entſchluß gekommen. Ueberhaupt kann er ſich das ganze Stück durch nie zur That entſchließen, lebt jedoch ſtets der feſten Hoffnung, daß ſein Verhängniß ſchon Alles fügen und ihm dereinſt die Prinzeſſin ſammt dem kaiſerlichen Thron unfehlbar verſchaffen werde.

Vierte Scene.

Burg zu Prag. Dietwald und ein Hauptmann.

Dietwald trägt Dieſem auf, daß er heute, als am Hochzeitfeſte des Herzogs, die Wache im Schloſſe zu verſehen habe. Der Hauptmann kann nicht begreifen, woher in dieſer Nacht eine Braut gekommen ſein ſoll. Dietwald ver-

ſichert ihn, daß es die erhabenſte Prinzeſſin ſei, jedoch ohne ſie zu nennen; er macht ihm eine abenteuerliche Beſchreibung von ihr, wodurch ſie als ein Wunder erſcheint. Der Hauptmann fragt, ob es eine Feenkönigin, ob es Erlkönigs Tochter ſei u. ſ. w. Sie gehen ab. Eginhard erſcheint mit Adelheid, beide hochzeitlich geſchmückt; er iſt im Begriff ſie zum Altare zu führen. Adelheid iſt voll Sorge wegen ihres Vaters, gibt aber Eginhards Liebkoſungen nach. Sie ſagt, ihre Liebe zu ihm ſei wie ein Traum, indem ſie zwar Alles auf das Lebendigſte ſehe und fühle, aber keine Herrſchaft über ſich habe, ſondern einer geheimen Gewalt folgen müſſe. Sie bittet ihn jedoch, ſie an ihren Vater ſchreiben zu laſſen, um deſſen Verſöhnung zu erbitten, was Eginhard gern zuläßt.

Fünfte Scene.

Kaiſer Otto's Lager vor Prag.

Er hat ſeiner Tochter Brief erhalten, iſt aber nur um ſo mehr erbittert, als er daraus erſieht, daß die Hochzeit bereits vor ſich gegangen, und zwar mit dem Sohne ſeines abgeſagten Feindes. Der Page Roland, der die Hochzeit nicht glaubt, wird bei dem Anblick der herzoglichen Burg von Prag von dunkeln Erinnerungen ergriffen. Er meint, daß er vielleicht ſeiner Geburt nach ein böhmiſcher Prinz ſei. Es erſcheinen Abgeordnete der Stadt, die dem Kaiſer die Schlüſſel überbringen und erzählen, daß Eginhard, um ſein Volk nicht den Greueln des Kriegs hinzugeben, ſich mit ſeiner Gemahlin in der Nacht entfernt habe, man wiſſe nicht wohin.

Sechste Scene.

(Diese entspricht in vorliegendem Entwurf, wie man sieht, ziemlich, doch nicht ganz dem gedruckten Fragment Schildeis. — Der Herausgeber.)

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis. Eginhard, Adelheid und Dietwald treten auf.

Dietwald erkennt das abgelegene Schloß, das seinem Herrn zum verborgenen Aufenthalte dienen soll. Adelheid sagt, daß es ihr bei den Beschwerden der Reise und bei ihrer Verbannung wohler gewesen sei, als zuvor in der fürstlichen Pracht, weil sie sich dieser unwürdig geachtet, durch das Unglück aber ihre Schuld abzubüßen hoffe. Eckart, der steinalte Burgvogt von Schildeis, kommt von der Jagd zurück und verwundert sich, in dieser Einöde Menschen zu finden. Er erkennt seinen Herzog, irrt jedoch darin, daß er meint, es sei noch Eginhards Vater, von dessen Tode er nichts weiß. Dieser Eckart lebt nicht wie andere Menschen in der Zeit. Er ist als Schildknecht des vorigen Herzogs verwundet worden und hat von diesem das Schloß Schildeis zum Ruheplatz erhalten, wo er sich mit wenigen Knechten aufhält. Seit jener Zeit ist ihm der Lauf der Zeiten stille gestanden; er hat nichts von den Weltbegebenheiten erfahren, er meint, es stehe noch Alles wie damals. Die immergrünen Tannen, die öden Felsen ließen ihn den Wechsel der Jahreszeiten weniger bemerken. Er weiß das Jahr seiner Geburt nicht, und meint schon seit vielen Jahren, daß er 60 Jahre alt sei. So wie nämlich wieder ein Jahr um sein könnte, denkt er immer, er möchte sich doch um ein Jahr geirrt haben und er tritt daher nie über die Schwelle

von Sechzig. Eginhard eröffnet ihm seine Lage, sagt, daß er sich unter der Verkleidung eines armen Ritters mit seiner Gemahlin auf der Burg Schildeis aufhalten werde und befiehlt ihm die strengste Verschwiegenheit an.

Siebente Scene.

Böhmerwald. Kaiser Otto ist mit seinem Heer auf dem Rückzuge.

Er hat sich vom Lager entfernt, unter dem Vorwand auf die Jagd zu gehen, in der That aber, um den traurigen Gedanken über den Verlust seines Kindes nachzuhängen. Der Page Roland ist ihm nachgefolgt, weil er meint, der Kaiser habe die Absicht, ihm im Walde geheime Entdeckungen zu machen. So sind sie verirrt und von der Nacht überfallen worden. Roland legt in alle Worte und Handlungen des Kaisers einen tiefen Sinn. Wenn ihn der Kaiser „mein Sohn" anredet, so findet er eine Anspielung auf den künftigen Schwiegersohn. Der Kaiser gibt ihm sein Schwert zu tragen, auch Dies ist nicht ohne Bedeutung. Ebenso wenn Roland auf einen Baum steigen muß und der Kaiser ihm zuruft: „Steig' höher und immer höher!" — Roland erblickt ein Licht, und sie gehen darnach.

Achte Scene.

Ein Vorsaal zu Schildeis.

Die Verirrten, Otto und Roland, kommen in der Nacht an und geben sich für Ritter aus, die nach Abenteuern ziehen. Otto und Eginhard haben sich vorher nie gesehen, Adelheid aber ist schon auf ihrem Zimmer. Man weist den Gästen ihr Gemach an, und es gehen Alle ab, bis auf Eckart, der den Roland im Vorsaal zurückhält. Eckart hat

an dem goldenen Kreuz und einem Muttermal den Roland für seinen Sohn erkannt, der ihm mit dem Kreuze, das Eckart als Gnadenzeichen von dem verstorbenen Herzog erhalten hatte, bei einem Einfall der Slaven entführt worden war. Roland ist unendlich erfreut; das einsame Schloß hat sogleich seine Neugierde gespannt, er glaubt, daß er absichtlich hieher geführt worden. Er bittet seinen Vater, sich zu entdecken, ihm Alles zu sagen, indem er nicht anders meint, als daß Eckart irgend ein verkleideter König oder Fürst sei. Eckart sagt, daß hier allerdings ein Geheimniß obwalte, daß er aber vor der Hand nicht sprechen dürfe, wobei er das Geheimniß von Eginhard's Stande im Sinn hat. Roland gibt sich zufrieden und geht in sein Schlafgemach in der festen Hoffnung, daß er am andern Morgen als Prinz aufgeweckt und das große Glück im Schlaf über ihn kommen werde. Kaiser Otto tritt aus einer Nebenthüre. Seine traurigen Gedanken haben ihn nicht schlafen lassen. Er bereut seine Härte gegen seine Tochter. Er hat sich in die Ecke in einen Stuhl gesetzt und schlummert ein. Die Lampe erlischt, nur der Mond scheint durch die hohen Fenster. Adelheid, gleichfalls von unruhigen Gedanken gequält und von der Anwesenheit der Fremden nichts wissend, erscheint in weißem Gewande in dem Saal, ohne den Kaiser in der dunkeln Ecke zu bemerken. Sie trägt eine Laute, stellt sich an das Fenster in den Mondschein und spielt eine sanfte Melodie. Der Kaiser erwacht, sieht lange ungewiß hin, und springt endlich auf. „Mein Kind! Wach' ich oder träum' ich?" — Adelheid erschrickt: „Geist meines Vaters!" ruft sie und entflieht. Otto bleibt

zurück; er ist noch immer nicht gewiß, ob es nicht ein Traumbild gewesen. Er ruft den Roland. Dieser erwidert gähnend aus dem Nebengemache: „ob es nun richtig sei?“ Denn er meint, man wecke ihn zu der längst erwarteten Herrlichkeit. Die weitere Entwicklung geht nun schnell vor sich.“

Roland wird vom Dichter selbst als einer der Hauptkaraktere bezeichnet, und wirklich glaubt man anfangs in ihm eine trefflich angelegte Figur vor sich zu haben, beinahe eines jener, hier mit heiterstem Humor angeschauten, Halbgenies, die von künftigen Kränzen *träumen*, während solidere Geister dieselben wirklich *erringen*. Allein es ist, als ob dem Verfasser sein eigener Gedanke wieder unter den Händen entschlüpfte; denn während, auf die bezeichnete Weise aufgefaßt, die Entwickelung auf eine, den Träumer nicht allzu sehr verletzende, sondern nur launig ironisirende Weise erfolgen müßte, wird der arme Roland hier vom Schicksal wirklich bitter, und da er in der That in seiner Kindheit geraubt worden, mithin nicht blos in's Blaue hinein geträumt hat, auf eine nicht ganz von ihm selbst verschuldete Weise gekränkt, so daß man irre darüber wird, was Uhland mit diesem „Hauptkarakter“ eigentlich ausdrücken wollte.

Am 21. August schreibt er: „für deinen herrlichen *Kavalier** erhältst du hier eine *Braut*, aber eine kalte, steinerne:

---

* Wahrscheinlich in der Kerner'schen Ballade *Der Ring*.

Die Braut.

Ein Wandrer geht bei Nacht
In Regen, Donner, Sturm,
Da zeigt im Blitzesschein
Sich ein verfallner Thurm.

Der müde Wandrer steigt
In das Gewölb' hinein,
Die Stille lockt ihn;
Legt sich auf einen Stein.

Es ist ihm heimlich wohl,
Er meint, er lieg' im Grab,
Von allem Erdensturm
Selig geschieden ab.

Und wie der Schlummer naht,
Und Träume weh'n um ihn,
So sinkt er tiefer noch
Ins Reich der Gräber hin.

Da liegt ein bleiches Weib
Von seinem Arm umfaßt,
Sie schlummern Herz an Herz
In trauter, kühler Rast.

Die Sonne steigt empor,
Weckt alles Leben auf. —
Komm, holder Knab', auch du
Aus deiner Gruft herauf!

Und blühend ſchaut er auf,
Der Morgen bricht herein:
Da liegt er über'm Grab,
Umfaßt ein Bild von Stein!"

War das vorhin gegebene Nachſpiel zu Eginhard nur ein, wie es ſcheint, ziemlich ſchnell hingeworfener Nachgedanke Kerners, und macht inſofern, trotz mehreren höchſt draſtiſchen Einfällen, die zeigen, welch reiche Ader des Komiſchen in Uhland floß, ſchon von ſelbſt gar keinen Anſpruch darauf, mit Jenem in Bezug auf Originalität, wie auf dichteriſche Form, wetteifern zu wollen* — einiger, wie es ſcheint, nebenher aus Tiecks Zerbino genommenen Impulſe gar nicht zu erwähnen! — ſo läßt ſich umgekehrt gar nicht anders denken, als Uhland habe in der hier mitgetheilten Ballade Kerners oft nachläſſige Sprache und mitunter abſichtlich etwas bizarr herbeigeführte Schauder parodiren wollen, vielleicht aufgefordert durch irgend einen Scherz, welchen Jener bei Ueberſendung des „Ring" an Uhland über dieſes Gedicht gemacht hatte. — Zugleich ſchreibt Letzterer: „Den Roman Hermann von Sachſenheim, den ich einmal in Proſa anfing, hab' ich nun in Romanzen angefangen. Es werden ungefähr zwanzig oder mehr werden.

* Das Nachſpiel iſt ohne Kerners „König Eginhard, ein chineſiſches Schattenſpiel," natürlich nur halb verſtändlich, und wir können nicht genug bedauern, daß die daſſelbe enthaltenden „Reiſeſchatten", (nach unſrer Anſicht bei Weitem das originellſte, die Seele ſeines Verfaſſers am lebendigſten wiederſpiegelnde Werk des tief poetiſchen Kerner,) den letzten Ausgaben ſeiner lyriſchen Gedichte nicht mehr, wie früher, beigedruckt worden.

Der“..... (unlesbar durch eine aufgeklebte Oblate) „gehört ursprünglich auch dahin. Hier eine kleine Probe:

„Erste Romanze.

Klärchen wandelt durch den Garten,
Gießt die Blumen, bindet sie;
Ihr, der hülfelosen Waise,
Ward zum Vater Hugo früh;
Doch der zarten Mutterstelle
Stand der schöne Garten vor,
Nährte sie mit seinen Früchten,
Schmückte sie mit seinem Flor,
Wiegte sie auf seinen Zweigen,
Deckte sie mit Schatten lind;
Seine schönsten Blumenfarben
Haucht er ein (?) dem theuern Kind.
Wie die Süße so erwachsen,
Dankt sie seiner treuen Müh',
Pflegt die schwesterlichen Blumen,
Gießet, bindet spät und früh.“

. . . . . .

Erst im April 1810 ward endlich die weiter vorn besprochene Disputation gehalten, und im Mai trat der Dichter die Reise nach Paris an, zu deren Bestreitung ihm das Stipendium, in dessen Genuß er durch die Inskription im Herbst 1801 gelangt war, jährlich zu Kapital angelegt worden. Des Vaters Absicht ging dabei dahin, daß der Sohn den Code Napoleon gründlich studiere, die Absicht des Sohnes selbst, daß er mit den Schätzen mittelalterlicher Volkspoesie auf der kaiserlichen Bibliothek, für deren Studium er sich

auf's Gründlichſte vorbereitet hatte, näher bekannt werde. Faſt ſcheint es, Jener habe den juriſtiſchen Zweck nur Anſtands halber gegen ſich ſelbſt und gegen Andre vorgeſchützt, denn nähere Kenntniß der franzöſiſchen Geſetzgebung war in Württemberg, ſelbſt in jenen Zeiten des Rheinbundes, wenigſtens kein ſehr dringendes Bedürfniß, und jedenfalls mußte er den Sohn genug kennen, um die bevorſtehenden Studien in dem genannten Fach als nicht ſonderlich tiefgreifend vorauszuſetzen.

Wirklich blieben die Ausgabe der cinq codes von d'Hernan und der Kommentar über den code civil von Maleville, die der junge Rechtsgelehrte von Paris mit zurückgebracht, ſein ganzes Leben hindurch ſo gut wie unaufgeſchnitten. Auf dem Weg dahin aber hatte er unterm 10. Mai von Karlsruhe aus an Fouqué, mit welchem er wahrſcheinlich durch den Seckendorf'ſchen Muſenalmanach in nähere Berührung gekommen, höchſt beſcheiden, aber immerhin zum Beleg, daß ihm die Göttinnen, nach welchen jenes Taſchenbuch ſich nannte, mehr am Herzen lagen, als die franzöſiſche Themis, geſchrieben: „Als ich vor einiger Zeit eine Sammlung meiner Lieder herausgeben wollte, fand ich keinen Verleger*; dagegen fand ich in Journalen u. dergl. freundliche Aufnahme, und ſcheine ſo beſtimmt zu ſein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, ſondern nur in den Chor deutſchen Geſanges einzuſtimmen."

Wahrſcheinlich war es während dieſes kurzen Aufenthalts in Karlsruhe geweſen, jedenfalls bei einem nicht viel ſpätern

* Vgl. S. 79.

in genannter Stadt, daß er den Besuch eines Altersgenossen erhielt, welcher mit ihm und seinem Vetter, dem später als Oberamtsarzt in Ludwigsburg verstorbenen Ernst Uhland, damals einem schwarzen Lockenkopf nicht undichterischen Aussehens, studirt hatte, und auf die Nachricht, „Uhland sei da", in den angezeigten Gasthof geeilt war, beim Gewahrwerden des dort Eingetroffenen aber verblüfft ausrief:

„Ah, du bist's, lieber Freund! Verzeih, ich hatte gehört, der Dichter Uhland sei angekommen!"

Der Dichter hatte gutmüthige Schalkhaftigkeit genug, den Gast nach kurzem Verweilen wieder gehen zu lassen, ohne ihn aus dem Irrthum gezogen zu haben. — Nach seiner gewöhnlichen schweigsamen Art scheint übrigens Jener den vertrautern Freunden, z. B. Kernern, welcher, als er ein Jahr vorher die Hochschule verlassen, im Allgemeinen natürlich so gut als Varnhagen von der beabsichtigten Reise nach Paris unterrichtet war, nicht gesagt zu haben, was ihn eigentlich dorthin zog, so daß Kerner, auf der Rückreise von Wien, aus Augsburg jetzt eben noch einen ihn selbst höchst bezeichnenden Abmahnungsbrief an Uhland geschrieben hatte, von welchem wir hier einen Auszug einschalten. Das Schreiben trägt kein Datum, muß aber in den März oder April fallen.

„Ich rathe Dir in der That, Uhland, nicht nach Paris zu gehen. Jedermann tadelt es. Du kannst mit dem Gelde, das Du dort verbrauchst, Deutschland dreimal durchreisen. Was willst Du in Paris? Die in Sälen aufgeschichteten, gestohlenen Kunstwerke möcht' ich gar nicht ansehen. Ich möchte lieber als

deutſcher Dichter, und als Dichter wie Du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München beſuchen. Die Reiſe bis Paris iſt ohne alles Intereſſe, und Paris ſelbſt wäre mir zum Ekel. Gott, ich weiß es, von welchem Nutzen wären die Reiſen, die ich gemacht, Dir mit Deinem ruhigen Gemüth geweſen. Mir waren ſie nichts, als daß ſie mir ſagten, wie viel ſie mir hätten ſein können, wenn ich ein andres Herz hätte! allein.... Doch ſie können noch in der Folge auch mir Manches bringen. — Ich wollte doch lieber die Kunſtwerke der Meiſter da ſehen, wo ſie von ihnen hingeſtellt wurden, als in ſolchen Teufelsſälen: — in den Kirchen, Rathhäuſern ꝛc. ꝛc. Aus dieſen geriſſen haben ſie für mich gar keinen Werth mehr. Und da findeſt Du in Nürnberg noch eine Menge von Dürer, Lukas Kranach, in Augsburg wieder von Dürer, Rubens. Zu Nordhauſen, einem Städtchen auf dem Harz, findeſt Du die herrlichſten Gemälde von Lukas Kranach in der Kirche, wo er ſie ſelbſt hinſtellte; in der Aegidienkirche zu Nürnberg ein Altarblatt von Vandyk, das Grabmal des heiligen Sebaldus von dem Künſtler Stoß*, das ein ganz ungeheures Werk iſt deutſcher Art. Es hat mich, bei Gott, noch nichts ſo, nichts und aber nichts ſo, nicht Umarmung der Geliebten, nicht Blick von einem Berg, nicht Poeſie, nicht Tonkunſt, nicht Sonne und nicht Mond ſo hingeriſſen, als der Anblick des erſten Gemäldes von Dürer; allein es hätte dieſe Wirkung nicht gehabt, wär' es in einem geweißten Saale geſtanden. So aber ſah ich es in den heiligen Gewölben der Sebalduskirche zu Nürnberg, wo die verklärten Bilder der Glasmalereien einen heiligen Schein um daſſelbe werfen." —

In ſolchen Kunſtenthuſiasmus zu gerathen, war Uhlands

* Kerner verwechſelt hier Veit Stoß mit Peter Viſcher.

Natur nicht geeignet, obwohl der Herausgeber auch in Beziehung auf Kerner, soweit er denselben gekannt, sich zur Annahme berechtigt glaubt, es habe aus Diesem hier mehr der Dichter und überhaupt das leicht zu entflammende Gemüth, als eigentlich der tiefere Kunstsinn gesprochen. Allein nicht die geraubten Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände hatten ja Uhland nach Paris gezogen, ja es wäre denkbar, daß er, hierin keineswegs minder national fühlend als sein liebevoller und liebenswürdiger Freund, dieselben kaum flüchtig angesehen. Wenigstens ist uns kein Wort bekannt worden, das er je über jene Kunstschätze ausgesprochen, obwohl aus einer später zu erzählenden Anekdote hervorgeht, daß er die betreffenden Säle besucht habe. Fast aber möchte man, da Kerner so vollkommen überzeugt scheint, Jener gehe hauptsächlich um der Kunst willen nach Paris, annehmen, Uhland, nie geneigt da viel Auskunft über seine Studienziele zu geben, wo er nicht gleiche Bekanntschaft mit denselben, und gleiche Theilnahme für sie voraussetzen durfte, habe belästigenden Fragern, die seine Liebhaberei für die altfranzösische Poesie nicht zu fassen vermochten ja solche vielleicht gar mißdeutet hätten, halb im Scherz die Ausrede hingeworfen, er wolle die pariser Kunstschätze näher kennen lernen*, und daß er eine solche Aeußerung namentlich an

* So warf er später einmal einer Dame, die ihm mit sehr ausführlichen Fragen, ob er ein musikalisches Instrument, und welches er spiele, in einer glänzenden Gesellschaft unbequem kam, um die Sache schnell abschneidend auf was Anderes übergehen zu können, die Antwort hin: „Ja, die Violine!“ obwohl er weder diese, noch irgend ein andres Instrument je erlernt hatte.

Kerner in einem der letzten Briefe gethan. Sei dem jedoch wie ihm wolle, so gibt schon die gänzliche Unkunde des Letztern über den eigentlichen Reisezweck zu einer Bemerkung Anlaß, welcher wir ihre Stelle wohl hier am passendsten zutheilen.

Uhland voll warmer, aufopferungsfähiger Zuneigung und anspruchloser, inniger Vertraulichkeit, voll rührender, bis in's höchste Alter bewahrter Treue gegen seine Freunde — die mitten im Winter unternommene Reise des Greises zu Kerners Begräbniß hatte, wie wir später sehen werden, den ersten Keim der Krankheit geweckt, die Jenem selbst den Tod brachte! — Uhland, für dessen eigene Liebenswürdigkeit die wahrhaft enthusiastische Liebe und Verehrung mancher seiner Freunde — wir nennen, um blos bei Verstorbenen stehen zu bleiben, hier den einzigen Gustav Schwab — das sprechendste Zeugniß ablegt, scheint gleichwohl einen Freund in dem Sinn eines eigentlichen Herzens- oder Seelengenossen, selbst in den Zeiten jugendlichen Anschließungsdranges und jugendlicher Anschließungsfähigkeit, nicht gehabt, vielleicht nicht das Bedürfniß, jedenfalls nicht das Organ zu einer solchen Verbindung in sich getragen zu haben. Von zu vielen noch Lebenden oder bereits Hingeschiedenen, die ihm zum Theil sehr nahe gestanden, haben wir die Antwort vernommen, daß sie über die wichtigsten Beziehungen seines innern Lebens, seiner Ansichten, ja selbst über die Beweggründe und Zielpunkte seiner spätern politischen Wirksamkeit, lediglich keine Auskunft zu geben vermöchten, als daß wir in jener Annahme bedeutend irren könnten, und wir würden überhaupt, da im Ganzen nur sehr wenige

Menſchen, welchen die Jugend einmal im Rücken liegt, im Beſitz jener Krone des Daſeins ſind, oder denſelben vermiſſen, dieſes Mangels gar nicht gedacht haben, hätte nicht wunderbarer Weiſe gerade Uhland die Männerfreundſchaft in ſeinem Herzog Ernſt auf eine Weiſe gefeiert, wie kaum irgend ein andrer deutſcher Dichter. — Er hatte die Kraft des Alleinſtehens, ſo ſchmerzlich ihm auch Mißdeutungen der Beweggründe ſeines Handelns (z. B. gegen den Schluß der Nationalverſammlung zu) von Seiten ſeiner näheren Bekannten werden konnten, und etwas wirklich Heldenhaftes lag in dieſer Hinſicht in ſeiner Natur, geſetzt es habe ſich urſprünglich auch mehr auf einen Mangel, als einen Vorzug derſelben gegründet. — Er, einer der wahrhaftigſten aller Karaktere, war deshalb doch keineswegs ein durchſichtiger Karakter!

Eine liebliche Neckerei des Zufalls war es, daß der ſchweigſame Schwabe, als er ſofort in Paris angekommen, unter den Buchgethürmen der kaiſerlichen Bibliothek, abgeſchieden von der ganzen übrigen Welt, auf einen ebenſo tief forſchenden und ebenſo wortkargen Berliner, Mitbewohner des Hauſes, in welchem er ſelbſt ſich eingemiethet, ſtoßen mußte, welchem gegenüber jene gegen Kerner und die andern tübinger Freunde beobachtete Rückhaltung über den eigentlichen Zweck der Reiſe alsbald wegfiel, nämlich auf den vorhin in Varnhagens Brief (S. 78) erwähnten, zwei Jahre älteren Immanuel Becker, jetzt Profeſſor der klaſſiſchen Literatur und Mitglied der Akademie in Berlin, deſſen weit berufenem Namen wir hier nichts beizuſetzen brauchen. Uhland erhielt von ihm, deſſen Fach eigentlich die alten Sprachen

waren, und welcher zunächst um Handschriften des Platon zu vergleichen, nach Paris gekommen, beiläufig Unterricht im Spanischen und Portugiesischen, Becker aber von Uhland, dessen Fach eigentlich die Rechtswissenschaft war, und welchen officiell das Studium des Code Napoleon in die französische Hauptstadt geführt, in den nordischen Sprachen, wie denn Ersterer, der mittelalterlichen Literatur sich bald fast mit gleicher Liebe hingebend, wie der antiken, in der Folge, bei Herausgabe des altfranzösischen Gedichtes Fierabras, Uhlands als gründlichen Kenners in diesem Fach rühmlichst gedacht hat. Auch mit Chamisso, der sich eben damals von Berlin in sein Geburtsland zurückbegeben, machte unser Dichter in Paris Bekanntschaft, in deren Folge Jener bald darauf in Bezug auf Diesen in höchst bezeichnender Weise schrieb:

„Während Viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen von der Art, wie Alle sie machen und Keiner sie liest, schreibt Dieser welche, wie Keiner sie macht und Jeder sie liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig.“ *

Ebenso lernte der tübinger Ankömmling während jenes Aufenthalts bald den jungen Joseph Stoll, Sohn eines verstorbenen berühmten Arztes (Maximilian Stoll?) aus Wien, wo im Winter vorher Kerner dessen Freund geworden, kennen. Er ist es, welchen Uhland später, wie K. Mayer a. a. O. annimmt, bei dem Lied Auf einen verhungerten Dichter im Sinn gehabt. Kerner hatte demselben,

* Chamisso's Gesammelte Schriften. Bd. 5. (Briefwechsel.)

den er in Wien in größter Dürftigkeit getroffen, in Heidelberg einen Verleger für seine Gedichte zu schaffen gewußt, von welchen dasjenige „an den Geist meines Vaters“ das beste sein soll, während unter den dramatischen Arbeiten eine Posse „Die Schnecken“ als von genialer Begabung zeugend geschildert wird. Vergebens hatten, nachdem der erste Theil jener Poesien im Jahr 1811 erschienen, sowohl der Verleger, Braun, als der besorgte Kerner auch den zweiten vom Verfasser zu erlangen gestrebt: die werkthätige Liebe des Freundes vermochte den Untergehenden nicht mehr zu retten*. Wie derselbe in solcher Noth noch einen Abstecher nach Paris zu machen im Stande gewesen, haben wir nicht erfahren. — Der angenahte Winter unterbrach die eifrigen Forschungen auf der kaiserlichen Bibliothek in keiner Weise. Mit eisernem, seine willenskräftige Natur bezeichnenden Fleiß schrieb Uhland, wie Professor Franz Pfeiffer in dem „Nachruf“ auf ihn** aus seinem eigenen Munde erzählt, um es in den ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum auf's Nothdürftigste erwärmten Räumen auszuhalten, bis die erstarrte rechte Hand wieder zum Gebrauch tauglich geworden, abwechselnd mit der linken.

---

* Justinus Kerner ꝛc. ꝛc. Von A. Reinhard. S. 52.

** S. 8 des genannten Schriftchens, welches den zuerst in der Wiener Zeitung mitgetheilten, uns vom Verfasser freundlichst zugeschickten interessanten Aufsatz über Uhland nunmehr in besonderem Abdruck (Wien, Gerolds Sohn) gibt. — Früher an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart angestellt, hatte Herr Pfeiffer den Dichter persönlich kennen lernen und war in ein sehr inniges Verhältniß mit ihm getreten.

Noch viele Jahre nachher durften ſeine Freunde, Immanuel Becker und Adelbert Keller, von den Erträgniſſen dieſer Anſtrengung Frucht ziehen, Jener in ſeiner Ausgabe von „Flore et Blanceflore“, Dieſer in einer Ueberſetzung des „Guillaume d'Angleterre“, beide auf Abſchriften Uhlands beruhend.

Mitten in dieſe Arbeiten des Sammlers hinein fielen dann mitunter in günſtig gekommener Stunde Erzeugniſſe des Dichters, welche mit erſtern gar nichts zu thun hatten. So iſt z. B. — ein rührender Zug in der Seele des jungen, vom Gewühl der franzöſiſchen Hauptſtadt umbrauſten Deutſchen! — die Ballade Graf Eberhards Weißdorn in Paris entſtanden, und die Schlußſtrophe:

Die Wölbung hoch und breit,
Mit ſanftem Rauſchen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

gewinnt dadurch erhöhte Bedeutung. — Unmittelbare Frucht des zehnmonatlichen Pariſer Aufenthaltes aber waren die in die Uhland'ſche Sammlung aufgenommenen altfranzöſiſchen Gedichte, und ein bald darauf in „Fouqués und Neumanns Muſen“ (Berlin 1812) abgedruckter Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos, in welchem der Verfaſſer den Beweis führte, „daß in der alten nordfranzöſiſchen Sprache ein Cyklus wahrhaft epiſcher Gedichte ſich gebildet habe, die durch Darſtellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfaſſenden Kreiſes vaterländiſcher Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, ſo wie durch an-

liſche Flamme, die ihr irdiſches Leben zu Aſche gebrannt hat, ängſtlich nach Brennſtoff umherflackert, und ihn aus den Höhen ſaugen will. Aber ſie ſoll und wird nicht erlöſchen; wie die Kirchenlampe in der Legende wird ſie nächtlicher Weile von Engeln genährt. Warum ſind die beſchränkteſten Menſchen die zufriedenſten, und lächeln die Simpel* immer? Weil die Erkenntniß des höhern Lebens, die Poeſie, fehlt, die das ſchaale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten ſoll ſie es, läutern, erheben; und kann ſie Dies nicht immer, ſo läßt ſie es fallen, wie der Adler die Schildkröte, und fliegt allein der Sonne zu. Das Treiben der Poeſie iſt mir gerade in Deinem letzten Briefe recht klar geworden. Was kann Dich ſo ſehr gelähmt, ſo tief niedergeſchlagen haben, als Poeſie und Liebe? Auf einmal aber ſprichſt und dichteſt Du wieder von alten und neuen Bildern, die in Dir aufſteigen in Goldglanz und Roſenhelle. So gebiert die Poeſie den Schmerz, und der Schmerz wieder die Poeſie. Nein! laß uns nicht ſterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt iſt, ſo laß uns leiden und dichten!"

Faßt man die Zeit, in welcher dieſer Brief geſchrieben iſt, näher in's Auge, ſo fällt eine gewiſſe Kälte gegen Alles, was nicht den poetiſchen Beruf betrifft, auf, wie wir einer ſolchen ſpäter in der erſten Abtheilung des Gedichts „Geſang und Krieg" nochmals begegnen werden. Im Februar 1812 nämlich war die württembergiſche Armee ſchon in voller Rüſtung zum Ausmarſche nach Rußland begriffen, der im nächſten Monat erfolgte. Zwei vertraute Freunde Uhlands, Harpprecht und Auguſt Mayer, ja Kerners

* Schwäbiſcher Ausdruck für Blödſinniger, Cretin.

eigener Bruder*, befanden ſich unter den Ausrückenden, während unter dem Publikum, namentlich unter dem Militär ſelbſt, ſchon damals ziemlich düſtre Anſichten über den „gewagten“ Kampf verbreitet waren. Diesmal werde Napoleons Glückſtern erbleichen, ſagten die Einen unumwunden, ohne daß ſich freilich an ſolche Anſicht ſchon wirkliche Hoffnungen auf die Befreiung Deutſchlands geknüpft hätten, während Andre den Krieg mindeſtens als höchſt mühvoll und gefährlich darſtellten. Dennoch nicht ein Wort des Briefſtellers an den niedergeſchlagenen Kerner, das ihn, ihm einen würdigern Gegenſtand der Trauer zu bezeichnen, auf die Hekatomben deutſcher Brüder hingewieſen hätte, die abermals dem dunkeln Verhängniß des Vaterlandes zum Opfer fallen ſollten; es müßten denn etwa die männlichen Schlußworte hieher zu beziehen ſein: „Wenn uns kein Handeln vergönnt iſt, ſo laß uns leiden und dichten.“ — In dieſer Beziehung wird vielleicht manchem Leſer auch bei den zahlreichen aus dem Jahr 1809 mitgetheilten Briefen, neben den dort gegebenen Proben eines immer neu und freu-

* Dieſer, General von Kerner, war es, der in den erſten Tagen des folgenden Jahrs in Stuttgart eingetroffen und in der abgenützten Uniform, alle Mühſale und Entbehrungen des furchtbaren Kriegs auf dem entſtellten Antlitz, zu König Friedrich gerufen, gegen dieſen die in Württemberg hiſtoriſch gewordenen Worte ausſprach: „Ew. Majeſtät haben keine Armee mehr; ich bin einer von Denen, die noch am beſten durchgekommen.“ Ein augenblicklicher Schwindel, Folge der überſtandenen Beſchwerden, welcher den Sprechenden nach dieſen Worten befiel, ſo daß er umzuſinken drohte, wirkte auf den nicht leicht zu rührenden Monarchen ſo erſchütternd, daß er in den lauten Angſtruf ausbrach: „Helft, um Gotteswillen helft!“

dig sprudelnden Quells der Dichtung in Uhlands Bruſt, der Umſtand aufgefallen ſein, daß man nicht mit dem leiſeſten Wink daran erinnert wird, wie jenes Jahr das Jahr eines neuen Kampfes gegen die deutſchen Brüder, das Jahr des Tyroler Aufſtandes, das Jahr von Schills und Braunſchweigs Heldenzügen war.* Kerners entzündbarere Seele war durch die kühne That des Letztern zu einem Gedicht veranlaßt worden, in welchem der ganze Schmerz eines deutſchen Herzens aus damaliger Zeit widertönt**; und will man einwenden, es ſei für Uhland gefährlich geweſen, einem Brief an den weit entfernten Freund ein Wort des Mitgefühls für die deutſche Sache anzuvertrauen, ſo war doch ein ſcheinbar gleichgiltiges nicht gefährlich, und überdies die Gefahr nicht ſo gar groß, oder blieb mindeſtens von Kerner ſeinerſeits unbeachtet, wie der vorhin mitgetheilte Brief deſſelben zeigt, wo von den „geſtohlenen"

* Am 26. April z. B. wo Uhland in heiterſter Stimmung das Nachſpiel ſchickt, mußte mindeſtens der Anfang der am 19. begonnenen, fünftägigen Schlacht bei Regensburg ihm bereits bekannt ſein.

** Auf die Anweſenheit des Herzogs von Braunſchweig in Braunſchweig im Jahr 1809. Die zweite bis vierte Strophe lautet dort:

So aber bin ich nur ein weinend Kind gleich Allen,
So Schwert als Harfe würd' der ſchwachen Hand entfallen;
Doch denk' ich Dein und Dein, wallt auf dies träge Blut,
Und ſieh, dem Kinde wächst noch alter deutſcher Muth;

Dann ſieht es Dich, o Held, in Deiner Väter Hallen
Flüchtling, verbannt und arm, in ſtiller Trauer wallen,
Doch eh' zum neuen Kampf Dich wilder Donner ruft,
Steigſt Du, ein treuer Sohn, in ihre ſtille Gruft.

Kunstschätzen in Paris die Rede ist, und Uhlands Reise dahin als ein, nach des Schreibenden Ansicht, unpatriotisches Unternehmen sehr unverblümt angedeutet wird.

Bald hatten sich, um zum Frühling 1811 zurückzukehren, den zwei Freunden Uhland und Schwab in Tübingen mehrere andere Kräfte beigesellt, unter deren Mitwirkung, sowie unter derjenigen von Fouqué, Kerner, Karl Mayer, August Mayer (Bruder von Karl, bald nachher, wie Harpprecht, im russischen Feldzug gefallen), Chamisso, Eichendorff, Varnhagen, Graf von Löben (Isidorus Orientalis), Helmina von Chezy, David Assur (später Assing), Rosa Maria Varnhagen, Amalie Weisse (nachher verehelichte Schoppe), Kölle, H. Köstlin, J. G. Seegemund, Karl Thorbecke, so wie endlich von Hebel, dem Verfasser der allemannischen Gedichte, und von Conz — nun in den nächsten zwei Jahren, von Uhland mitredigirt, der „Poetische Almanach für 1812, besorgt von J. Kerner," und der „Deutsche Dichterwald von Kerner, Fouqué, Uhland und Andern" (Tübingen, 1813) erschienen. In diesen zwei Sammlungen trat die neue romantische Schule, die sich von der damals noch fortlebenden ältern Tiecks, Bernhardi's, der beiden Schlegel, Hardenbergs (Novalis) u. s. w. nicht unwesentlich unterschied, unsres Wissens zuerst in geschlossenen Gliedern — (Conz und Hebel, die nur am Almanach, nicht am Dichterwald Theil nahmen, waren die zwei einzigen, die ihr nicht angehörten) — auf. Mit frischem Jünglingsmuth wird sie von Uhland in dem Mährchen, welches

den Dichterwald ſchließt, als Trägerin der wieder erwachten wahren Poeſie der Deutſchen angedeutet:

Es ſchreiten die alten Meiſter
In hehrem ſtolzem Gang,
Wie rieſenhafte Geiſter,
Mit fremdem Wunderſang.

Die Thäler, ſchlummertrunken,
Weckt der Geſänge Luſt;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in ſeiner Bruſt,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieſer goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutſche Poeſie!“

Konnt' es aber ihm, welcher dieſer Richtung ihre zarteſten, ſüßeſten, im Ohr der Deutſchen wohl ewig fortönenden Klänge zu entlocken verſtand, nachgeſehen werden, wenn er in eigner Perſon mitunter allzu großen Werth auf bloße Formen und Wendungen der mittelalterlich deutſchen Poeſie legte, ſo hatte er freilich nunmehr mit der Aufforderung

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!

Manchen zum Spiel mit jenen Formen, oder doch mit der Form überhaupt, gerufen, der ſich dem Aufforderer an innerer Weihe nimmermehr an die Seite ſtellen durfte. Was aber lockte Dieſen ſo mächtig auf eine Bahn, durch welche er mit dem einen der zwei Kronenträger deutſcher

Dichtung, mit Schiller, einem bedeutenden Theil von deſſen Sphäre nach, in entſchiedenen, mit dem andern, Göthe, in mindeſtens leiſen, mehr im Inhalt als der Form ſich andeutenden Gegenſatz trat? Von Uhlands eigner, eben ſo geiſt- als gemüthvoller Erklärung des Romantiſchen ſehen wir hier, wo ſich's zunächſt mehr von etwas Aeußerlichem, als vom Gehalte ſelbſt handelt, ab, und können Dies um ſo eher thun, da jene Erklärung ſich der Hauptſache nach mehr über das Weſen der Poeſie überhaupt, als das der Romantik verbreitet, wie freilich nicht Herr Weiſſer, wahrſcheinlich aber Göthe und, hätt' er noch gelebt, Schiller zugegeben haben würden. Dürfte doch zuletzt das — von Uhland in jener Abhandlung ſo ſinnvoll geahnte — Geheimniß aller Poeſie, der romantiſchen wie der nicht romantiſchen, ſeine Löſung in dem erſt neuerlich bekannt gewordenen Ausſpruch Schellings finden, daß die Seele das Urſprüngliche im All, und unter den drei Weltelementen, Geiſt, Stoff und Seele, letztere das Vornehmſte, der innerſte Keim ſei, der durch die beiden andern zu Tag dringen will*, und dürfte ſich die romantiſche Poeſie von der nicht romantiſchen endlich vielleicht nur darin unterſcheiden, daß jene der genannten Löſung häufig, doch keineswegs immer, um eine Stufe näher ſteht. Höchſtens könnte der Romantik der Zug zum Jenſeitigen, Ueberirdiſchen — nicht, wie Uhland will, zum Unendlichen, denn der Zug zu letzterm eignet jeder wahren Dichtung — vorzugs-

* Clara oder Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt. Ein Geſpräch von Schelling 1862. S. 64.

weiſe zugeſprochen werden, denn dieſer iſt allerdings kein nothwendiger Beſtandtheil der Poeſie an ſich, geht aber auch der romantiſchen nicht ſelten ab, wie er z. B. im größten Genius, deſſen dieſe ſich rühmen kann, in Shakeſpeare, faſt ganz fehlt, und nur etwa ſo bei ihm hervortritt, wie auch in der großen Natur ſelbſt, d. h. als unwillkürliche Symbolik*, in Göthe aber, dem „Heiden", wie man ihn genannt hat, den die Romantiker gleichwohl ſo gern als den Ihrigen anſahen, wenigſtens nur ſehr ſporadiſch ſich kundgibt. Ja in den von Uhland ſelbſt ſo bevorzugten und als weſentlich romantiſch angeſehenen Nibelungen iſt zwar, wenn man ſo will, ein Zug zum Unendlichen, keineswegs aber einer zum Ueberirdiſchen, zu einer höhern, lichtern

* Die einzige mir im Augenblick erinnerliche Stelle, wo eine höhere, lichtere Welt der irdiſchen von Shakeſpeare in poſitiver, abſichtlicher Weiſe gegenübergeſtellt wird, ſind die lieblichen Worte im Kaufmann von Venedig:

Sieh', wie die Himmelsflur
Iſt eingelegt mit Scheiben lichten Golds!
Auch nicht der kleinſte Kreis, den du da ſiehſt,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel ſingt,
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie ſind ew'ge Geiſter;
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können ſie nicht hören.
(Nach Schlegels Ueberſ.)

War die hier ausgeſprochene Anſicht dem Dichter wirklich in innerſter Seele Ernſt, ſo war ſie ihm dies wenigſtens nur mit jener Inkonſequenz, welche bei dem ſo vielempfänglichen und von ſo verſchiedenen Seiten her in Anſpruch genommenen Dichtergemüthe nicht ganz ſelten vorkommt.

Welt, wahrzunehmen, und der junge Dichter bringt „das große Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt," mit dem Schauplatz, „über dem ein großes dunkles Verhängniß waltet und uns beständig im Hintergrunde gezeigt wird," unbedenklich unter gleiche Benennung. — Beschränken wir uns aber zur Beantwortung der vorhin erhobenen Frage blos auf die Form; so wurde Uhland der romantischen Schule offenbar zunächst durch seinen ausgesprochenen Sinn für das nationale Element zugetrieben, der, wie wir gesehen, sich schon bei der ersten Probe, die dem Knaben aus dem Nibelungenlied mitgetheilt ward, so mächtig kundthat, und uns weiter vorne zu erklären schien, warum es den werdenden Dichter mehr zu Bürger, als zu Göthe und Schiller hingezogen. Dieser Sinn an sich ist von dem vaterländischen noch sehr wohl zu unterscheiden, wie wir denn Uhlanden sich gleich vornherein für altfranzösische Dichtung fast mit demselben Eifer interessiren sehen, welcher ihn für deutsche und überhaupt germanische (altnordische u. s. w.) beseelte, und wie er später im nämlichen Augenblick, wo er für den deutschen Genius das freieste lebendigste Walten fordert, und seinem Volke zuruft:

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt,
In den frischen Eichenhainen
Weht und rauscht der deutsche Gott,

sich recht mit Liebe dem verlockenden Spieltrieb zum italienischen Sonett hingibt, und nicht das mindeste Arge daran

hat, daß das deutsche Gemüth sich in diese Form einenge, die wohl in Italien in gewissem Sinn national werden konnte, (übrigens auch dort im Widerstreit mit der eigentlichen Volkspoesie auftrat,) in Deutschland aber, wenn nicht geradezu selbst ein „kalter Marmorstein", wenigstens nur allzu häufig eine blos für den Mann von Schule berechnete Spielerei sein wird.

Nur ein pedantischer Wächter des deutschen Parnasses, wie Herr Weisser, glaubt der junge Romantiker, werde der vaterländischen Dichtkunst zurufen:

Laß, mein Kind, die span'sche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die welsche Klangmethode
Der Canzonen und Sonette,
Bleib der Aftermuse fern
Der romantisch süßen Herrn*:

Was aber weiß, ließe sich fragen, die deutsche Nation ihrer großen Mehrzahl nach, welche Uhlanden jetzt feiert, wie sie nur noch Einen Dichter neben ihm, Schiller, gefeiert hat, viel von seinen einundzwanzig Sonetten, selbst von den zartesten, sinnigsten unter denselben, wie z. B. Entschuldigung, Geistesleben, Erstorbene Liebe? (in welch' letzterem Stück wenigstens die beiden Schlußterzinen ungemein schön sind.) Kaum ist das einzige, in seiner Form und Ueberschrift nicht ganz edel gehaltene, An die Bundschmecker, um seines in einem triumphirend schönen Ge-

* S. Der Recensent von Uhland (Nr. 1 der Glossen).

danken ausgesprochnen patriotischen Inhaltes willen einigermaßen volksthümlich geworden!

Wohl aber wußte Uhland, um zu diesem selbst rückzukehren, daß unter allen neuern poetischen Literaturen, die französische etwa abgerechnet, die deutsche am wenigsten aus dem Leben der Nation selbst hervorgegangen, am meisten Werk der Schule, der gelehrten Bildung sei, und so wurde denn allerdings sein allgemeines Streben nach dem nationalen Element, so weit es sich um deutsche Dichtung handelte, von dem bei ihm so bedeutend hervortretenden vaterländischen Sinn noch besonders getragen. Daß im Druck der französischen Herrschaft, unter welche das erste Aufblühen seines Dichtergeistes fiel, noch ein besondrer Antrieb liegen mußte, sich an den einzigen Beleg deutschen Volksthums, welchem Wort gestattet war, anzuklammern, braucht keiner weitern Erörterung. Nebenher zog ihn dann, wie es scheint, allerdings auch die Erschlossenheit für das Ueberirdische an, das sich in den Schöpfungen der ältern romantischen Schule der beiden Schlegel ꝛc. ꝛc. bald auf nur erkünstelte, bald auf wirklich tief empfundene Weise kundgibt. Denn nicht nur deutet er auf diese Anziehungskraft in der vorhin gegebenen Abhandlung über das Romantische eigenen Mundes hin, sondern man weiß auch, daß ihn unter jener ältern Schule Novalis, in welchem das Auge für die höhere Welt besonders aufgethan war, am meisten angesprochen. Gewiß aber stand dieser Reiz für Uhland gleichwohl nur in zweiter Linie, denn er war eine zu gesunde und unverkünstelte Natur, als daß jene Richtung bei ihm bedeutenden Einfluß auf Würdigung dichterischer Wirksamkeit hätte gewinnen

können, die nun einmal ihrem Wesen nach zunächst die sinnliche Welt zum Boden hat, und sich nicht zu oft in jene höheren Regionen aufschwingen darf, wenn sie den Eindruck, den ein solcher Aufschwung beabsichtigt, nicht selbst schwächen will. Wie denn auch derjenigen seiner eignen Dichtungen, welche in genannter Hinsicht zu nennen sind, im Ganzen nur eine sehr kleine Zahl ist; vor Allem Die verlorene Kirche, unter den Perlen seiner Muse eine der strahlendsten; nebenher noch Schäfers Sonntagslied, Hohe Liebe, Gruß der Seelen, An den Unsichtbaren, und höchstens noch zwei oder drei andre, die sich mit mehr oder minder Recht hieher zählen lassen, wie etwa Gesang der Nonnen, ein Erzeugniß, das, vielleicht die Schlußzeilen ausgenommen, weniger aus innerster Anregung hervorgegangen zu sein scheint. Jedenfalls dürfte mehr der eigenthümliche Sehnsuchtszug in Novalis, sein Suchen nach „der blauen Blume", so wie überhaupt seine oft so ungemein sinnigen Bemerkungen über die verschiedensten Gegenstände des Diesseits wie des Jenseits, als sein Streben, dem Trieb nach Oben einen positiven, fast könnte man mitunter sagen einen konfessionellen, Gehalt zu geben, in Uhland anklingende Saiten berührt haben. Spricht dieser doch in dem Harfnerlied am Hochzeitmahl eine gegen die gewöhnlichen Ansichten von einer höhern Welt sehr schroff abstechende Auffassung, die er allerdings nicht ausdrücklich als die seinige gibt, die er aber doch mit dem Wesen eines Romantikers nicht für unvereinbar hält, in folgenden Worten aus:

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Menſch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, in Erz und Stein,
Steh'n der Vorwelt lange Reih'n,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand ſah des Donners Pfad,
Noch den Fittich ſanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entſchwindet mit dem Leben —

(Verſe, die, beiläufig geſagt, mitunter an Schillers Manier erinnern, was ſonſt bei unſrem Dichter ſo äußerſt ſelten oder nie vorkommt. Beſonders die zwei Zeilen:

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte,

ſind ganz in Schillers Art.)

Endlich iſt unter den Einflüſſen, welche den jungen Dichter ſo mächtig zur Romantik zogen, wohl auch der Umgang mit Juſtinus Kerner nicht zu überſehen, welcher mit weniger Talent für den Adel der Form, aber mit größerem Geſchick die unmittelbare Weiſe der Volkspoeſie aufzufaſſen, und mit einer Originalität der Anſchauung, welche Uhlan-

den verleitete, den Freund anfangs an dichterischer Begabung über sich selbst zu stellen, für das volksthümliche und sagenhafte Element in der deutschen Poesie auf eben so warme als naive Art schwärmte. „Er liebte die Nachdrucker“ (der Volksbücher), sagt Varnhagen* gelegenheitlich eines Besuchs bei Fleischhauer in Reutlingen, „wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen.... Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben werde, versetzte der Mann“ (Fleischhauer) „unsere Meinung mißverstehend, er würde gern Manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. Gottlob! seufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun.“

Wollte Uhland aber lebendige Dichterkraft, trat er dem gelehrten aristokratischen Anstrich der neuern deutschen Poesie mit vollem Recht entgegen, bemühte er sich, dieselbe, die im Vergleich mit andern Völkern allerdings als ein Epigonenwerk erscheinen muß, wieder den Quellen anzunähern, von welchen sie eigentlich hätte ausfließen sollen, nämlich dem Volkslied und dem Volksepos, und war er endlich in Bezug auf Schiller, als Einzelnen, nicht minder befugt, das Rhetorische und Deklamatorische an diesem großen Dichter als zu stark vorherrschend zu betrachten, so begreift sich schwer, wie er andrerseits nicht empfunden haben soll, daß die Art, wie jener deutsche Volkston nun von Vielen, ja in einigen seiner unbedeutendern Gedichte von ihm

* A. a. O. S. 104.

ſelbſt angeſchlagen ward, oder wie Andre ſich an ausländiſche Vorbilder anſchloſſen, gar häufig ihrerſeits nicht minder auf etwas blos Schulmäßiges, Un-, oder mindeſtens Halb-Lebendiges hinausführte, welches Gedichten, die in jenen vornehmen Formen prunkten, an innerer Seele oft weit nachſtand, wie z. B. Schillers allerdings etwas gelehrter, bei den tübinger Freunden aber, oder wenigſtens bei J. Kerner, mit Unrecht als ein blos prächtiger Wortſchwall angeſehenen Ballade Hero und Leander*. Zugegeben jedoch, es ſei in andern Erzeugniſſen jener Romantiker die Seele auch wiederum ſehr lebendig und nicht ſelten mit mehr Innigkeit und Einfachheit hervorgetreten, als in der entgegengeſetzen Schule, ſo war doch jedenfalls das dichteriſche Gewand, das ſie erſtrebten, bei gar Vielen wenigſtens in Einer Beziehung noch ſchlimmer beſchaffen, als jene vornehme Aeußerlichkeit, indem es der Kraft des Gedankens, wie ſie ſich innerhalb dieſer glänzenden Hülle ausgeſprochen, — man denke an Schillers Künſtler,

* Nach Kerners Nekrolog in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 13. Juni 1862, wo jene Anſicht deſſelben zunächſt allerdings nur hinſichtlich der, nach unſerm Dafürhalten trefflichen, Verſe ausgeſprochen wird:

Wo der Hellespont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt.

Ganz entſprechende Urtheile über Schiller erinnert ſich der Herausgeber früher von Guſtav Schwab gehört zu haben, und irrt daher vielleicht nicht, wenn er jenen Ausſpruch als das Urtheil des ganzen tübinger Vereins anſieht.

das Ideal und das Leben! u. ſ. w. — in der Regel weniger Raum darbot.

Wirklich könnte es ſcheinen, die nationale Form an ſich, oder wenigſtens diejenigen nationalen Formen, für welche er beſonders empfänglich war, haben auf Uhland mitunter einen größern Eindruck gemacht, als die lebendige Individualität, und er habe in dieſer Beziehung deutſchen Dichtern, wenn nur jener volksthümliche Klang da war, und vollends die Geſinnung ſich als eine vaterländiſche auswies, den geringern Gehalt nicht nur nachgeſehen, ſondern denſelben hie und da geradezu überſehen, wie z. B. bei Fouqué.

Soweit der Verfaſſer dieſer Zeilen urtheilen konnte, der freilich, bei der faſt fortwährenden Geſchiedenheit ſeines Wohnorts von demjenigen Uhlands, wohl zu häufiger freundlicher Berührung, aber nicht zu eigentlich vertrautem Umgang mit demſelben gelangte, und daher ſein eigenes Urtheil hier um ſo weniger für maßgebend anſehen darf, als Jener, wortkarg wie er war, Manches in der Seele tragen mochte, wovon er kein Anzeichen gab, — ſoweit der Verfaſſer dieſer Zeilen urtheilen konnte, gewann es mitunter das Anſehen, als ſei es, ſo ſehr unſer Dichter von dem Werth anderer großen Dichternaturen durchdrungen war, doch minder in ſeinem Weſen gelegen, ſich mit jenem ewig neuen Genuß in dieſelben zu vertiefen, und ſie im eignen Buſen gleichſam fortwährend zu reproduciren, wie Solches wohl bei andern empfänglichen Perſönlichkeiten vorkommt. Wenigſtens erinnere ich mich nur ein einziges mal aus einer jetzt ſchon ſehr entfernt liegenden Zeit, ihn ſich mit Wärme

und einiger Umſtändlichkeit über einen Heroen der Poeſie, und zwar über einen von ihm ſelbſt beſungenen, Dante, ausſprechen gehört zu haben.

Was er ſprach bezog ſich übrigens auch in dieſem Fall nur auf ein beſtimmtes, ihn, wie er bekannte, vor allem Andern bei Dante anſprechendes Bild, nämlich auf jene von den Engeln wie von einem Bienenſchwarm umflogene, unendliche Himmelsroſe, womit das Paradies des großen Italieners ſchließt. Ueber irgend etwas Anderes, namentlich über die Hölle, die, wenn einmal von dem genannten Sänger die Rede, faſt zum Geſpräch auffordert, ließ er ſich nicht heraus. Auf dem Rückweg — die Unterhaltung fand auf einem mit Guſtav Schwab und mir unternommenen Spaziergang ſtatt — kam die Rede auf Schiller; es iſt mir aber blos in der Erinnerung geblieben, daß Uhland nichts Bedeutendes über denſelben vorbrachte, wie ich mich denn auch keines bedeutenden Wortes von ihm über irgend einen andern Dichter erſten Ranges, namentlich keines über Shakeſpeare, und ſelbſt keines über Göthe entſinne, welches ich ſelbſt gehört, oder welches mir ein Andrer aus ſeinem Mund mitgetheilt hätte. Dagegen iſt bekannt, und erhellt ſchon aus den zwei mitgetheilten Aufſätzen des Sonntagblattes, mit welchem Genuß und welcher Liebe Uhland ſich in ſeine Studien über die mittelalterliche Poeſie der verſchiedenen Völker einließ, wobei es ſich, wenigſtens ſehr häufig, offenbar weniger um den einzelnen Dichter und deſſen individuelles poetiſche Vermögen, als nur um die nationale Form, um den Ausdruck der Volksſeele, handeln konnte. Karl Mayers Ausſpruch über ſeinen Freund

(Album, S. 8): „Im Ganzen liebte er an aller poetiſchen und verwandten Literatur jederzeit mehr den nationalen, als den ſubjektiven Karakter“ — hat freilich zunächſt einen andern Sinn als Das, was im Obigen als Möglichkeit angedeutet wurde, könnte aber zuletzt vielleicht doch auch in dieſer Ausdehnung aufgefaßt werden.

Im Dezember 1812 trat unſer 25 Jahre zählender Sänger auf der Kanzlei des Juſtizminiſters von der Lühe in Stuttgart als Acceſſiſt, d. h. als Volontär, ein. Er hatte ſich in dieſer Beziehung dem Willen des Vaters, der ihm, von ſeiner Rückkehr aus Paris im März 1811 an, abermals beinahe zwei volle Jahre zu ſeinen poetiſchen Studien — wenn auch nebenher wahrſcheinlich zur Vorbereitung für die juridiſche Praxis — zugeſtanden, gegen die eigene Neigung gefügt, die ſich, wenn auch ſelbſtverſtändlich nicht mit großem Feuer, eher noch dem Beruf eines Advokaten zuwandte, zu welchem er ſich ſchon während des tübinger Aufenthaltes die Ermächtigung ausgewirkt. In dem neuen Wirkungskreis beſonders mit Berichten über Straffachen an den König beauftragt, erfuhr er mehrmals die Genugthuung, daß wenn die Sache nicht in der Form, wie der ängſtliche Miniſter, ſondern wie ſein junger Untergebener wollte, d. h. lediglich mit Rückſichtnahme auf das ſtrenge Recht, an den Monarchen gelangte, ſie von dorther auch in dieſem Sinne entſchieden ward. Im Ganzen aber lag die Strafgerechtigkeit damals in Württemberg ſehr im Argen, und war ſelbſt von Kabinetsjuſtiz keineswegs frei; dazu kam, daß Uhland, welchem beim Eintritt, wenn er ein Halbjahr verharrt habe, ein Gehalt oder die Verleihung eines andern,

mit Bezahlung verbundenen Amtes in Aussicht gestellt worden, im Lauf von anderthalb Jahren diese Zusage drei- bis viermal vergebens in Erinnerung gebracht hatte. Als daher endlich im Mai 1814 sein Gesuch um die Stelle eines besoldeten zweiten Sekretärs beim Justizministerium abgeschlagen wurde, brach der junge Mann sein Verhältniß zu dem Minister — wie es scheint sehr gegen den Willen des Letztern, der eine solche Kraft sich gerne erhalten hätte, und daher Uhlands frühern, wiederholten Entlassungsgesuchen keine Folge gab — ab, und trat in die Reihe der stuttgarter Advokaten ein. Ueber diesen Schritt sprach er sich in einem vom 10. Mai 1814 datirten Brief an die Eltern also aus:

„Gestern Abend ist in meiner Angelegenheit auf das, nach vorgängiger Kommunikation mit dem Finanzministerium, am Sonntag erstattete Anbringen, welches mir der Minister vorher zu lesen gegeben und ich nach jeder Hinsicht zweckmäßig abgefaßt gefunden hatte, die hier abschriftlich beigeschlossene (abschlägige) Resolution erfolgt.

„Es muß Ihnen freilich schmerzlich sein, daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Werth ich um so dankbarer erkenne, als sie mit so vieler Schonung gegen mich gebracht wurden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird Mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige, ziemlich mühselige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Lage des Lebens erfahren haben, wie oft Dasjenige, was äußerlich als ein hartes, ungerechtes Schicksal erschien, in der Wahrheit und im tiefern Grunde die weise Leitung einer gütigen Vorsehung war. So darf ich nun auch aussprechen, was ich bisher

nie gegen Sie geäußert habe, daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen, und nun vollends durch ein entschiedenes Anketten an dieselben, mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. Nicht als ob es mir unerträglich geworden wäre, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir von Natur fremd, ja widrig sind, oder als ob es mich zu sehr geschmerzt hätte, die Entwicklung sonstiger Fähigkeiten, die Gott in mich gelegt, gänzlich gehemmt zu sehen; — ich glaube beiderlei Uebelstände seit geraumer Zeit so ziemlich überwunden zu haben, und sehe wohl ein, daß man sich zuvörderst eine äußere Existenz gründen muß, und in gegenwärtiger Zeit am wenigsten seinen Liebhabereien leben kann; allein in denjenigen Geschäftsverhältnissen, worein ich hier immer tiefer verwickelt werden sollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeschritten wäre, um so mehr an Seelenruhe und innerer Selbständigkeit verloren.

„Statt daß ich, wenn der Antrag durchgegangen wäre, eine fixe Anstellung mit ungefähr 800 fl. *, und der, wenn auch noch entfernten, Aussicht auf künftige vortheilhaftere und angesehenere Stellen erhalten hätte, stehe ich nunmehr freilich wieder als simpler Advokat da, der sich erst wieder auf irgend einer Seite Bahn brechen muß. Dabei ist aber denn doch auch nicht zu vergessen, daß ich durch die bisherige Dienstleistung ein Recht erworben, mich um jede

* Diese Summe für den ersten Anfang in der besoldeten juridischen Amtsthätigkeit wäre nach den jetzigen Verhältnissen in Württemberg eine ziemlich hohe, und mag selbst damals, wo angehende Beamte dieses Faches, weil ihre Zahl geringer, vielleicht besser besoldet waren, für hoch gegolten haben. Da Uhland um die also honorirte Stelle, wie aus dem Eingang des Briefes erhellt, sich mit vollkommener Gutheißung des Ministers, oder vielmehr das Ministerium sich um dieselbe für Uhland bewarb, so erhellt daraus, daß dieser für einen sehr tüchtigen Arbeiter gegolten haben müsse.

passende Stelle umzuthun, daß ich hier manche ihrer Zeit vielleicht nützliche Bekanntschaft gemacht habe, und daß ich jedenfalls hoffen kann, auch als Advokat mir ein ordentliches Auskommen bei mehrerer, besonders in jetziger Zeit so wünschenswerthen Unabhängigkeit zu verschaffen.

„Ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, ob ich diesen Brief durch die Post oder sonstige Gelegenheit abschicke, oder ob ich nicht selbst dessen Ueberbringer sein werde. Geschieht Ersteres und bleibe ich etwa noch diese Woche hier, so ist dabei meine vorzügliche Absicht, mich, ehe ich mündlich mit Ihnen über meine künftige Bestimmung zu Rathe gehe, hier ein wenig umzusehen, was etwa da oder dort zu machen wäre.

Mit der innigsten Liebe

Ihr gehorsamer Sohn L."

„NS. Mein Logis bei Schwabs" (den Eltern von Gustav Schwab) „habe ich schon an Georgii aufgekündet."

Zu einigen, für Uhland bezeichnenden, Nebenbemerkungen geben Inhalt und Form dieses Briefes Anlaß. Derselbe ist, so wie wir ihn abgeschrieben, bloße Kopie; und wir werden noch in der Folge sehen, daß der Briefsteller, wenigstens in jüngern Jahren, von jedem von ihm verfaßten wichtigern Schreiben entweder Abschrift genommen, oder dasselbe zuvörderst in einem Konzept entworfen. Unter dem Datum vom 10. Mai steht: „Expedirt den 11. Mai, Mittags 1 Uhr" — ein Beweis, mit welch geschäftsmäßiger Ordnung er seine Angelegenheiten überwachte. Endlich ist im ganzen Verlauf der sehr sauber geschriebenen Kopie nur ein einziges Wort korrigirt, aus welchem man zugleich ersieht, wie genau es der Dichter auch in Kundgebungen dieser Art

mit der Reinheit des Stils genommen. Er hatte anfangs geſchrieben: „daß ich hier manche ſeiner Zeit vielleicht nützliche Bekanntſchaft gemacht", ſetzte aber dann an die Stelle des in dieſem Zuſammenhang häufig mißbräuchlich angewandten männlichen Geſchlechts das weibliche: ihrer Zeit. — Wird in dem Brief zweimal auf die damalige Zeit als eine ſolche hingewieſen, die Unabhängigkeit und Sicherſtellung der äußern Exiſtenz mehr als je verlange, ſo hat man ſich zu erinnern, daß vor wenigen Wochen erſt die napoleoniſche Weltherrſchaft zuſammengeſtürzt, der Friede Frankreichs mit den Verbündeten noch gar nicht geſchloſſen, jedes Gemüth von den gewaltigen Ereigniſſen noch aufgerüttelt war.

In die Zeit dieſer ſehr in Anſpruch genommenen amtlichen Thätigkeit aber waren, wie der Inhalt nachweist, die Lieder gefallen, welche die Freiheitskriege zum Gegenſtand haben. Rechnet man das in der Uhlandiſchen Sammlung weit ab von denſelben ſtehende Gedicht Geſang und Krieg, wie billig, nicht zunächſt hierher, ſo kann keines von ihnen vor der Schlacht bei Leipzig entſtanden ſein, da erſt durch dieſes Ereigniß König Friedrich bewogen wurde, dem Bunde mit Napoleon zu entſagen, jene Lieder aber offenbar Empfindungen ausdrücken, die nicht als Geheimniß in die Umgebung ihres Verfaſſers zu treten hatten, wie Dies vor jener Schlacht unter dem ſtrengen König unabwendbar der Fall geweſen ſein würde. Eins davon, Lied eines deutſchen Sängers, gehört augenſcheinlich noch in's Jahr 1813; ebenſo Vorwärts, da in letzterem Liede Franken und Schwaben aufgefordert werden, zum Rhein

vorzudringen, dieſer aber von einem Theil der Verbündeten ſchon am 17. December 1813, von den unter Blücher vereinigten Heeren wenigſtens am 1. Januar 1814 überſchritten wurde. Auf das Kind eines Dichters (Juſtinus Kerners im December 1813 gebornes älteſtes Kind, ein Mädchen) dürfte dagegen bereits in's Jahr 1814 fallen, da die Worte:

Wo über deiner kind'ſchen Ruh'
Des heil'gen Krieges Donner rollen —

auf den, im Januar eröffneten, Feldzug in Frankreich zu weiſen ſcheinen. Siegesbotſchaft ward offenbar erſt durch die „ſchlimme Sage" hervorgerufen, die, nach der rückgängigen Bewegung der Alliirten im Februar 1814, in Bezug auf den Friedenskongreß in Chatillon „umherſchlich" und von „Zwietracht und Verrath flüſterte," während endlich das letzte hieher gehörige Stück, An das Vaterland, von ſelbſt andeutet, daß es nach Napoleons Sturze entſtanden.

Dabei macht jedoch die Mehrzahl jener Gedichte, wenigſtens auf den Verfaſſer dieſes Buchs, keinen vollkommen befriedigenden Eindruck. Vorwärts und Siegesbotſchaft ſind poetiſch etwas dürftig gehalten, überhaupt aber tönt faſt in keinem dieſer Lieder der ganze Jubel, die volle Begeiſterung der letzten Monate des Jahrs 1813 nach, eine Begeiſterung, von welcher ſich Keiner, der ſich ihrer nicht aus eigener Erinnerung entſinnt, ein Bild machen kann, welche aber bei Uhland in ihrer Vollhöhe zu treffen man allerdings um ſo eher vorausſetzen könnte, als er ſelbſt gelegentlich einmal ausſprach, er habe eine ähnliche nie

wieder erlebt. Als Erklärungsgrund des Mangels dürfte zunächst in Betracht kommen, daß unser Dichter weit mehr ein Mann der innigen, als der starken Empfindungsäußerung war, ja daß die Empfindung selbst, nicht blos deren Aeußerung, soweit sie sich nur auf den Krieg bezog, bei seiner ruhigen Natur vielleicht überhaupt nicht so mächtig war, als bei andern mehr entflammbaren Gemüthern. — „Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede mit mildern Lüften und mit sanfterm Liede", ruft er beim Beginn des auf Frankreichs Boden selbst zu führenden Feldzugs in einem Gedichte, das wir gleich nachher näher besprechen werden. Aber: „Keinen Frieden! Krieg, Krieg bis zum Sturz, oder mindestens zur völligen Unschädlichmachung des Korsen!" lautete damals die Losung der feurigern, kampfbegeisterten Sänger.

Sodann dürfen wir, wenn uns der Ton der erwähnten Uhlandischen Lieder auffällt, die Ueberbürdung mit amtlichen Geschäften nicht vergessen, über welche deren Verfasser in dem mitgetheilten Brief klagt. Endlich könnte man auf die Vermuthung kommen, und sie ist wirklich ausgesprochen worden,* als habe auf Uhland auch der Gedanke einigermaßen gedrückt, daß er dem Kampf für's Vaterland den eigenen Arm nicht geliehen. Daß ein solcher Gedanke, obgleich er in der Wirklichkeit wohl nicht sehr schwer auf dem Dichter gelastet, aus dem Lied eines deutschen Sängers, und noch mehr aus den Anfangsworten des Gedichtes Am 18. Oktober 1816 hervorzugehen scheine,

* Im Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung vom 4. December 1862.

Wenn jetzt ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld ꝛc.

möchten wir selbst nicht in Abrede stellen,* während in den zwei Abtheilungen von Gesang und Krieg umgekehrter Weise noch versucht wird, den Sängerorden gegen die Anmuthung, daß auch er unbedingt die Waffen trage, zu schützen. Die erste Abtheilung letztern Gedichtes, in welcher von dem entbrannten Kampf „im Norden" noch mit scheinbarer Kälte gesprochen, dagegen das Recht, auch zwischen Trommelwirbel und Trompeten-Werben hinein das Lied erschallen zu lassen, mit Nachdruck gewahrt wird, steht in unvermitteltem Widerspruch mit den Worten im Lied eines deutschen Sängers:

* Weniger vermögen wir jenen Gedanken in dem in erwähntem Nekrolog hiefür besonders hervorgehobenen Gedicht „An das Vaterland" zu finden:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all' mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Wir sehen hier nur die mit Uhlands Seele so tief verschwisterte moralische Grazie, nicht „Selbstanklage"; und wir gestehen, daß uns diese schönen, aus des Dichters innerstem Busen geflossenen Zeilen fast mehr ansprechen, als all' seine andern über Deutschlands Kampf gesungenen Lieder.

Ich ſchlag' den Geiſt in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Man wird daher kaum irren, wenn man die Entſtehung dieſer erſten Abtheilung, in welcher von dem herannahenden Frühling die Rede iſt, in das Frühjahr 1813 ſetzt, wo Preußen bereits den Krieg an Napoleon erklärt hatte, in Württemberg aber jeder Aufruf zu gleichem Kampf noch ſchwer verpönt war, und annimmt, das Gedicht habe die Beſtimmung gehabt, irgend einer Sammlung von Liedern, die, trotz dem Krieg, frei zwiſchen Preußen und den Rheinbundſtaaten ſich bewegen durfte, einverleibt zu werden. So iſt auch in der 1813 erſchienenen Einleitung zu Harpprechts Gedichten, welche, da dieſer erſt am 10. Januar beſagten Jahres ſtarb, in die gleiche Zeit wie jene Dichtung, oder noch einige Monate ſpäter geſetzt werden muß, von einem Antheil an der, damals noch von Preußen allein vertheidigten, deutſchen Sache nicht die leiſeſte Spur wahrzunehmen.

Die zweite Abtheilung von Geſang und Krieg, in welcher der am 26. Auguſt 1813 gefallene Theodor Körner — denn kein Anderer iſt doch wohl der „ſchwarze Jäger" — bereits als todt erwähnt und der Ruf für „Freiheit und Vaterland" als das ſchönſte Lied hervorgehoben wird, das ein Sänger anſtimmen könne, ſcheint, mit gleicher Beſtimmung wie die erſte Abtheilung, kurz nach Eröffnung des franzöſiſchen Feldzugs im Januar 1814 (noch vor der rückgängigen Bewegung im Februar) entſtanden zu ſein,

da der Dichter auch hier des Frühlings als bevorſtehender Zeit gedenkt, und zugleich — wie vorhin bemerkt worden — ſeine Hoffnung auf baldigen Frieden ausſpricht, an welchen man, wie aus einem gleich nachher mitzutheilenden Brief Uhlands erhellt, um die bezeichnete Zeit etwas voreilig geglaubt hatte.

Warum aber nahm Dieſer keinen perſönlichen Antheil an dem Krieg, wenn die vorhin erwähnte Deutung einiger ſeiner Gedichte richtig ſein ſollte, — wenn er einen leiſen Vorwurf ſeines Innern über die Nichtbetheiligung nicht völlig zu beſeitigen vermochte? Zunächſt durften in Württemberg keine Freiwilligenkorps errichtet werden, Uhlands ganze Natur aber widerſtrebte einer Verwendung in der Linie durch und durch. Sodann ſah König Friedrich die freiwillige Betheiligung an dem Krieg wider Napoleon höchſt mißliebig an; jede irgend durchführbare Maßnahme der Hemmung ward gegen die Kampfluſtigen in Anwendung gebracht, und vor Allem liefen ſie Gefahr in ſolche Regimenter geſteckt zu werden, welche an dem Feldzug keinen Antheil nahmen; ja mehr als Einem ward auf dieſe Weiſe die ungeſuchte Ehre zu Theil, bis zum Frieden, mit welchem die übernommene Verpflichtung ſelbſtverſtändlich aufhörte, in der Garde dienen zu müſſen; in ein auswärtiges Frei-Banner einzutreten war aber ſtreng verboten. Endlich hatte Uhland, nachdem ihm die nicht reichen Eltern manches pekuniäre Opfer nach ſeinem eigenen Ausdruck auf ſehr „ſchonende Weiſe“ gebracht, die lange hinausgeſchobene Berufsthätigkeit eben erſt, und zwar noch ohne Beſoldung, angetreten, als — nicht in Württemberg, wo keine ſolche

Stimme gestattet war, sondern in andern deutschen Ländern — der Ruf zum Kampf für's Vaterland erscholl. Sollte er die Zeit, wo er nicht mehr von der elterlichen Unterstützung zu leben brauchte, noch weiter hinausschieben? den Eltern für den Augenblick vielleicht noch größere Opfer anmuthen, als dieselben damals noch immer für ihn zu bringen genöthigt waren? So wie wir Uhland kannten, möchten wir das Widerstreben seines Zartgefühls gegen ein solches Ansinnen, verbunden mit der Empfindung, daß er bei der starren Schwerbeweglichkeit seiner psychischen Natur — der körperlichen nach wäre dem Kriegsdienst durchaus nichts entgegengestanden — zum Soldaten nicht tauge, ja wohl dem Spott seiner Kameraden und Vorgesetzten nicht immer werde entgehen können, als den stärksten Beweggrund ansehen, der ihn damals von Ergreifung der Waffen abgehalten. Am ehesten auf diese beiden Motive dürfte auch wohl der ruhige Ton nachfolgenden Briefes hinweisen, der schon einige Monate vor dem vorhin mitgetheilten, nämlich am letzten Tage des Jahrs 1813, geschrieben wurde. In demselben spricht sich der Wunsch persönlicher Theilnahme an dem Kampf entschieden, immerhin aber mit einer gewissen Zurückhaltung und so aus, wie wenn der Ausführung, neben der Abgeneigtheit der Eltern, eine Stimme im eigenen Busen entgegenträte.

Liebe Eltern!

„Für das Christkindle,* das mich sehr erfreut hat, bezeuge ich meinen herzlichsten Dank. Wenn ich von unsern Lebkuchen

* Dieser Ausdruck für Geschenk des Christkindleins, Christgeschenk, wird in Schwaben fast allgemein, selbst von sonst schriftgemäß

esse, kommen mir immer Erinnerungen, sogar aus meinen frühesten Jahren.

Was die gegenwärtige Einberufung (zum Militär) von Söhnen der Honoratioren, von Advokaten, Aktuarien ꝛc. anbetrifft, so weiß man überhaupt noch nicht, wie weit dabei die Absicht des Königs geht, und was davon etwa blos eine Folge der etwas unbestimmten Fassung des Reskriptes ist. Uebrigens scheint gewiß, daß bereits Angestellte nicht damit gemeint sind. Namentlich ist W., der in gleicher Kategorie mit mir läuft und anfangs auch von der Stadtdirektion aufgefordert wurde, auf geschehene Legitimation über seine Anstellung als Accessist auf dem Bureau des Oberjustizkollegiums, wieder ausgestrichen worden. Sie werden daher außer Sorge sein können. — So wenig ich mich übrigens muthwilliger Weise aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Krieges eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten Staaten Deutschlands, stattfindet, und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen, der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte, und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftige Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unseres bisherigen schmählichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf

---

Redenden, in der Form des Volksdialekts gebraucht, ja häufig in Annoncen für öffentliche Blätter u. dgl. sogar im Druck so angewandt. Uhland sprach ein entschieden schriftgemäßes Deutsch, selbstverständlich aber so, daß einem norddeutschen Ohr der schwäbische Akcent keineswegs verborgen blieb.

unſere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde.

Vorderhand iſt zu erwarten, was der Himmel fügt; die Fortſchritte der Alliirten und die ſonſtigen Nachrichten aus Frankreich machen ſogar einen baldigen Frieden nicht unwahrſcheinlich. Das Jahr, dem wir entgegen gehen, wird ein bedeutendes ſein, wofür ich uns Allen Gottes Segen innig erflehe.

Ihr gehorſamer Sohn L."

Für den Briefſteller ſelbſt erhielt dieſes Jahr die hier vorgeſagte Bedeutung auch dadurch, daß in ihm zur Herbſtmeſſe, und daher bereits die Zahl 1815 tragend, die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſchien. Man erzählt, letztere, welche dieſelben ſchon einmal zurückgewieſen (ſ. S. 79), habe auch jetzt Bedenken gehabt, die Sammlung in Verlag zu nehmen, bis ſie ſich durch Zureden des geiſtreichen Freiherrn v. Wangenheim, der, ſeit 1811 Kurator der Univerſität Tübingen, dort den Dichter oder doch deſſen Erzeugniſſe kennen gelernt, dazu bewegen ließ, während ſchon das nächſte Jahr, in Folge des beginnenden Verfaſſungsſtreites, dieſem Mann die Uhland'ſche Muſe aus einer Schützlingin zu einer Widerſacherin umwandelte, Uhland aber endlich, neunzehn Jahre ſpäter, in wunderlicher Fügung des Schickſals, nicht als Dichter, ſondern als Volksabgeordneter Den, deſſen politiſche Anſichten er in dichteriſcher Form bekämpft hatte, in der angeſprochenen Stellung eines Mitgliedes der Volkskammer auf jede Weiſe zu ſchützen ſuchte.

Jetzt zum erſtenmal ſelbſtändig mit ſeinen Poeſien vor

die Oeffentlichkeit tretend, worauf er, nach dem mitgetheilten Brief an Fouqué, vier Jahre vorher noch beinahe verzichtet hatte, befreit von der Geſchäftslaſt, die ihm ſeine bisherige Stellung aufgebürdet, und miteinſtimmend in den allgemeinen Jubel über Deutſchlands Befreiung, ſcheint er, während der erſten Jahre des nunmehr ergriffenen Berufs eines Rechtsanwalts, im Durchſchnitt wirklich ſehr heiter geſtimmt geweſen zu ſein. Jetzt kehrte die Poeſie ungehemmter zurück, jetzt bot ihm insbeſondere das Haus von Albert Schott, welcher, fünf Jahre älter als Uhland, bereits als Familienvater und Advokat in Stuttgart lebte, Anlaß zu manch ernſtem und manch heiterem Gedichte, wie denn noch im Jahr 1825 an Jenen die Verſe gerichtet wurden, welche in die Uhland'ſche Sammlung unter dem Titel: In ein Stammbuch („Die Zeit in ihrem Fluge ſtreift nicht blos des Feldes Blumen ꝛc.") aufgenommen ſind, und wie früher im Jahr 1819, als Schott nach dem Schluß des verfaſſunggebenden Landtags von ſeinen Wählern mit einem ſilbernen Humpen beehrt wurde, ſein Freund den körnigen Spruch dazu gab:

Billig wird mit einem Becher
Dieſer wackre Mann beſchenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Klaren Wein hat eingeſchenkt.

Beſonders aber war es damals das von Schott und einigen Andern gegründete „Schattenkränzchen", was den Dichter zu manchem poetiſchen Scherz anregte. In dem auf den ſtuttgarter Marktplatz ausmündenden, äußerſt ſchmalen „Bandgäßchen" befindet ſich nämlich der Gaſthof

„zum Schatten", wahrſcheinlich wegen ſeiner Lage, welcher die nah gerückten, hohen Nachbarhäuſer die Sonne faſt ganz wegnehmen, ſo benannt. In dieſem alterthümlichen, zu traulicher Abendzuſammenkunft wie gemachten Hauſe verſammelte ſich damals der eben erwähnte Kranz, von deſſen heiterem Ton die wenigen überlebenden Mitglieder noch jetzt mit Begeiſterung ſprechen. Eine aus dem Stegreif veranſtaltete Maskerade, womit Schott an ſeinem Geburtstag überraſcht wurde, gab z. B. Anlaß zu einem von Uhland noch in der letzten Stunde hingeworfenen, dem damaligen Schattenwirth in den Mund gelegten Schwank, von welchem hier einige Strophen folgen. Der Verfaſſer ſelbſt trug dieſelben vor, und hatte bei Darſtellung der betreffenden Perſönlichkeit um ſo leichteres Spiel, als der Alte, der früher eine Zeit lang in England zugebracht haben mochte, gern mit engliſchen Redensarten um ſich warf, einen pathetiſchen Ton liebte und als beſonderes Abzeichen einen ſtattlichen Zopf trug, ein Schmuck, der damals bereits ſehr in Abgang gekommen.

Ich bin der alte Schattenwirth
Und ſchlag' an meine Bruſt;
Vom kühlen Schatten komm' ich her
Zu eurer Abendluſt.

Es iſt ja Sein Geburtstag heut,
Mein theurer Master Schott!
God bless you, Sir, God bless you, Sir!
Auf deutſch: Ihn ſegne Gott!

. . . . . .

Doch muß ich ſagen, Master Schott,
Sein Wein iſt auch nicht ſchlecht;
Bei Gott, er iſt wie Schattenwein,
So edel und ſo ächt!

Auch prangt von ſchönen Ladies hier
Ein glänzender Convent;
Ja, ja, das iſt, bei meiner Seel',
Ein hübſches Parlament!

Goddam! hier iſt ein nobles Haus,
Iſt wie im Schatten juſt;
Das ſagt der alte Schattenwirth,
Und ſchlägt an ſeine Bruſt.

Ein zweites, poetiſch bedeutender gefaßtes Uhland'ſche Gedicht zeigt ebenfalls, welche Heiterkeit über den Zuſammenkünften in jenem Gaſthof gewaltet; nach dem in der vierten Strophe erwähnten „Rettungsſtreit" und „nahen Freiheitsſtern" ſcheint daſſelbe übrigens während des ſächſiſchen Feldzugs, noch vor der Schlacht bei Leipzig, entſtanden zu ſein, mithin zur Zeit, wo ſein Verfaſſer noch auf dem Juſtizminiſterium beſchäftigt war, ein Beleg, daß auch dieſe Zeit nicht ohne Roſen für ihn verlaufen.

Ich weiß mir einen Schatten,
Da ſtießt ein kühler Quell,
Der ſtärket jeden Matten,
Der quillt ſo rein und hell;
Er iſt von edelm Schlage,
Und ſtrömt nicht Waſſer; — nein,
Der Quell, von dem ich ſage,
Iſt ächter, goldner Wein.

Im Schatten, frisch und labend,
Da tönt so heller Sang,
Der tönet manchen Abend
Und manche Nacht entlang.
Doch sind es nicht die Lieder
Der bangen Nachtigall:
Wir sind's, wir Schattenbrüder,
Beim frohen Becherschall!

In diesem Schatten blühen
Viel Blumen, hold und fein;
Sie duften und sie glühen
Und haben gut Gedeih'n.
Nicht Veilchen sind's, noch Rosen,
Was uns so lieblich blüht,
Nein! Scherz und traulich Kosen
Und brüderlich Gemüth.

Im Schatten, den ich meine,
Da träumt es sich so mild,
Man sieht im Dämmerscheine
Gar manches schöne Bild.
Wie träumten wir so gerne
Vom heil'gen Rettungsstreit,
Vom nahen Freiheitssterne,
Von Deutschlands goldner Zeit!

Nie mög' in unserm Schatten
Der Quell versiegen geh'n;
Nie soll der Sang ermatten,
Die Blumen nie verweh'n.
Auf nimmer soll verfliegen

Der goldnen Träume Schaar,
Das Aechte wird doch ſiegen,
Der Traum im Schatten — wahr!

Ebenſo wurde die bekannte Ballade Von den ſieben Zechbrüdern für die Geſellſchaft im Schatten gedichtet. Der Verfaſſer von Albert Schott's Nekrolog im Schwäbiſchen Merkur (1861) hatte geglaubt, dieſelbe beziehe ſich auf einen luſtigen Unfall, welcher mehreren Mitgliedern des Schattenkranzes, worunter auch Schott, zugeſtoßen, und Uhland war deshalb um Auskunft gebeten worden. Der greiſe Dichter hatte darauf unterm 3. Juli genannten Jahrs erwidert: „Das Lied von den ſieben Zechbrüdern, im November 1814 verfaßt, wurde von mir, als ich mich auf Beſuch in Tübingen befand, mit Aehnlichem an Schott zum Vortrag in der damals „im Schatten“ ſich verſammelnden Geſellſchaft eingeſandt, doch ohne mir erinnerlichen Bezug auf ein ſolches Abenteuer der Vereinsglieder ſelbſt.“ — Da indeſſen das, jedenfalls einen anekdotenhaften Karakter tragende, Gedicht nach dieſer Bemerkung von beſonderem Intereſſe für jene Geſellſchaft geweſen zu ſein ſcheint, ſo dürfte der Umſtand, daß der Verfaſſer ſich des angeblich zu Grund liegenden Abenteuers nach 47 Jahren nicht mehr erinnerte, nicht entſchieden gegen ein ſolches zeugen.

Hier iſt denn wohl auch der paſſendſte Ort über ſonſtige individuelle Beziehungen der in jenem Jahr zum erſtenmal erſchienenen Uhlandiſchen Gedichtſammlung Einiges zu bemerken. Daß durch die Mehrzahl dieſer Jugendpoeſien, ſowohl der Lieder als der Balladen, das Bild einer, ſei es durch den Tod, ſei es durch Entſagung, nach kurzer Selig-

keit äußerlich getrennten, und nur im Herzen des Liebenden noch fortdauernden innigen Neigung gehe, iſt augenfällig, und findet ſich die gleiche Situation auch in jener Dichtung in ungebundener Rede, von welcher Varnhagen einige Zeilen aufbewahrt hat (S. 77). Ob dieſes ſichtbar bevorzugte Bild nur Erzeugniß der bei vielen zärtern Gemüthern in ſolchem Alter vorherrſchenden elegiſchen Stimmung geweſen, oder demſelben ein wirklich erlebtes Verhältniß unterlegen, läßt ſich ſchwer entſcheiden, und ſelbſt der Weg andeutende Ausſpruch des Vorworts:

Doch vielleicht, wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht,
Ahnt .... als Einheit im Zerſtreuten
Unſers Dichters ganz Gemüth,

kann eben ſo gut für die eine, als für die andere Auslegung beigezogen werden. Indeſſen ſcheint die Häufigkeit der Schilderung denn doch für ein wirkliches Erlebniß zu ſprechen, und in dieſem Sinn faßten auch alle, mit Uhlands Jugendgeſchichte zum Theil ſehr genau bekannten Perſonen, welche über dieſen Punkt zu befragen wir uns berufen halten durften, die Sache auf. Aber keine derſelben getraute ſich, den Gegenſtand, der zu jenen Dichtungen den wirklichen Anlaß gegeben, mit einiger Zuverläſſigkeit zu bezeichnen, wie denn auch Uhland ſeinerſeits ganz der Mann war, eine ſolche Neigung, falls ſie wirklich ſtattgefunden, als ewiges, vielleicht nur gegen die ſpätere Gefährtin ſeines Lebens enthüllte Geheimniß in der Bruſt zu tragen. Am meiſten Wahrſcheinlichkeit hätte noch die Hinweiſung auf die ſchon im achtzehnten Jahr (1807) verſtorbene, als ungemein rei-

zend und ſeelenhaft geſchilderte Tochter eines tübinger Profeſſors, Wilhelmine G. Nur wenige Wochen vor ihrem Tod war ſie Braut eines jungen Mannes geworden und jedenfalls bezieht ſich, wie wir hören, auf ſie das tief empfundene, treffliche Gedicht Ein Abend:

Als wäre nichts geſchehen, wird es ſtille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden ꝛc.

und ebenſo das zarte Sonett Die zwo Jungfrauen, in welch' letzterm die andere der beiden Beſprochenen als eine Verwandte des Dichters, von gleichem Familiennamen wie er, bezeichnet wird. Gegen die Annahme jedoch, daß jene früh Verſtorbene wirklicher Gegenſtand der von dem Sänger ſo oft ausgeſprochenen Empfindung, oder vielleicht richtiger, daß jene Empfindung im tiefſten Herzen deſſelben wirklich ſo lebendige Worte gefunden, als ihr z. B. in dem eben erwähnten Gedicht Ein Abend, oder auch in Mein Geſang geliehen werden, läßt ſich Zweierlei anführen. Einmal daß der Dichter beim Tode der plötzlich Weggerafften von deren nächſten Freundinnen aufgefordert wurde, das traurige Ereigniß nach herkömmlicher Sitte zu beſingen, eine Forderung, die wohl nimmermehr geſtellt worden wäre, hätten jene nur die leiſeſte Ahnung von ſolchen Gefühlen in der Bruſt des Beauftragten gehabt; ſodann daß dieſer vermögend war, dem Verlangen zu entſprechen und nachſtehendes Gedicht zu liefern, das für einen wirklich Liebenden in ſolchem Moment zu viele Faſſung verrathen würde. Daſſelbe iſt nur als Bruchſtück an uns gelangt, da der verehrten Frau, welcher wir es verdanken (einer nahen Verwandten der Beſungenen) einige Strophen nicht

mehr im Gedächtniß waren; gleichwohl dürfte Jeder mit dem von uns eben gefällten Urtheil einstimmen:

Im Namen der Freundinnen.

Fern von Reigen, fern von Scherzen,
Steh'n wir heute ernst und still,
Seh'n uns an mit stummen Schmerzen,
Wissen doch was Jede will.
Ein Gefühl umfaßt uns alle,
Ach, ein mächtiges Gefühl,
Und in eines Namens Halle
Liegt uns so unendlich viel.

Laßt uns diese Stille brechen,
Die das volle Herz beschwert,
Laßt uns von den Tagen sprechen,
Durch die Freundin uns verklärt;
Wo wir mit der Guten wallten,
Nennet jeden schönen Ort;
Wer ein Wort von ihr behalten,
Sag' uns dieses theure Wort.

— — — — — — — — —

Als sie noch so schön geglänzet,
Blumenreich im weißen Kleid,
Damals war sie schon bekränzet
Für das Fest der Ewigkeit.

— — — — — — — —

„Folgte keine meinen Schritten,
Mußt' ich gehen ganz allein?

Weil ich gar so viel gelitten,
Darf ich hier die erste sein.
Harren will ich, o ihr Theuern,
Hier in diesem schönen Raum,
Bis wir wieder alle feiern
Einen neuen Jugendtraum."

Weit eher, als daß Uhland, welcher sich in solchem Augenblick so auszudrücken im Stand war, die Hingeschiedene schon vor Fertigung dieses Gedichtes in tiefem Grund geliebt habe, läßt sich der umgekehrte Fall denken, wonach eine bis dahin noch nicht mit eigentlicher Leidenschaft um die Verstorbene schwebende Zuneigung erst durch Fertigung des Gedichtes und Vertiefung in die vorliegende Situation zur wirklichen Liebe entzündet, das Auge erst jetzt zum Herzen geworden wäre, und in dieses sich die Fluth der Erinnerungen aus der mit Jener verlebten Kindheit unter schmerzlicher Lust, und im Gegensatz mit der gegen die Braut geübten Zurückhaltung, ergossen hätte, wie Solches in Ein Abend und dem, ohne Zweifel auf den gleichen Gegenstand bezüglichen, in der Sammlung unmittelbar folgenden Gedicht Rückleben ausgedrückt ist. Von da an mochte dann die Gestalt der dem Staub Entrückten, getragen von der ganzen Erhebung, deren eine seelenvolle Einbildungskraft fähig ist, mehrere Jahre lang im reinen Aetherlicht über dem Jüngling gestanden haben. Vielleicht daß auf eine solche in der eigenen Brust des Dichters zu spät gekommene Liebe, die nebenher möglicherweise zugleich eine sein konnte, die er, seines reizlosen Aeußern, seiner Ungewandtheit bewußt, nicht auszusprechen gewagt, so

lange Zeit dazu war, — auch die tief ergreifenden Worte in der Ballade Der Rosenkranz hinweisen:

Nie hat dich, du rauhe Rechte,
Weiche Frauenhand gedrückt!
. . . . . .

Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunst,
Minnelieder wollt' ich singen,
Werbend um der Süßen Gunst.
. . . . . .

Weh! zu früh' bin ich geboren!
Erst beginnt die goldne Zeit u. s. w.

Auf den Herausgeber mindestens hat diese rührende Klage mitunter den Eindruck machen wollen, als ließe uns der durch seine Aeußerlichkeit nicht für Liebesglück begünstigte Dichter hier tief in sein eignes Innere hinab blicken. Indessen hat Letzterer, schon im höhern Alter, bei einem Gespräch über die Person von Schillers „Laura", die, für gegenwärtige Frage freilich nicht geradezu maßgebende Bemerkung gemacht, „man verkenne ganz die Freiheit der Poesie, wenn man jedes Gedicht wie einen Erguß über eine besondere Begebenheit oder Person, über ein besonderes Verhältniß ansehe. Wie viel könne in dem Dichter auf dem Weg zu dem Gedicht noch vorgehen, eh' dasselbe in die Wirklichkeit hervortrete!" — Wie sehr übrigens die von uns hier mehr angeregte als aufgeklärte Sache manch' gefühlvolles Gemüth in Deutschland seit Langem in Anspruch

genommen, beweist der rührende Umstand, daß wenige Wochen nach Uhlands Tod Karl Mayer als „vertrautester Freund des Verstorbenen“ von mehreren ihm unbekannten Frauen in Schlesien brieflich um Auskunft über diese Lebensbeziehung des von ihnen hoch verehrten Dichters gebeten wurde, ohne daß der Befragte im Stand gewesen wäre, die Frage genügend zu beantworten. Ebenso zeugt der damals vorgekommene bekannte und alsbald zurecht gewiesene Irrthum eines Kritikers, wonach der „nie verheirathet gewesene“ Uhland in dem dritten der Burſche, welche der Wirthin Töchterlein auf der Todtenbahr' liegen sehen, ſich ſelbſt geſchildert hätte, nur von der durch ganz Deutſchland gehenden Empfindung, des Dichters eigene Bruſt ſei vor allen eine ſolche geweſen, worin das Bewußtſein zu wurzeln vermocht habe:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich heut',
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Könnten wir uns befugt halten, hier ein Endurtheil auszuſprechen, ſo möchten wir ſagen, Uhlands von einer fortbildenden Seele getragene Phantaſie ſcheine zur Empfänglichkeit für eine wahrhaft tiefe Liebe geeigneter geweſen zu ſein, als ſein Herz, d. h. ſein Blut und ſeine Nerven, ſo ſehr er auch weiß und z. B. in dem im März 1808, kein volles Jahr nach dem Tod Wilhelminens G. an Kerner geſandten Sonett (S. 76) kund gibt, was heiße Liebesgluth ſei. Wohl aber habe der Klang, welchen der Eindruck ſeelenhafter Phantaſie einmal in ſeinem Dichterbuſen hervorgerufen, fortan mit unnachlaſſender Treue in demſelben fort-

gehallt, ſo daß ſich faſt die Worte Michel Angelo's an Vittoria Colonna auf den deutſchen Sänger anwenden ließen:

La vita del mio amor non è 'l cuor mio;
Che l'amor di ch'io t'amo è senza cuore
Là volto, ove mortal pieno d'errore
Affetto esser non può, nè pensier rio. *

Gehen wir von da zu Gedichten über, die, obwohl auch ſie das ſüße „Reigen von Herzen zu Herzen" zum Gegenſtand haben, doch mehr nur die Erregung des Augenblickes beſingen, ſo treten uns aus der Reihe dieſer Kinder leichtern Glücks und leichterer Schmerzen, deren Zahl keineswegs ſo gering iſt, als man bei der ſtillen, ernſten Natur des Verfaſſers annehmen könnte, vor Allem zwei entgegen, Wunder und Entſchluß, die, beide in's Jahr 1805, das achtzehnte des Dichters, fallend, an die damals vierzehnjährige reizende Schweſter Albert Schott's, (nachher als Frau von Dürand-Mareuil nach Frankreich übergeſiedelt) gerichtet ſind, und beweiſen wie hoch empfänglich der im gewöhnlichen Leben ungelenkig und trocken erſcheinende Sänger für die Zauber perſönlicher Grazie war, die ſich in der Beſungenen auf eine ſelten geſehene Weiſe vereinigten. Andere Gedichte, wie z. B. An Sie („Deine Augen ſind nicht himmelblau ꝛc."), Schlimme Nachbarſchaft u. ſ. w. ſollen an eine längſt verſtorbene ſchöne Blondine, Fräulein Geß, die Nachbarin des Dichters, ge-

* Es iſt mein Herz nicht meiner Liebe Leben;
Die Liebe, die zu deinem Selbſt ich richte,
Schwingt ohne Herz ſich hin, wo vom Gewichte
Sie frei iſt, das bedrückt ein ſterblich Streben.

richtet geweſen ſein; wieder andere an die Couſine Uhland,* die wir ſchon vorhin in Die zwo Jungfrauen neben Wilhelmine G. geſtellt fanden, und wenn ſomit nach des Dichters Ausſage zur Zeit, als er ſich des Rechts befliſſen, „noch dem Gotte mit der Binde manches Lied geweiht ward,“ ſo ſieht man, daß dieſe zahlreichen Lieder durchaus nicht bloße Luftgeſpinnſte waren. Mocht' er in Bezug auf höhere, bedeutungsvollere Liebesgunſt in dem Sonett Entſchuldigung immerhin mit Recht ſagen:

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küſſen in vertrauter Abendſtunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach, Traum iſt leider Alles und Gedichte —

ſo ſcheint er das kleine, zarte Spiel der Minne, das nach Shakeſpeares Bemerkung ſo ſüß und unzerſtörbar in der Erinnerung haftet, als die höchſte Hingebung der Seele, denn doch mitunter ſo gut und in ſo frühem Alter mitgeſpielt zu haben, als irgend ein anderer Liebling der Muſen.

Abgeſehen von dergleichen zärtern Beziehungen könnte hier etwa noch bemerkt werden, daß unter dem Thal („Wie

* In Bezug auf Letztere iſt uns ein ſo liebenswürdiger Zug des Knaben Uhland mitgetheilt worden, daß wir ihn hier wiedergeben zu müſſen glauben. Sie wohnte im gleichen Haus mit dieſem, und war als Kind von fünf oder ſechs Jahren einmal zur Strafe in's Ofenloch geſperrt worden, worüber ſie in entſetzlichen Jammer gerieth. Da ſchlich ſich der um einige Jahre ältere Vetter, an jedem andern Ausweg ſie zu tröſten verhindert, auf die Dachkammer und erzählte durch eine dort befindliche Oeffnung im Kamin der ein oder zwei Stockwerke weiter unten Eingekerkerten allerhand Geſchichtchen, ſo daß bald alles Weinen aufhörte und die Kleine ſich endlich ganz gerne in ihrem Gefängniß befand.

willſt du dich mir offenbaren, wie ungewohnt, geliebtes Thal?“) das ſüdöſtlich von Tübingen gelegene, nach dem Dörfchen Wankheim benannte Thal gemeint ſein ſoll, in welchem, als dem Lieblingswinkel des Dichters, überhaupt eine bedeutende Zahl ſeiner Dichtungen entſtanden ſei. Die wirkliche Scenerie zu dem Gedicht Auf der Ueberfahrt hatte die Gegend des unterhalb Kannſtatt reizend am Neckar gelegenen Dorfes Hofen, mit der Ruine einer bedeutenden „Burg“ und einem „rauſchenden Wehr“, geliefert. Ueber den „brauſenden“ jungen Freund, welcher dort genannt wird, iſt bereits weiter vorne berichtet worden; der ältere, „vatergleiche“ war ein Bruder von Uhlands Mutter, Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Schmiden. Als der Ort, welcher zu dem Gedicht Die Kapelle Anlaß gegeben, wird die bekannte auch von Lenau, Schwab und Karl Mayer beſungene Wurmlinger Kapelle in der Umgebung Tübingens bezeichnet. Das Gedicht Auf ein Kind („Aus der Bedrängniß, die mich wild umkettet“ ꝛc.) bezieht ſich auf Kerners ſchon früher erwähntes älteſtes Mädchen, und wurde dem Vater am 18. September 1814 mit folgender Eingangsſtrophe zugeſchickt, die jetzt im Abdruck weggelaſſen iſt:

Von Schwermuth und von Bangigkeit befallen
Pflegt Mancher nach dem ſtillen Ort zu wallen,
Wo unter blühendem Gebüſche,
Bei eines klaren Brünnleins Friſche,
Ein lichtes Heil'genbild in ſeiner Niſche
Herniederlächelt,
Bis Himmelstroſt den Leidenden umfächelt.

Die Anfangsworte der zweiten, jetzt allein stehenden Strophe, lauteten, in Folge dieses Eingangs damals etwas abgeändert, so:

So hab' ich, von des Lebens Angst umkettet,
Zu dir mich, o du süßes Kind, gerettet ꝛc.

Wahrhaft nothwendig zur Würdigung der Ballade Des Sängers Fluch ist die Erklärung, welche ihr Verfasser selbst einem befragenden Freund über deren Entstehung gegeben. Wir bekennen offen, daß uns dieses Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestoßen hat, und wirklich glauben wir die große Beliebtheit, in welcher es steht, mehr auf Rechnung der vortrefflichen Komposition, die es zum Gesangstück erhoben, als des innern Gehaltes, so weit derselbe bis jetzt bekannt war, setzen zu dürfen. Ein so toller, unvernünftiger Wütherich, der auf keine Weise höheres Interesse erregt, wie der König in genannter Ballade, ist kein würdiger Vorwurf für die Dichterkraft, und muß auch der Schlußgedanke

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch!

vortrefflich genannt werden, so hätt' es doch zu Darstellung desselben keiner so langen, blutigen Geschichte bedurft, in welche der Gesang „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt" und „allem Hohen, was Menschenbrust erhebt", etwas unmotivirt und gleichsam nur, damit jenes Ungethüm Anlaß habe über einen so edeln Stoff in Wuth zu gerathen, hereingezogen wird; nichts davon zu sagen, daß die Wir-

kung der Schlußworte durch die geringe Wahrſcheinlichkeit, als habe der Name eines Fürſten, von welchem man doch eine ſo umſtändliche Geſchichte weiß, je vergeſſen werden können, bedeutenden Eintrag erleidet. Alle hier angeführten Mißſtände aber — (einige andere werden erſt bei der weiter hinten folgenden Beurtheilung der Gedichte als ſolcher zur Sprache kommen) — verſchwinden, und die Ballade erhält eine hohe Bedeutung, wenn man, was uns erſt nach Uhlands Tod aus dem Munde des erwähnten Freundes mitgetheilt wurde, erfährt, daß jene zur Zeit von Deutſchlands Knechtung entſtandene Dichtung unter dem König, der „an Land und Siegen reich, auf ſeinem Thron geſeſſen ſo finſter und ſo bleich", den damaligen franzöſiſchen Kaiſer, in dem jungen Sänger die von Jenem unterdrückte Freiheit, in dem alten Sänger — dem Meiſter des Jünglings — das Volk habe bezeichnen wollen. Indem ſo auf beſtimmte, furchtbare Verhältniſſe hingewieſen wird, — (man denke ſich z. B. die Entſtehung des Gedichtes etwa nach der Erſchießung Palms!) — bekommt die vorher ganz unmotivirt dageſtandene und daher faſt auf einen noch etwas knabenhaften Darſteller deutende Atrocität des Tyrannen ein ganz anderes Ausſehen. Die etwaige Uebertreibung wird dem Dichter, der im Namen ſeines zertretenen Vaterlandes ſpricht, nachgeſehen; die Wahl des hohen Gegenſtandes, von welchem die beiden Sänger ſingen, bekommt eine ſehr nahe liegende Begründung; der auf Napoleon nicht paſſende Zug der Eiferſucht auf die Königin erhält als Vorkehr, um die Augen der franzöſiſchen Spürerei abzulenken, Entſchuldigung, und ſcheint es endlich bei all' Dem, dem Dichter ſei

Das, was urſprünglich nur Allegorie ſein ſollte, unter der Hand doch zu einem wenigſtens halb und halb ſelbſtändigen Gedicht geworden, ſo bleibt gleichwohl jener großartige Grundzug immer ſtehen und verleiht dem Ganzen eine beſondere Weihe. Denkt man z. B. daran, daß Napoleon ſich heiß nach einem ihn feiernden Dichter ſeines Volkes ſehnte, einen ſolchen aber unter dem jeden Geiſtesſchwung lähmenden Deſpotismus auf keine Weiſe zu erlangen vermochte, ſo werden folgende Strophen beſonders bedeutungsvoll, und paſſen ſehr in den Mund eines Sängers deutſcher Nation, für welche damals, dem rieſigen Glück jenes Mannes gegenüber, faſt nichts übrig gelaſſen war, — nichts als der zürnende Glaube an eine Zukunft, wie ſie hier verkündet wird:

Weh euch, ihr ſtolzen Hallen, nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums,
Umſonſt ſei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name ſei vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!

Daß der eben ſo lieblichen, als ſchalkhaften Romanze Ritter Paris die Beziehung auf irgend eine Perſönlichkeit aus dem nähern Bekanntenkreis des Dichters unterliege, iſt höchſt wahrſcheinlich, wir haben aber nichts Siche-

res hierüber zu erfahren vermocht. Die drei ſcherzhaften Gedichte Der Recenſent (in Form einer ſog. Gloſſe), Frühlingslied des Recenſenten, und Bekehrung zum Sonett haben den ſchon genannten Chr. Fr. Weiſſer, den Bekämpfer der romantiſchen Schule, zur Zielſcheibe. Gegen eben denſelben, der ſich gern als Frauenſpötter vernehmen ließ und daher den Zorn des jungen Sängers wie billig auf ſich lud, ſind auch die Worte in der Einleitung zu Graf Eberhard der Rauſchebart gerichtet, wo vom Schwabenlande geſagt wird:

Man liſpelt leichte Liedchen, man ſpitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht.

Faſt ſcheint es, dieſer Antiromantiker, der vielleicht die Gönnerſchaft reicher Familien liebte, ſei auch unter dem Diener Thomas gemeint, welcher in der von uns mitgetheilten, bisher ungedruckten Scene zum „Ständchen" dem Junker David ein Liebeslied machen muß. Die ganze Haltung des Thomas, ſeine ſchwer in Bewegung zu ſetzende Phantaſie, ſein feſtes Halten an der Wirklichkeit der Dinge, ſeine Abneigung gegen Mondſchein-Spaziergänge u. ſ. w. deuten dahin. — Jedenfalls iſt derſelbe endlich unter dem Spindelmann (dieſen Namen führte er in dem tübinger Jugendkreis) verſtanden, welcher im Mährchen den Prinzen mit den Worten warnt:

Romantiſche Menſchenfreſſer
Hauſen auf jenem Schloß,
Die mit barbariſchem Meſſer
Abſchlachten Klein und Groß.

Die Jahre 1815 und 16, in welchen der Aufſchwung, den der Volksgeiſt im Jahr 1813 und 14 genommen, noch mächtig fortzitterte, und anfangs, wenigſtens in Württemberg, ſogar neue Nahrung bekam, ſollten unſern Dichter in eine ganz neue Sphäre der Poeſie, wie der Rechtswiſſenſchaft werfen. Bevor wir jedoch derſelben nahen, möge noch Einiges aus der alten Sphäre beigebracht ſein. In einem Brief an Kerner vom 10. Mai 1815 verwahrt ſich Uhland gegen eine angebliche Liebe, mit welcher Jener ihn geneckt zu haben ſcheint, durch Berufung auf folgendes Sonett, worin der von Minneklang ſonſt überquillende Sänger plötzlich ſelbſt die Rolle Herrn Weiſſers übernimmt:

Bedächten wir, verliebte Kunſtgeſellen,
An wen wir unſre Liebeslieder richten,
Das könnt' uns allen Liedermuth vernichten,
Das möcht' uns allen Minneſang vergällen.

Was wiſſen Mädchen von kaſtal'ſchen Quellen?
Verzeih'n ſie doch dem Dichter kaum das Dichten;
Und zehnmal lieber ſind mir noch die Schlichten,
Als jene, die empfindungsreich ſich ſtellen.

Was ſeh' ich, theure Brüder, welch' Ergrimmen!
Wollt ihr mit Flammenblicken mich verzehren?
Nein, edle Sänger, laßt euch nicht verſtimmen.

Laßt immerfort die Saiten ſüß ertönen!
Die Welt ſollt ihr mit Liederklang verklären:
Verklärt denn auch die ſo genannten Schönen!

Zu einem andern Scherz gab eine Vergeßlichkeit An-

laß. Guſtav Schwab, der in Tübingen, der damaligen Kleidervorſchrift des theologiſchen Stiftes gemäß, immer mit ſeidenen Strümpfen verſehen war, hatte bei irgend einer Gelegenheit Uhlanden ein Paar derſelben geborgt, dieſer aber die Rückgabe vergeſſen. Als nun Jener im Herbſt 1815 von einer Reiſe durch Norddeutſchland, welche er nach dem Abgang von der Hochſchule unternommen, heimgekehrt, erhielt er das Depoſitum mit folgendem Sonette des Freundes zurück:

Du jagteſt, Freund, nach mannigfachem Wiſſen,
Ein raſcher Wandrer auf Norddeutſchlands Wegen;
Du triebſt dich um, wie Muſenjünger pflegen,
Und haſt darob der Strümpfe viel zerriſſen,

Indeß, bewahrt von allen Kümmerniſſen,
Dies Sockenpaar in meinem Schrank gelegen;
Der Zukunft harrt es ahnungsvoll entgegen,
Und ſchien mir deinen theuern Fuß zu miſſen.

O ſegnet euer Theil, beglückte Socken!
Nicht geht es fortan durch Gebirg und Sümpfe;
Auf Heimatfluren wallt ihr weich und trocken.

Ihr wandelt ſachten Tritts auf Kanzeltreppen;
Und trifft auch euch das ew'ge Loos der Strümpfe,
So wird euch eine junge Hausfrau ſteppen *.

* Dieſes letzte Wort, welches nach Adelung jene Art des Nähens bezeichnet, bei der nach Abzählung von je zwei oder drei Fäden, an einander hängende Stiche, und durch dieſe dann gerade Linien, Blumen u. dergl. gebildet werden, iſt in der angeführten Bedeutung auch in Schwaben üblich, ſoll aber von Uhland, wie wir hier-

Etwa ein Halbjahr ſpäter, in die erſten Monate des Jahrs 1816, fällt der Sängerſtreit, deſſen Andenken Rückert in der größern Ausgabe ſeiner Gedichte (Bd. 2, S. 262) aufbehalten hat. Der genannte, formgewandte Dichter, damals in Stuttgart wohnend, und Uhland waren in einer größern Geſellſchaft zuſammengetroffen, und zu einem poetiſchen Wettſtreit über die Frage aufgefordert worden, ob Untreue oder Tod der Geliebten das kleinere Unglück ſei. Das Thema ward alsbald in folgende vier Zeilen zuſammengefaßt:

Sänger, ſprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was iſt mindre Noth:
Der Geliebten Treuebruch,
Oder der Geliebten Tod?

und Uhland erhielt, ſei es durch's Loos, ſei es durch andre Entſcheidung, die Aufgabe in einer, obigen vier Zeilen entſprechenden, Gloſſe den Tod als das geringere Unglück darzuſtellen, während Rückert den umgekehrten Satz in gleicher Form zu vertheidigen bekam. Beider Gedichte lauten alſo:

---

auf von Sachkennerinnen aufmerkſam gemacht wurden, mit dem ſchwäbiſchen Ausdruck ſtoppen, d. h. ſtopfen, Löcher ausfüllen, verwechſelt worden ſein. Gleichwohl ließe ſich für unſern Dichter, der in Bezug auf Sprachrichtigkeit kaum je auf falſcher Fährte befunden worden iſt, vielleicht anführen, daß der auf Schiffen übliche Ausdruck „ein Segel ſteppen", d. h. es mit alten Werkenden durchziehen, den Sprachforſcher Adelung ſelbſt auf die Vermuthung führt, das Wort ſcheine in letzterer Beziehung „zu ſtopfen, niederdeutſch ſtoppen zu gehören." Uhland hätte ſich alſo blos erlaubt, eine Benennung, die ſonſt nur für ein Geſchäft von Matroſenhänden üblich iſt, hier auf eines von zärtern zu übertragen.

Uhland:

Die vom Schwur ſich losgezählet,
In der reichſten Schönheit Schmuck
Iſt ſie doch ein Höllenſpuck,
Deſſen Anblick ſchreckt und quälet.
Reines Weib, das nie gefehlet,
Lächelt noch im Leichentuch,
Denn ſie ſchied mit dem Verſuch,
Sel'gen Liebestroſt zu ſagen:
Drum iſt minder Tod zu klagen,
Als gebrochner Treuverſpruch*.

Wenn Verrath, was Gott verhüte,
Einen edeln Sänger trifft,
Wandelt ſich ſein Lied in Gift,
Stirbt ihm aller Dichtung Blüthe.
Wenn die Braut von reiner Güte,
Hingerafft durch frühen Tod,
Ihm entſchwebt in's Morgenroth:
All' ſein Blick iſt dann nach Oben,

* Leſer, welche mit dieſer poetiſchen Form weniger bekannt ſein ſollten, erlauben wir uns darauf aufmerkſam zu machen, daß die Strophenzahl der Gloſſe der Zeilenzahl des Thema's entſprechen, und das letzte Wort jeder Schlußzeile der einzelnen Strophen dem letzten Wort in der entſprechenden Zeile des Thema's gleich ſein muß. Es hatten ſich alſo in den vier Strophen der beiden Sänger der Reihe nach folgende Schlußworte zu wiederholen: Spruch, Noth, Bruch, Tod, ſo jedoch, daß Uhland, als dem zuerſt Sprechenden, oblag, dieſe Worte, wie hier, in abſteigender Folge anzubringen, ſeinem Gegner dagegen in umgekehrter Ordnung, alſo Tod, Bruch, Noth, Spruch.

Und in heil'gem Sang enthoben
Fühlt er ſich der trd'ſchen Noth.

Jene, die der Tod entnommen,
Dieſe, die im Unbeſtand
Weltlichen Gemüths verſchwand,
Keine wird dir wiederkommen.
Wann der große Tag entglommen,
Wo von Gottes Richterſpruch
Heil ergeht und ew'ger Fluch,
Dann iſt Jene neugeboren,
Dieſe bleibt auch dann verloren:
Mehr als Tod iſt Treuebruch!

Der du Kampf mir angeſonnen,
Wie du ſonſt mich überfliegſt,
Hoff' nicht, daß du heute ſiegſt:
Wahrheit hat voraus gewonnen!
Ob dem Sang, den du begonnen,
Wird dir ſelbſt die Wange roth,
Und dein Herz vor banger Noth
In mein Lied herüberflüchtend,
Ruft, des Truges dich bezüchtend:
Falſchheit kränket mehr als Tod!

Rückert:

Gegner, doppelt überlegen,
Ausgerüſtet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter,
Wenn ich dir mich ſtell' entgegen,
Nenn' ich's um ſo mehr verwegen,
Als, wie du mir ſelbſt gedroht,

Dir als Antwort dar ſich bot
Gute Sach', und mir die ſchlechte;
Daß mir bangt, wie ich verfechte
Falſchheit gegen Treu' im Tod.

Dennoch ſprech' ich excipirend:
Wenn ein edles Herz es gibt,
Das uneigennützig liebt,
Im Geliebten ſich verlierend,
Dieſes, ſich mit Demuth zierend,
Trägt Entſagung ohne Fluch,
Wann die Braut, ſtatt Leichentuch,
Fremder Hochzeitſchleier ſchmücket;
Und es fühlt ſich ſelbſt beglücket,
Wenn ſie's iſt durch Treuebruch.

Ferner: Wenn's ein Herz kann geben
Von ſo ſanfter Blumnatur,
Das aus liebem Antlitz nur
Wie aus Blumen ſaugt ſein Leben;
Wann die Sonnen ihm entſchweben
In die lange Nacht, den Tod,
Leuchtet ihm kein Morgenroth;
Doch ſo lang' die Augen funkeln,
Mag auch Untreu ſie verdunkeln,
Leben kann es doch zur Noth.

Endlich, wer mit ſolchen Flammen
Liebt, wie ich zwar ſelber nicht,
Daß er denkt, was heut zerbricht,
Wächst auf morgen neu zuſammen;
Der verſchmerzt des Treubruchs Schrammen

Leicht, aus Hoffnung zum Verſuch,
Ob ſich heilen läßt der Bruch;
Aber mit gebroch'nen Herzen
Läßt ſich ganz und gar nicht ſcherzen;
Drum: Eh'r falſch als todt! mein Spruch.

In dem lieblich zarten Gedichte, womit Rückert im Jahr 1836, alſo zwanzig Jahre nach der Entſtehung des „Sängerſtreit", die Aufnahme deſſelben unter ſeine Gedichte begleitet und gegen Uhland entſchuldigt, läßt er das lange „verlaſſen geweſene Waiſenkindchen" für ſeine beiden Väter alſo beten:

Mögt ihr, daß ich nicht verwaiſe
Nochmals, noch einmal ſo lang'
Als ſeit eurem Wettgeſang,
Blüh'n, dem Vaterland zum Preiſe.

Dieſes Gebet iſt in Erfüllung gegangen: Uhland hat den geſetzten Termin, das Jahr 1856, noch um ſechs Sommer überlebt: mög' es ſich an dem um zwei Jahre jüngern Gegner noch lebenfriſtender erweiſen!

Schon eh' indeſſen jener Streit geſtritten ward, hatte ſich für den württembergiſchen Sänger, der wenn er bis dahin die Angelegenheiten ſeines engern Vaterlandes berührte, nur vom Kampf ſeiner tapfern Fürſten mit den Schleglern und den Reichsſtädtern, oder von den Träumen des greiſen Grafen Eberhard unter dem Weißdorn zu ſingen gewußt, jenes vorhin angedeutete neue Feld der vaterländiſchen Dichtung eröffnet, das nach kurzer Zeit einen abermaligen Liederkampf zwiſchen den beiden Dichtern hervor-

Mit dieſer officiellen Erklärung, welche nur der Widerhall Deſſen war, was das Publikum ſchon während der Wahlen als ſeine Anſicht ausgeſprochen, ſchufen ſie eine öffentliche Meinung in Württemberg und gaben derſelben auf Jahre hinaus eine moraliſche Grundlage. Mochte die ausgeſprochene Anſicht vollkommen richtig, oder in Bezug auf Neuwürttemberg, das jene Verfaſſung nicht gehabt, unrichtig, mochte, wenn nicht das jetzt Gebotene, ſo doch Das, was in der Folge von der Regierung noch geboten wurde, zum Theil beſſer, entſchieden beſſer ſein, als die alte Verfaſſung: nicht darum in erſter Linie handelte ſich's für das Volk — (der Adel, welcher auf althergebrachtes Recht ſich ſo wenig als Neuwürttemberg berufen konnte, mochte bei ſeiner Bekämpfung der neuen Entwürfe andre Gründe haben,) — ſondern zunächſt um die Anerkennung des alten Vertragsverhältniſſes.

Auf dieſes zu dringen, galt geraume Zeit für Gewiſſenspflicht, für Ehrenforderung jedes Volksabgeordneten, Abfall von jener Anſchauung faſt für Hochverrath, wie bei jeder politiſchen Frage, die ſich zu einer ethiſchen geſteigert hat. Die nach dem Bewußtſein des Volks durch Aufhebung der alten Verfaſſung begangene Rechtsverletzung mußte vor allem Andern durch Anerkennung als einer ſolchen geſühnt werden, und auch auf Uhland wirkte dieſes ſittliche Element, das ſich gleich beim erſten Wiedererwachen eines konſtitutionellen Lebens in Württemberg geltend machte, mit voller Gewalt und ließ ihn auf eine ſchöne Zukunft hoffen. Jene von der Verſammlung geforderte Unterhandlung ward vom König, obwohl er den rechtlichen Fort-

beſtand der alten Konſtitution nicht zugab, bewilligt, führte aber zu keinem Ergebniß, ſo daß die Stände, nach viermonatlichem Beiſammenſein, am 26. Juli vertagt wurden. Gleich nach der Vertagung entwarf oder redigirte mindeſtens unſer Dichter, der damals noch nicht in eigener Perſon Abgeordneter war, folgende Eingabe der ſtuttgarter Bürger an den Monarchen, von welcher wir jedoch nicht anzugeben vermögen, ob ſie dieſem wirklich überreicht wurde:

„Eure Majeſtät

„haben zu Ende des Jahrs 1805 im Drang gebieteriſcher politiſchen Verhältniſſe die Verfaſſung, welche ſeit drei Jahrhunderten das Glück der Württemberger ausmachte, aufgehoben.

„Seit dieſer Zeit hat das württembergiſche Volk das Aeußerſte geleiſtet, was von Menſchen gefordert werden kann, ohne in ſeinem Gehorſam und ſeiner Treue gegen Eure Majeſtät und Höchſtdero Regentenhaus zu wanken. Alle Herzen wurden daher mit Freude erfüllt, als Höchſtdieſelben am 11. Januar d. J. dieſe unwandelbare Anhänglichkeit Ihres Volkes durch Zuſicherung einer Verfaſſung, welche den innern und äußern Verhältniſſen angemeſſen ſein und alle Theile zufrieden ſtellen ſollte, belohnen zu wollen erklärten.

„Bereits hatten wir uns der freudigen Hoffnung hingegeben, daß die vermöge der alten Verfaſſung dem württembergiſchen Volk zuſtehenden Rechte und Freiheiten, welche daſſelbe von ſeinen Voreltern durch Verträge mit Eurer

Majeſtät Vorfahren erworben und ſeit Höchſtihrer Regierung durch nichts verwirkt hat, hergeſtellt und im Einverſtändniß mit den Landſtänden nur diejenigen Beſtimmungen der alten Verfaſſung modificirt werden würden, deren Abänderung der Zeitgeiſt, die Vergrößerung des Landes und andre politiſche Verhältniſſe erfordern.

„Allein die Verfaſſungsurkunde, welche Eure Majeſtät bei Eröffnung der Ständeverſammlung bekannt gemacht, entfernte dieſe Hoffnung und verſchaffte uns die Ueberzeugung, daß Höchſtdieſelben von den Rechten und Freiheiten, welche dem württembergiſchen Volk von Eurer Majeſtät Vorfahren, glorreichen Andenkens, zugeſtanden waren, nur wenige, und dieſe nur aus Gnade, zurückzuſtellen geruhen wollten.

„Wir mußten alſo, ſo wie das ganze Land, die Bemühungen der Landſtände, welche die Rechte des Volks ehrerbietig, aber mit Freimüthigkeit und beharrlich zu vertreten ſuchten, mit tiefgefühltem Dank erkennen, und glaubten gewiß, daß die Vorſtellungen dieſer Männer Eure Majeſtät bewegen würden, durch Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, welche ſeit ſo langer Zeit das Glück des Landes und das Wohl der württembergiſchen Regentenfamilie begründet hat, und namentlich die fürchterlichſten Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs in unglaublich kurzer Zeit vergeſſen machte, die tiefen Wunden zu heilen, welche die Zeitumſtände ſeit 1806 dem Vaterland geſchlagen haben.

„Unter dieſen Umſtänden hat uns die Auflöſung* der Stände, welche durch die von Eurer Majeſtät ausgeſprochene Vertagung derſelben ſeit einigen Tagen erfolgt iſt, die tiefſte Bekümmerniß verurſacht.

„Wir wagen daher in der tiefſten Ehrfurcht Eurer Majeſtät unterthänigſt vorzutragen, daß die Stände des Königreichs durch die Höchſtdenſelben übergebenen Vorſtellungen nichts als unſre Wünſche und Bitten, ſo wie die des ganzen Landes, ausgeſprochen haben, und daß wir den traurigen Gedanken nicht zu faſſen vermögen, uns und unſern Mitbürgern, die wir nichts verbrochen, vielmehr uns bis jetzt durch Gehorſam und Treue gegen Eure Majeſtät vor ganz Deutſchland ausgezeichnet haben, nach Anſtrengung unſrer äußerſten Kräfte, nach Hingabe von Gut und Blut, auch fernerhin unſre altheiligen Rechte und Freiheiten, und die dieſelben verſichernde alte Verfaſſung, entzogen zu ſehen.

„Wir bitten daher unterthänigſt, Eure Majeſtät wolle gnädigſt geruhen, uns, unſere Kinder und Nachkommen durch Wiederherſtellung der alten württembergiſchen Verfaſſung, unter Vorbehalt der im Einverſtändniß mit den Ständen zu treffenden etwa nöthigen Mo-

* Dieſer durchaus unparlamentariſche Ausdruck ſtatt Vertagung, ſo wie mehre auffallende Nachläſſigkeiten im Stil, die wir zwar meiſtens verbeſſert haben, die ſich aber doch hie und da noch fühlbar machen, endlich mehrfache Wiederholungen des gleichen Gedankens berechtigen zu dem Schluß, daß vorliegender, von Uhlands eigener Hand geſchriebene, aber mit ſichtbarer Eile und mit einer Menge von Abkürzungen in den einzelnen Worten hingeworfene Aufſatz jedenfalls nur Skizze geweſen ſei.

Majeſtät Vorfahren erworben und ſeit Höchſtihrer Regierung durch nichts verwirkt hat, hergeſtellt und im Einverſtändniß mit den Landſtänden nur diejenigen Beſtimmungen der alten Verfaſſung modificirt werden würden, deren Abänderung der Zeitgeiſt, die Vergrößerung des Landes und andre politiſche Verhältniſſe erfordern.

„Allein die Verfaſſungsurkunde, welche Eure Majeſtät bei Eröffnung der Ständeverſammlung bekannt gemacht, entfernte dieſe Hoffnung und verſchaffte uns die Ueberzeugung, daß Höchſtdieſelben von den Rechten und Freiheiten, welche dem württembergiſchen Volk von Eurer Majeſtät Vorfahren, glorreichen Andenkens, zugeſtanden waren, nur wenige, und dieſe nur aus Gnade, zurückzuſtellen geruhen wollten.

„Wir mußten alſo, ſo wie das ganze Land, die Bemühungen der Landſtände, welche die Rechte des Volks ehrerbietig, aber mit Freimüthigkeit und beharrlich zu vertreten ſuchten, mit tiefgefühltem Dank erkennen, und glaubten gewiß, daß die Vorſtellungen dieſer Männer Eure Majeſtät bewegen würden, durch Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, welche ſeit ſo langer Zeit das Glück des Landes und das Wohl der württembergiſchen Regentenfamilie begründet hat, und namentlich die fürchterlichſten Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs in unglaublich kurzer Zeit vergeſſen machte, die tiefen Wunden zu heilen, welche die Zeitumſtände ſeit 1806 dem Vaterland geſchlagen haben.

„Unter dieſen Umſtänden hat uns die Auflöſung* der Stände, welche durch die von Eurer Majeſtät ausgeſprochene Vertagung derſelben ſeit einigen Tagen erfolgt iſt, die tiefſte Bekümmerniß verurſacht.

„Wir wagen daher in der tiefſten Ehrfurcht Eurer Majeſtät unterthänigſt vorzutragen, daß die Stände des Königreichs durch die Höchſtdenſelben übergebenen Vorſtellungen nichts als unſre Wünſche und Bitten, ſo wie die des ganzen Landes, ausgeſprochen haben, und daß wir den traurigen Gedanken nicht zu faſſen vermögen, uns und unſern Mitbürgern, die wir nichts verbrochen, vielmehr uns bis jetzt durch Gehorſam und Treue gegen Eure Majeſtät vor ganz Deutſchland ausgezeichnet haben, nach Anſtrengung unſrer äußerſten Kräfte, nach Hingabe von Gut und Blut, auch fernerhin unſre altheiligen Rechte und Freiheiten, und die dieſelben verſichernde alte Verfaſſung, entzogen zu ſehen.

„Wir bitten daher unterthänigſt, Eure Majeſtät wolle gnädigſt geruhen, uns, unſere Kinder und Nachkommen durch Wiederherſtellung der alten württembergiſchen Verfaſſung, unter Vorbehalt der im Einverſtändniß mit den Ständen zu treffenden etwa nöthigen Mo-

* Dieſer durchaus unparlamentariſche Ausdruck ſtatt Vertagung, ſo wie mehre auffallende Nachläſſigkeiten im Stil, die wir zwar meiſtens verbeſſert haben, die ſich aber doch hie und da noch fühlbar machen, endlich mehrfache Wiederholungen des gleichen Gedankens berechtigen zu dem Schluß, daß vorliegender, von Uhlands eigener Hand geſchriebene, aber mit ſichtbarer Eile und mit einer Menge von Abkürzungen in den einzelnen Worten hingeworfene Aufſatz jedenfalls nur Skizze geweſen ſei.

diſikationen derſelben, zu beglücken und zu dem Ende die Ständeverſammlung wieder einzuberufen.

„In tiefſter Ehrfurcht verharrend" u. ſ. w.

Jetzt freilich wird allgemein zugegeben, daß die Kämpfer für „das alte gute Recht" in dieſem Kampf, der auf drei auf einander folgenden Landtagen über vier Jahre lang fortdauerte, ohne von dem am 30. Oktober 1816 eingetretenen Thronwechſel unterbrochen zu werden, darin zu weit gingen, daß ſie das Anerbieten mancher weit freiſinnigern Inſtitution, als ſie die alte Verfaſſung bot, zurückwieſen; allein man darf, beſonders dem Urtheil eines neuern, berühmten Geſchichtſchreibers gegenüber, den ſchon hervorgehobenen, durch die eben angeführte Eingabe beſtätigten Umſtand nicht vergeſſen, daß endlich doch weniger um die Form, als um den Boden des Rechtes geſtritten wurde, d. h. daß man nicht abgeneigt war, Manches von der Form aufzuopfern, ſobald nur jener Boden gewonnen ſei. Die Sachlage bot inſofern große Aehnlichkeit mit den Zuſtänden, die im Augenblick in Kurheſſen vorliegen, und wenn die Bewohner Neuwürttembergs, die ſich auf keine alten Verträge berufen konnten, in der logiſch allerdings nicht ganz zulänglichen Anſicht, daß ſie als gegliederter Lebenstheil Altwürttembergs auch an den Befugniſſen Theil hätten, welche Altwürttembergs Volk beſeſſen, ehe ſie demſelben einverleibt worden, jede Zukunft, worin nicht zunächſt ihr Recht vollkommen verbürgt ſchien, ſo gut als die Altwürttemberger von ſich abzuwehren ſuchten, ſo kann ihnen Dies nicht ſehr zum Vorwurf gemacht werden. Denn die Zuſtände der rechtloſen Zeit waren zum Theil wahrhaft un-

glaublich geweſen, und der Verfaſſer erlaubt ſich Deſſen zum Beleg nur Eine kaum zwei Stunden von der Hauptſtadt vorgefallene Thatſache, deren er ſich aus der Kindheit noch genau erinnert, anzuführen, gerne zugebend, daß es auf dieſe Weiſe nicht im ganzen Lande zugegangen, und überzeugt, daß der König von dem Mißbrauch, den ſeine Untergebenen auf ſolche Art mit ſeiner ungemeſſenen Jagdluſt getrieben, keine Ahnung gehabt. Derſelbe hatte die Gewohnheit, kurz vor der Ernte, wann das ſchon ausgewachſene Getreide Haſen, Rebhühnern und andern Beſtandtheilen der kleinen Jagd zum Schlupfwinkel dient, mit einem Gefolge von oft ſechzig bis achtzig Perſonen auf den Feldern zu jagen und Hunde, Jäger, Läufer tief in die hohen Aehrenflächen hinein zu ſchicken, wobei ſich's dann nicht wohl fehlen konnte, daß hie und da ſelbſt mit einem großen Jagdwagen in dieſelben eingefahren und ſo in wenigen Minuten faſt ein Achtel oder Neuntel vom Ertrag eines kleinern Ackers unter den Rädern zermalmt wurde, indem man ſich allenfalls der Hoffnung getröſtete, das Niedergefahrene werde auf dem Boden ſchon vollends ausreifen.

Das Alles ertrugen die Bauern geduldig, kamen aber bald auf den Gedanken, der Schaden werde mindeſtens geringer ſein, wenn ſie ſämmtliches Korn vor der Jagd noch etwas unreif einheimſten, als wenn ſie einen ſo großen Theil des reifen durch Menſchen und Roſſe zertreten ließen. So ſchnitten ſie es denn noch nicht völlig gezeitigt, wurden aber deshalb vom Forſtamt als Jagdfrevler zur Strafe gezogen. Nun ſchlugen ſie den Ausweg ein, ihre unreife Ernte bei Nacht zu ſchneiden, aber auch Nachts gingen

die niedern Jagdbeamten umher, ſchrieben Diejenigen auf, welche, ihr noch ungezeitigtes Eigenthum gegen Zerſtörung zu ſchützen, zu der Vorſicht des Diebs zu ſchreiten nicht verſchmäht hatten, und ſie wurden abermals mit Buße belegt.

Man muß dieſe Vorgänge einigermaßen kennen, um völlig zu begreifen, mit welcher Begeiſterung Uhland, der überdies auf dem Juſtizminiſterium die Auswüchſe der rechtloſen Zeit gehörig eingeſehen haben mochte, ſich dem Kampfe für das alte Recht anſchloß.

Dieſes aber hatte im Weſentlichen darin beſtanden, daß kein Stück vom Lande getrennt oder mit Schulden belaſtet, daß den Unterthanen keine ungeſetzliche Steuer und ohne Einwilligung der Stände aufgelegt, daß ohne ſie kein Geſetz verändert oder neu gegeben, daß die Vorrechte und Rechte der Gemeinden und Einzelnen nicht gekränkt, Niemand ohne rechtliches Erkenntniß geſtraft werden, und Jeder frei auswandern durfte.

Bekannt iſt, daß der junge Mann ſchon im Jahr 1815, im erſten Halbjahr jenes Kampfes, den Anklang, welchen die Beſtrebungen für die alte Verfaſſung bei der Mehrzahl des Volkes fanden, nicht wenig durch die vaterländiſchen Gedichte, wie Das alte gute Recht, Württemberg, Am 18. Oktober 1815, u. ſ. w. unterſtützte, die ſich in ihrer patriotiſchen, wenn auch auf einen jetzt engern Boden beſchränkten Begeiſterung den Liedern anſchloſſen, welche er, faſt der Einzige unter den Dichtern Schwabens, aus Anlaß der Freiheitskriege geſungen. Der weiter vorn genannte Freiherr von Wangenheim aber, ein Thüringer, der ſich erſt im Jahr 1806, nachdem eben die alte Verfaſſung auf-

gehoben worden, im Lande niedergelassen, schrieb jetzt einen „Entwurf zur Erneuerung von Württembergs alter Landesverfassung“. Dieser mißfiel zwar dem König, aber in gleichem Grade den Ständen, und deßhalb berief ihn denn Jener im Oktober 1815 von der Stelle eines Kurators der Universität Tübingen weg in die Verfassungskommission, wo er fortan das Hauptwerkzeug der Regierung im Streit mit den ihr entgegenstehenden Ansichten bildete. Gegen ihn war das Gedicht Hausrecht gerichtet, und ebenso war er unter jenem Mahner verstanden, welcher in dem 1816 verfaßten Uhland'schen Gedichte „Gespräch“ gegen das allzu starke Hangen am alten Recht —

„Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrig bist!“

vergeblich auftritt. Auf dieses Gedicht antwortete Rückert im November gleichen Jahrs, also bereits nach dem Tode Königs Friedrich, mit einem andern Gespräch, welches den Worten des Uhlandischen mit Gewandheit folgend, sich im entgegengesetzten Sinne ausspricht, und ursprünglich wohl keinen weitern Beisatz als Titel führte, jetzt aber die Worte: „zwischen einem Altwürttemberger und dem Freiherrn von Wangenheim,“ über sich hat. Dasselbe lautet also*:

„Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.“
Das Gute bessern ist ein Recht,
Das nur ein Knecht vergißt.

* Rückerts gesammelte Ged. Bd. 3. S. 394.

„Vom Guten hab' ich ſichre Spur,
Vom Beſſern leider nicht."
Du ſchließeſt deine Augen nur,
Sonſt zeigt' ich dir das Licht.

„Ich ſchwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich."
Wo dich das Ich nicht halten kann,
Sprich, woran hältſt du dich?

„Ich halt' es mit dem ſchlichten Sinn,
Der aus dem Volke ſpricht."
Schlicht ſinn'ges Sprechen iſt Gewinn,
Verworr'nes Schreien nicht.

„Ich lobe mir den ſtillen Geiſt,
Der mälig wirkt und ſchafft."
Doch fordert jedes Werk zumeiſt
Auch Schöpferarmes Kraft.

„Was nicht von Innen keimt hervor,
Iſt in der Wurzel ſchwach."
Doch einmal muß man ſä'n zuvor,
Was wurzeln ſoll hernach.

„Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz."
Für es trag' ich ſammt andrer Laſt
Auch dieſer Kränkung Schmerz.

Noch vorher, zum 18. Oktober 1816, war der berühmte Erguß deutſcher Geſinnung entſtanden, der mit den Worten beginnt:

Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege.

Uhland hat dieſe Dichtung, ſo wie die weit ſpäter, erſt zu Anfang der dreißiger Jahre, entſtandene Wanderung unter die Zahl der ſo genannten Vaterländiſchen Gedichte aufgenommen, obwohl jene beiden ſich auf ganz Deutſchland beziehen, während ſämmtliche andern blos Württemberg zum Gegenſtand haben.

Daß mitten unter jene politiſche Aufregung hinein die junge Bruſt des Dichters auch wieder von Gegenſtänden ganz andrer Art, als dem württembergiſchen Verfaſſungskampf bedrängt worden ſein müſſe, beweist der Umſtand, daß derſelbe die beiden Gedichte Mailied („Wenig hab' ich noch empfunden" ꝛc. ꝛc.) und Klage („Lebendig ſein begraben" ꝛc. ꝛc.) am 12. Juni 1816 an Kerner als eben entſtanden ſchickte. Das in der gedruckten Sammlung unmittelbar hinter dieſen beiden ſtehende Gedicht Rechtfertigung ſcheint ſich in ſeiner zweiten Strophe „Wenn aber nun vom Scheine das Herz ſich abgekehrt" ꝛc. ꝛc. dann wieder dem politiſchen Kampfe, und zwar diesmal mit Trauer über deſſen Erfolgloſigkeit, zuzuwenden. Umgekehrt waren es übrigens zuweilen auch komiſche Anläſſe, welche den ganz von ſeinem Gegenſtand erfüllten jungen Mann zu manchem dieſer vaterländiſchen Gedichte aufregten. So war ungefähr um die gleiche Zeit, in welche das oben gegebene Geſpräch fällt, nämlich am 4. November 1816, eine Polizei-Verordnung folgenden Inhalts erſchienen: „Die naſſe Witterung des verfloſſenen Sommers hat unter dem Getreide Samenkrankheiten, namentlich Ruß und Mutterkorn veranlaßt.... auch das Gedeihen ſolcher Pflanzen begünſtigt, deren Samen, wie des Dippel- und Schwindel-

habers und der Kornraden, ſehr ſchädliche Wirkungen hervorbringen.... Es wird daher.... ſorgfältige Abſonderung jener vom Getreide durch Werfen und Sieben befohlen.... und Benützung ſolcher ſchädlichen Beſtandtheile zu Mehl, Bier ꝛc. ꝛc. bei hoher Strafe verboten. Um insbeſondere das Getreide von Ruß zu reinigen haben alle Müller nicht allein mit einem Koppbeutel ſich zu verſehen, ſondern auch den abgegerbten Kernen nachher durch den Stäuber laufen zu laſſen.... — Schwindelhaber und Kornraden können (übrigens) beide, zuvor abgekocht, dem Rindvieh, auch Pferden und Schafen, gereicht werden. Es haben ſich aber die Menſchen wohl zu hüten, daß ſie ſich nicht zu ſehr dem, beim Abkochen aufſteigenden, Dampfe nähern, welcher Schwindel, Betäubung und deren Folgen verurſacht." — Uhlanden kam die in ſolche Umſtändlichkeit ſich einlaſſende Sorge der Regierung für den geſunden Verſtand ihrer Unterthanen — (Dippel bedeutet im Schwäbiſchen Dümmling) — ungemein luſtig vor, und ſchon den Tag, nachdem er den Erlaß in einem öffentlichen Blatt gefunden, war das Gedicht Schwindelhaber fertig, welches man denn auch unmittelbar nach obigem Reſkript leſen muß, um die volle Kraft des komiſchen Eindrucks zu empfinden, den es bei ſeinem erſten Bekanntwerden gemacht.

Inzwiſchen hatte, wie bereits bemerkt, König Wilhelm am 30. Oktober den Thron beſtiegen, und einerſeits als Antwort auf das Rückert'ſche Geſpräch, andrerſeits als ziemlich klar vorgebrachter Wunſch an den neuen Regenten, den Mann, der kein Herz für das württemberger Volk habe, wenn nicht ganz aus der königlichen Nähe, mindeſtens aus

der Verfaſſungskommiſſion zu entfernen, erſchien entweder zugleich mit dem Schwindelhaber, oder vielleicht noch einige Tage vor demſelben, Das Herz für unſer Volk, eines der ſchönſten unter Uhlands vaterländiſchen Gedichten, an welchem beſonders die letzte Strophe vortrefflich genannt werden muß:

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung ſich belebt,
Und da die Volksgeſchichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürſt, für deſſen Ahnen
Der unſern Bruſt gepocht,
Und unter deſſen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unſerm Schmerz!
Ja, du vor Allen zeige
Für unſer Volk ein Herz!

Das große Wort, daß jetzt „die Volksgeſchichte den Griffel wartend hebe," und die Vorausſetzung, daß der neue König ein Herz für ſein Volk habe — das iſt das nur mittelbare, aber freilich Alles überbietende Lob, welches Jenem dargebracht wird; von irgend einem die Perſon ſelbſt näher berührenden, ſchmeichelhaften Ausdruck, wie er einem Fürſten gegenüber ſo nahe lag, der erſt vor wenigen Wochen unter den höchſten Hoffnungen der Menge den Thron ſeines ſtrengen Vorgängers beſtiegen, auch keine Spur! Im Gegentheil, die Worte, welche hinſichtlich des allgemein gefeierten Feldherrn wohl faſt jeder andre Dichter gebraucht

haben würde: „Du, der..... sich Ruhm erfocht,“ werden, als scheue der Verfasser vor jedem durch ihn einem Mächtigen darzubringenden Lorbeer zurück, in den Satz umgeändert: „Und unter dessen Fahnen die Jugend Ruhm erfocht.“ — Am sechsten Dezember ward die Ständeversammlung von dem neuen Regenten, unter Wiedereinberufung auf den dritten März des folgenden Jahres, vertagt, was die beiden Gedichte: Neujahrswunsch 1817 und Den Landständen zum Christophstag 1817, veranlaßte. Letzterer, der 15. März, der wie man sieht, nicht ganz zwei Wochen hinter die Wiedereröffnung des Landtags fiel, erinnerte jeden Württemberger an den Herzog Christoph, den eigentlichen Begründer der alten Verfassung, und der auf ihn Bezug nehmende poetische Aufruf spricht die Ansicht aus, daß jetzt erst der Kampf um das heiß ersehnte Recht mit voller Kraft beginnen, aber nur kurz dauern werde:

„Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt —
So sprecht nun euer letztes Wort!“

Da indessen die Sachen doch nicht so rasch gingen, und unerwartete Hinderniſſe sich entgegenstellten, erschien gleich darauf, noch in den Tagen des Märzes *, das Gebet eines Württembergers.

* Dieser Zeitpunkt scheint daraus zu erhellen, daß, wie der auf den nächsten Blättern mitgetheilte Brief (S. 192) ausweist, am 5. April

Auf den 26. April dieſes Jahres aber fiel der Schluß von Uhlands dreißigſtem Lebensjahr, ein Termin, welcher ihn in eigner Perſon zur Erwählung in jene Verſammlung befähigte, und da eben eine Stelle in derſelben offen geworden, forderten ihn ſeine politiſchen Freunde auf, durch irgend einen in die Oeffentlichkeit geworfenen Artikel über die Verfaſſung die Aufmerkſamkeit der betreffenden Wähler auf ſich zu lenken. Er ließ daher in den erſten Tagen des April folgenden Aufſatz gegen eine Adelskammer, welche in dem von der Regierung gegebenen Verfaſſungsentwurf angenommen war, als Flugblatt erſcheinen:

„Die altwürttembergiſche Verfaſſung wird mit Recht darum gerühmt, daß ſich in ihr das Vertragsverhältniß zwiſchen Regenten und Volk ſo klar und ausgeſprochen darlege. In ihr iſt keine Bourboniſche Legitimität, ſie iſt ein Geſellſchaftsverhältniß freier, vernünftiger Weſen. Sie gibt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen wird; ſie gibt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menſchenrecht aufgeklärtes Volk ſich gefallen darf.“

„Eben in dieſem Reinmenſchlichen unſrer alten Verfaſſung löst ſich das Räthſel, daß ein dreihundertjähriger Rechts-

---

ſämmtliche vaterländiſche Gedichte, mit ſelbſtverſtändlicher Ausnahme des Nachrufs, und der zwei viel ſpäter erſchienenen, Prolog zu Herzog Ernſt und Wanderung, bereits zuſammengedruckt erſchienen waren. Auch Karl Mayer (Album, S. 10) nimmt die Entſtehung jenes Gedichts ungefähr als gleichzeitig mit dem am 5. April bereits fertigen Aufſatz gegen eine Adelskammer an, der im Texte oben ſogleich folgt.

zuſtand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erſcheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menſchenwürde neu erwacht iſt."

„Steht nun in dieſer Verfaſſung, auf welche der neue Vertrag gegründet werden ſoll, das Verhältniß zwiſchen Regenten und Volk ſo vernünftig, menſchenwürdig und darum auch für unſre Zeit geläutert da, ſollen wir dann dazu ſchweigen, wenn man uns zwiſchen Adel und übrigem Volk ein Verhältniß herbeiführen will, das jenen rein menſchlichen Verband durch Myſticismus und Vorurtheil beflecken würde?"

„Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der ſeinen geſchichtlichen Beziehungen und ſeinem Grundbeſitz angemeſſen iſt! Wir machen dem Adel ſeine Rechte nicht ſtreitig. Aber man ſpreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menſchen, man ſtelle nicht Geburt und Verdienſt in Vergleichung! Adelsvorurtheil ertragen wir nicht."

„Darum keine Adelskammer! (Prälaten und Gelehrte darin beruhigen uns nicht.) Kein Stand ſoll dem menſchlichen Verkehr mit dem andern enthoben ſein, alle ſollen ſich gegenüberſtehen, Aug' in Auge, wie es Menſchen gegen Menſchen geziemt. Man ſage uns nichts von Rechten (wären es auch Kaſſe und Ausſchuß), deren Ausübung wir durch Zugeben der Adelskammer zurückerlangen möchten; nichts davon, wie die Adelskammer in Steuerſachen und ſonſt unſchädlich gemacht werden könnte! Um die Idee iſt es uns zu thun, um die Menſchenwürde."

„Unſer Adel ſelbſt hat die Trennung nicht begehrt; er

wird nicht begehren was die Zeit verwirft. Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet. Menſchenrecht ſollte hergeſtellt, der entwürdigende Ariſtokratismus ausgeworfen werden; davon iſt der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all' den langen, blutigen Kämpfen, ſoll eben dieſer Ariſtokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?"

„Hiezu einwilligen, ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfaſſung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unſre vernünftige altwürttembergiſche Verfaſſung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menſchheit verlaſſen."

Hat Uhlands Poeſie beinah' gar keine Verwandtſchaft mit derjenigen Schillers, ſo erinnern die hier kundgegebene Hoheit der Geſinnung, der Eifer für die unbefleckte Menſchenwürde deſto lebhafter an ihn; man glaubt einen Aufſatz ſeiner Hand aus der Zeit, wo ſie den Don Carlos ſchrieb, vor ſich zu haben. Nur war Schiller eine mehr ſtaatsmänniſche Natur, ſo daß er die für das Zweikammerſyſtem ſprechenden Gründe, in deren Folge daſſelbe ſogar von der Mehrzahl der Freiſtaaten angenommen worden iſt, vielleicht eher gewürdigt haben dürfte. Wirklich ſcheint auch bei Uhland die Abneigung gegen dieſes Syſtem noch mehr durch die Art, wie es von ſeinen Vertheidigern empfohlen wurde, als durch die Idee deſſelben an ſich hervorgerufen worden zu ſein.

Der geiſtreiche Wangenheim, welcher für daſſelbe ſchrieb, war keineswegs von Phantaſtik frei, wie denn von dem damaligen Abgeordneten Fiſcher in Bezug auf Jenen

„Worte zur Wahrung des Rechts und der Vernunft gegen die Willkür der Phantaſie“ erſchienen waren, während mit dem „Myſticismus“, von welchem das Flugblatt ſpricht, auf den ſonſt ehrenwerthen und ſinnigen Profeſſor Eſchenmayer, der für Wangenheims Vorſchläge in die Schranken getreten, hingewieſen ſein dürfte. Phantaſterei und nach irgend einer Seite hin krankhafter Myſticismus waren aber der geſunden Seele unſres Dichters ſo verhaßt, als ſie es ſeinem großen Genoſſen im Liederrechte, Göthe, nur immer ſein konnten, und als ſie es überhaupt den Menſchen ſein werden, in denen jene ideale Anſchauung vorherrſcht, welche der Philiſterverſtand ſo häufig eben mit Phantaſterei ſelbſt verwechſelt. Uhland war im praktiſchen Leben, wenigſtens in gewiſſer Hinſicht, ein ſtarker, man könnte ſagen mitunter ſogar ein verblendeter Idealiſt, allein er war das entſchiedene Gegentheil jedes Phantaſtenthums! Nebenher aber dürfte man auf die Anſicht, daß ihm das Zweikammerſyſtem beſonders durch Mitlaufung ſolcher Nebenzüge im Karakter ſeiner Anhänger verhaßt geworden ſei, oder mindeſtens daß er bei reiflicher Erwägung minder ungünſtig von demſelben gedacht haben würde, auch dadurch geführt werden, daß er in dem eben mitgetheilten Aufſatz ſelbſt erklärt: „Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der ſeinen geſchichtlichen Beziehungen und ſeinem Grundbeſitz angemeſſen iſt!“ War nur Eine Kammer da, ſo konnte ſich ein ſolcher Standpunkt offenbar nur durch eine, wenn nicht bevorzugte, mindeſtens geſonderte Stellung der adelichen Mitglieder verwirklichen, ungefähr wie eine ſolche jetzt die Ritterſchaft in dem würtembergiſchen Haus der Abgeordneten einnimmt, und es

würde ſich ſehr gefragt haben, ob ein ſolches Einverleiben der erſten Kammer in die zweite für die Zwecke, welche Uhland verfolgte, nicht nachtheiliger geweſen wäre, als zwei Kammern. — Der Zweck der Freunde, ihm die Wahl in die Ständeverſammlung zu verſchaffen, ward nicht erreicht, er ſelbſt aber ſchrieb an einen außerhalb Württembergs wohnenden Freund, deſſen Name in der vor uns liegenden Kopie nicht angegeben iſt, höchſt wahrſcheinlich an Varnhagen, in dieſer Angelegenheit am 5. April Folgendes:

„Aus einem Deiner Briefe an Kerner erſehe ich, daß Du ein Votum gegen zwei Kammern herausgegeben haſt*. Da ich überzeugt bin, daß Du dieſen Gegenſtand gründlich und eindringlich behandelt, ſo wünſchte ich ſehr, Deine Schrift auch bei uns in Umlauf zu bringen, und Du würdeſt mich verpflichten, wenn Du mir zu dieſem Behuf ſobald als möglich einige Exemplare zuſenden wollteſt.

„Unſre Stände haben ſich ſchon früher beſtimmt gegen zwei Kammern erklärt, und hienach in ihren Verfaſſungsentwurf nur Eine aufgenommen. Auch der König war dagegen**. Die Trennung in zwei Kammern iſt aber eine leitende Idee bei Wangenheim, der ſeit geraumer Zeit von Seite der Regierung an der Spitze der Unterhandlung ſteht. Er hat dieſe Idee in den königlichen Verfaſſungsentwurf gebracht, und wird Alles daran ſetzen, ſie zu realiſiren.

„Er findet auch jetzt noch bei dem größern Theil der Stände keine Neigung dafür, vielmehr hat ſich die Abneigung ſchon ent-

* Vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten und Vermiſchte Schriften, Bd. 9. S. 230, 231.

** Vgl. ebend.

schieden genug ausgesprochen. Gleichwohl scheint es mir nicht überflüssig, hierüber die öffentliche Meinung noch weiter aufzuregen und zu bestimmen. Wir hatten früher in Württemberg keinen Landadel*, und das Verhältniß zum Adel ist deßhalb ein Punkt, der bei uns bisher nicht so gäng und gebe geworden, wie andre Theile der Verfassung. Auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes muß daher fortdauernd aufmerksam gemacht werden.

„Du erhälst hiebei auch mein Votum, das so eben die Presse verläßt. Du siehst, ich habe mir die Sache leicht gemacht und sie von der allereinfachsten Seite aufgefaßt. Die einfachste Seite aber wird bei staatsrechtlichen Verhandlungen oft am meisten vernachläßigt. — Ueber unsre Angelegenheiten wird große Täuschung verbreitet. Ich muthe Dir nicht zu, diese zu durchdringen, aber ich bitte Dich, wenn etwa in künftiger Woche schon ein völliger Bruch eintreten sollte, den Vorwurf nicht im Voraus schon auf die Stände zu werfen. Sie sind gerade jetzt in sittlicher Hinsicht ihren Gegnern sehr überlegen.

„Kerner ist nicht zum Politiker geschaffen; er ereifert sich über eine Einzelheit, die nicht einmal eigentlicher Streitpunkt ist, und sich leicht geben würde.

„Meine Vaterländischen Gedichte, die Du zum Theil schon kennst, habe ich zusammendrucken lassen, und schicke sie Dir hiebei. Mit herzlichen Grüßen.

Dein U."

Der hier vorgesehene Bruch trat am 26. Mai ein; die

* D. h. keinen im Land ansäßigen, demselben einverleibten Adel, indem die Adeligen, welche früher zum Theil noch einzelnen Landtagen beigewohnt und insofern die Oberherrlichkeit des württembergischen Fürstenhauses anerkannt hatten, im Jahr 1561 durch kaiserliche Verordnung als Reichsritterschaft bestätigt worden waren.

Verſammlung verwarf mit großer Stimmenmehrheit den ihr vom König entgegengebrachten Verfaſſungsentwurf, in welchem wohl ein vertragsmäßiges Recht Altwürttembergs, aber keines von Neuwürttemberg anerkannt war, und wurde daher am 4. Juni aufgelöst, was Uhlanden zu dem herrlichen Nachruf aufregte, deſſen erſte Strophe ewig durch den Mund der deutſchen Völker gehen wird, und gerade im Augenblick, wo wir ſchreiben, (Januar 1863) wieder in Preußen den allgemeinſten Anklang finden muß:

Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
So auserwählt kein Erd'ſcher Mann,
Daß wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann;
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

In Bezug auf Juſtinus Kerner aber, deſſen in dem eben mitgetheilten Brief Erwähnung geſchieht, ſei bemerkt, daß dieſer vertraute, allerdings wenig zum Politiker gemachte Freund Uhlands, im Streit um das alte Recht die, an ſich keineswegs unbedingt verwerfliche, Anſicht Wangenheims theilte. Er war mit demſelben durch einen ältern Bruder, den ſchon (S. 119) erwähnten frühern General, ſpätern Geheimenrath Kerner, der damals das Miniſterium des Innern eine Zeit lang proviſoriſch verwaltete, in ein perſönliches, fortan bleibendes, Verhältniß getreten und hatte in deſſen Folge bald nach Auflöſung des Landtags eine Eingabe der ländlichen Bewohner des Bezirks Welzheim, wo

er früher, nach dem Abgang von Wildbad, Oberamtsarzt gewesen, um Verleihung der neuen, von Wangenheim vertheidigten Verfassung hervorgerufen oder hervorrufen helfen.

Ja nach Allem scheint es, die „Fabel“ Kerners, welche mit den Worten beginnt:

Frühling war's im Land geworden
Und der Winter ward vertagt,
Ohne daß den Herrenorden
Gott noch lange drum befragt ꝛc. ꝛc.,

und worin sofort die der Frühlingssonne sich freuenden Bauern „schlecht und dumm“ gescholten werden, sollte ein Kommentar zu jener Eingabe sein, und die Partei des alten Rechtes verspotten, welche die von dem König nun auf eigene Hand eingeführten Verbesserungen, als durch keine Verfassung gewährleistet, scheel ansehe. Uebrigens wurde das gegenseitige freundliche Vernehmen beider Jugendgenossen durch diese politische Dissonanz wenig gestört, und rührend ist es, wenn Kerner im darauf folgenden Jahr in dem Gedichte An Ludwig Uhland, das nach Empfang des Schauspiels Herzog Ernst seine Entstehung fand, ausspricht:

Treibt auch für jetzt der Menschen Treiben
Mich dahin und dich dort hinaus,
Muß ich doch immer bei dir bleiben,
Ist ja dein Herz schon lang mein Haus.

So kommt es, daß in jeden (!) Nächten
Ich freundlich träumend bin bei dir;
Nicht über Rechte wir da rechten:
Von Lenz und Liebern sprechen wir.

Da liegt kein Rechtsbuch aufgeſchlagen,
Kein Zeitungsblatt auf deinem Tiſch;
Doch Heldenſpiele, bunte Sagen,
Und deine Lieder hold und friſch.

. . . . . .

Treibt dann der Menſchen Treiben wieder
Mich dahin und dich dort hinaus,
So rufen fern mir deine Lieder:
Nur das iſt deiner Heimat Haus*.

Nicht ſo! aber hätten jene Begeiſterung für Alles, was des deutſchen Volkes Wohl im Allgemeinen und im Einzelnen betraf, jener Drang, welcher die „Völker ruft zur Klage, Könige zur Rechenſchaft“ — hätten dieſe Elemente, welche das innerſte Eigenthum von Uhlands Seele waren, die volle Bethätigung irgendwie in ſeinen Dichtungen, z. B. in raſch beflügelten, die Menge entflammenden Dramen zu finden vermocht, wozu jedoch ſein Talent weniger hinneigte, wie ſchon die einfache Thatſache beweist, daß er nur zwei Schauſpiele, beide noch in ziemlich jungen Jahren, zur Vollendung gebracht, — dann allerdings hätte ſich ihm in ſolcher Wirkſamkeit ſeiner „Heimat Haus“, das er, wie wir ſpäter aus ſeinem eignen Mund hören werden, im parlamentariſchen Berufe nur ungenügend fand, wohl weiter erſchloſſen. Denn ſind es, noch vor Eröffnung dieſes Berufes, allerdings die „vaterländiſchen Gedichte“, welche ſeinen Namen am ſchnellſten in und zum Theil ſelbſt außerhalb Württembergs bekannt gemacht, und verdienen mehrere derſelben nicht blos durch

* Juſtinus Kerners Dichtungen. Aufl. III. S. 62.

die Hoheit und Männlichkeit der Geſinnung, ſondern auch in dichteriſcher Hinſicht volleſte Anerkennung, ſo wird man doch nicht in Abrede ſtellen, daß bei der Mehrzahl derſelben gerade das poetiſche Element dasjenige iſt, was ſie minder auszeichnet, daß ſie häufig Erzeugniß des reinen Verſtandes ſind, ja daß es Einem bei manchen derſelben faſt zu Muth wird, als hätte der liebliche Sänger, um ſchlicht und volksverſtändlich zu ſein, abſichtlich darnach geſtrebt, ſich dem proſaiſchen Tone zu nähern.

Abgeſehen aber von dem dichteriſchen Werth ſchlich ſich bei der fortwährenden Behandlung einer blos württembergiſchen Angelegenheit gleichſam wider Willen des Verfaſſers, dem Deutſchland ſo weit über dem provinziellen Vaterlande ſtand, ein Zug von Sondergeiſt ein, der etwas wenn nicht Verletzendes, mindeſtens Befremdendes hat: zu deutlich erinnert der dem Freiherrn von Wangenheim gemachte Vorwurf:

Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz,

daran, daß der Angeredete kein Württemberger ſei. — Und haben wir endlich vorhin das Drängen auf vollſtändige Anerkennung des alten Rechtes vertheidigt, ſo liegt uns andererſeits jetzt auch der Nachweis ob, wie wenig praktiſch die edle Natur unſers Dichters war, wenn er, wenigſtens in den erſten Jahren des Kampfes um jenes Recht, neben der Vorzügen der alten Verfaſſung, welche er in dem Gedicht Das alte gute Recht einem großen Theil nach aufzählt, offenbare Mißſtände derſelben nicht als ſolche anerkennen, nicht gegen das Beſſere, was die Regierung bot,

umgetauscht wissen wollte. So ist es z. B. Thatsache, daß er noch im Jahr 1817 sogar die von der Regierung angebotene Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen verwarf, in ihr nur einen Köder erblickend, um die Kämpfer für das alte Recht auf den Standpunkt der Gegner hinüber zu locken. Allerdings war er von dieser Anschauung im Jahr 1819, wo er selbst zum erstenmal als Volksabgeordneter auftrat, gänzlich zurückgekommen, wie er denn schon im Jahr 1815, in dem eben erwähnten Gedichte Das gute alte Recht, wenn nicht Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen, doch, nicht sehr folgerichtig mit seiner damaligen Ansicht über die letztern, „offene Gerichte" als etwas darstellt, was jenes alte Recht wenn nicht gewährleiste, wenigstens liebe. Zu welchen Abwegen aber jenes geheime Verfahren der alten Stände geführt, davon nur Ein Beispiel. Bekanntlich besaß die hinter geschlossenen Thüren verhandelnde alte Landschaft seit 1608 auch eine unter Verwaltung des engern Ausschusses stehende „geheime Truhe" für geheime Ausgaben, die insofern ihr Gutes, wenn auch nicht eben der sittlichen Würde Entsprechende haben mochte, daß sie gegen illegale Maßregeln und Entwürfe despotischer Regenten im Stillen angewendet werden konnte und wirklich angewendet wurde. Noch weit größer aber waren die durch diese Einrichtung hervorgerufenen Uebel. Nicht nur daß die, schon an sich besoldeten, verköstigten und, soweit sie keine Bewohner Stuttgarts waren, daselbst freie Wohnung genießenden acht Genossen jenes engern Ausschusses sich und ihre Unterbeamten bei jeder Gelegenheit, z. B. am Neujahr, nach eigenem Gut-

dünken aus erwähnter Kaſſe remunerirten. auch bei feſtlichen Vorkommenheiten im Hauſe einzelner Mitglieder, wie Hochzeiten u. dgl., denſelben noch beſondere Gaben zukommen ließen, und überhaupt das Geld in vielfacher Hinſicht zu Privatzwecken anwandten, war es ſtehender Gebrauch, daß bei der ziemlich häufig eintretenden Verjährung von Obligationen der Staatsſchuld, welche unter Verwaltung des engern Ausſchuſſes ſtand, dieſer an die Stelle der bisherigen Gläubiger „des engern Ausſchuſſes geheime Truhe“ als Gläubigerin eintragen ließ, und ſo der letztern ſehr namhafte Summen, z. B. am 18. April 1684 den Betrag von 20,060 fl., am 9. December 1703, „nach dem Exempel hievoriger Zeiten“ 24,480 fl., am 8. Juli 1789 ſogar 43,412 fl., wieder ein andermal mehr als 30,000 Gulden aus dem allgemeinen Staatsvermögen auf unrechtlichem Weg zuwandte.* Allerdings war dieſe geheime Truhe eine noch ganz beſondere Zugabe zu dem geheimen Verfahren der Stände, und würde ſelbſt als ſolche ohne das Selbſtergänzungsrecht des Ausſchuſſes nicht zu ſo ſtarken Ungehörigkeiten geführt haben; aber der Grundfehler lag eben doch in dem von Uhland anfangs vertheidigten Syſtem der Heimlichkeit überhaupt. Von ſelbſt verſteht ſich bei ſolchem Verhalt, daß, ſo ſehr man die Aufhebung der alten Verfaſſung als ein Unrecht anſah, jener geheim handelnde Ausſchuß doch keineswegs beliebt war, wie er denn im Jahr 1798

* Dieſe Notiz kam dem Verfaſſer von einem höchſt zuverläſſigen Manne, dem, ſeinem amtlichen Beruf gemäß, das Archiv der alten Landſtände offen ſteht. Es iſt unnöthig beizuſetzen, daß ſie bewieſen werden kann.

einmal vom Landtag ſelbſt kaſſirt wurde,* und wie eben die geringe Achtung, worin die ihn bildende Oligarchie beim Volke ſtand, dem König Friedrich den Sturz der ganzen Verfaſſung verhältnißmäßig ſo leicht gemacht hatte.

Nach Auflöſung des Landtages im Juni 1817 ſchien Uhland an eine verfaſſungsloſe Zeit zu glauben. Er that deßhalb von da ab in Bezug auf ſeine künftige Lebensſtellung mehrfache, weiter hinten zu berichtende Schritte, die insgeſammt zeigen, wie tief ihn die Nichterfüllung ſeiner politiſchen Hoffnungen berührt hatte, wobei er jedoch, jung und rüſtig und von den Muſen getröſtet, den guten Muth keineswegs verlor. So hatte er im gleichfolgenden Auguſt mit Schott und Andern, worunter auch mehrere Frauen, einen der Schilderung nach höchſt heitern Ausflug nach Heidelberg unternommen und dort bei Kirchenrath Paulus mehrere Tage mit Jean Paul zugebracht, deſſen Anſpruchloſigkeit ihm ſehr wohl gefiel; weniger der Gegenſtand des Geſpräches, welchen faſt fortwährend der unſerm Dichter nicht zuſagende thieriſche Magnetismus bildete. Später ſcheint er neben ſeiner Verfaſſungsloſigkeit des Vaterlandes auch durch die Beſorgniß beunruhigt worden zu ſein, die bevorſtehende neue Gerichtsorganiſation werde irgendwie ungünſtig auf ſein Verhältniß als Rechtsanwalt einwirken, ein Verhältniß, welches, ihm ſchon an ſich nicht zuſagend, noch dadurch beſonders entleidete, daß je mehr er ſich der

* Man kann hierüber die ſehr intereſſante, jedoch mit Kritik zu leſende Schrift vergleichen: Die Verwaltung der Wirtembergiſchen Landeskaſſe durch die vormaligen, nun kaſſirten Ausſchüſſe. 1799.

Ueberbürdung mit aus eigner Wahl übernommenen Geſchäften aus dieſem Fach zu entziehen ſuchte, ihm um ſo mehr ſolche von Amtswegen, wie z. B. die Vertheidigung vermögenloſer Verbrecher — einmal einer ganzen Bande von Falſchmünzern, — übertragen wurden. Die bevorſtehende Gründung einer Lehrſtelle für deutſche Literatur an der Univerſität Tübingen ſchien daher den Freunden eine Laufbahn für ihn in Ausſicht zu ſtellen, welche, wenigſtens der bisher ausgeübten Advokatur gegenüber, Uhlanden in eine weit befriedigendere Stellung ſetzen müſſe, und es ward ihm daher an die Hand gegeben, ſich um jenes Amt, ſobald es offen geworden, zu bewerben. Er ſchrieb jedoch den Eltern unterm 17. Dezember 1817:

„Was die Profeſſorsſtelle für deutſche Literatur anbelangt, ſo ſteht mir in Hinſicht derſelben der nämliche Grundſatz entgegen, der mich von jeder Bewerbung bei der neuen Organiſation abhalten mußte: vor Herſtellung eines Rechtszuſtandes in unſerem Lande auf jede Stellung zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre. Wenn unſere Kollegien nach dieſem Grundſatz gehandelt hätten, ſo wären wir jetzt ſchwerlich in dieſem verfaſſungsloſen Zuſtand.

„Gegenwärtig bin ich wieder mit einer Kriminal-Defenſion, die jedoch nicht beſonders weitläufig iſt, behaftet. Ich werde wahrſcheinlich dieſe Woche noch zum gütlichen Verhör nach Ludwigsburg mich begeben. Der Fall betrifft Wilderei und Mißhandlung eines Unterförſters.

„Sie und die liebe Schweſter grüße ich von Herzen.

„Ihr gehorſamer Sohn L.“

So strenge nahm er für sich selbst die Mahnung, die er am Christophstag dieses Jahres den Männern zugerufen: „So sprecht nun euer letztes Wort!“ Haben wir weiter vorne bemerkt, es hätte vielleicht Mancher feurigere, begeistertere Lieder über die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch singen können, so ließe sich hier umgekehrt fragen: in wie viele Seelen war die Mannesforderung so stark geschrieben, als in die Seele dieses Dichters, der zum begeistert hinreißenden Liede allerdings minder geschaffen war, als mancher Andere?

In den Februar des folgenden Jahres fällt eine Zusammenkunft mit Varnhagen, der, damals preußischer Ministerresident in Karlsruhe, auf Einladung des Königs von Württemberg für einige Tage nach Stuttgart gekommen. Wir lassen denselben zunächst selbst berichten, und fügen dann seinem Bericht einige Bemerkungen an: „Ich eilte“, erzählt er,* „zu meinen Freunden. Ludwig Uhland war mir über Alles theuer; sein herrliches Talent, sein strenger, redlicher Sinn, standen mir im höchsten Werth. Aber die Kargheit seiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das schwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugsamer Anhänger des altwürttembergischen Rechts, als Mitglied einer heftigen Opposition, mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen und lebte in beschränkter Zurückgezogenheit. Mich sah er mit einigem Mißtrauen an; mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürttembergischen Partei, wohin auch meine

* Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften. Bd. 9. S. 232 ff.

Verbindung mit Cotta, ja mit Justinus Kerner mich zu stellen schien, und in der That konnte ich den Eigensinn jener Partei nicht billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich schätzte. Wir stritten Alles durch, was diese verwickelte Verfassungsfrage betraf; meinen allgemeinen Ansichten hielt er stets das besondere Recht entgegen, ich seinem Rechtsbewußtsein die Forderungen des größern Zusammenhanges, der fortgeschrittenen Zeit. Natürlich bekehrte Keiner den Andern, allein wir erkannten, daß wir zu demselben Ziele strebten, und daß die Verschiedenheit der Wege unserer Liebe nicht Eintrag that. Durch solche Erörterungen allein gelang es auch, Uhland ins Feuer zu bringen und sein reiches Innere zum klaren Redefluß aufzuschließen." — — —

„Durch Uhland wurde mir noch eine besondere Ueberraschung zu Theil. Ich wünschte doch auch das Theater in Stuttgart zu besuchen, und lud Jenen ein, mich dahin zu begleiten. Er stutzte, machte allerlei Ausreden, und zeigte eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, desto mehr wich er zurück. Ich stellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils weggenommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegenheit sei, ein paar Stunden ungestört zusammen hinzubringen; er gab Dies zu, bestand aber auf seiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, sich mit mir öffentlich zu zeigen, ob seine Parteigenossen es ihm mißdeuten könnten. Da nahm er sich ein Herz und sagte: „„Nein, das ist es nicht, aber wir können im Theater nicht beisammen sein, denn Du wirst mit mir nicht auf den schlechten Platz gehen

wollen, ſondern auf den erſten, und da kann ich nicht hin.““ Erſtaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrſchen, daß im Theater ſolche entwürdigende Standesunterſchiede geboten ſeien? — „„Geboten nicht,““ erwiderte er, „„aber ſo durchaus gebräuchlich, daß es entſetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede ſein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge““ (erſten Rangs) „„ſähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir ſind zu ſtolz, um mit den Vornehmen, mit Denen, die ſich ſolche dünken, zuſammen ſein zu wollen.““ Nun aber, im Unwillen über dieſe ſchmähliche Einrichtung, beſtürmt' ich ihn erſt recht, ihr verachtend zu trotzen; ich meinerſeits rechne es mir zur Ehre, dazu als Hilfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufſehen mache, ſo ſei es mir um ſo lieber. Uebrigens ſei nichts einfacher; er begleite ſeinen Freund, der gleich ihm dieſe Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch ſicher für ihn zu behaupten wiſſen werde. Nach langem Zaudern entſchloß er ſich mit mir zu gehen und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu ſehen, im Publikum ſehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwiſchenakte in meiner Loge beſuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Befliſſenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorſtellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das ſich aber ſchnell in lächelnde Höflichkeit verſteckte, und dem Dichter ſogar einige Schmeicheleien eintrug.“

Indem wir uns zunächſt an den zweiten Theil dieſer Erzählung halten, bemerken wir, daß Uhland, wie wir aus guter Quelle wiſſen, die Thatſache jenes Theaterbeſuches anerkennend, doch die nähere Art, wie derſelbe hier berichtet wird, entſchieden als unrichtig bezeichnet hat, ohne ſich übrigens auf eine beſtimmte Einzelheit einzulaſſen. Und ſo müſſen wir denn vor Allem billig in Zweifel ziehen, ob es im Jahr 1818 wirklich gegen allen Brauch und Ton geweſen, daß auch Bürgerliche ihren Platz auf der erſten Galerie einnehmen, während Dies gegenwärtig ſo gewöhnlich geworden, daß es höhern Orts unlängſt ſogar aufgefallen ſein ſoll, wie die miethbaren Plätze jener Galerie durchſchnittlich faſt mehr von Bürgerlichen, als von Adelichen beſetzt wären. Sodann ſcheinen dem Dichter von ſeinem Freund nicht ganz zutreffende Beweggründe unterſchoben zu werden. Daß es Jenem, der alles äußerliche Aufſehen ſo ſehr vermied, nicht angenehm ſein konnte, wenn er durch ſein plötzliches Erſcheinen an einem Platze erſten Rangs, mitten unter Hofleuten und Diplomaten, zum allgemeinen Gerede ward — und das mochte er, eben weil er der ſchlichte Volksmann, allerdings in Folge ſolcher Sitzwahl werden! — iſt ſehr natürlich; noch näher aber liegt der Gedanke, daß er, ſelbſt wenn er jenes „Gerede“ als Abhaltungsgrund vorſchützte, noch weit mehr vermeiden wollte, ungewandt im Geſpräch, wie er ſich kannte, mit Höherſtehenden, welche er, einer bedeutenden Zahl nach, als Gegner ſeiner laut ausgeſprochenen politiſchen Anſichten zu betrachten berechtigt war, auf eine Weiſe in Berührung zu

kommen, die als ein Herzudrängen hätte ausgelegt werden können.

Nicht länger bei diesem Gegenstande verweilend, bei welchem es uns mehr daran lag, die „schmähliche Einrichtung", von welcher Varnhagen spricht, in Abrede zu ziehen, als Uhlands gesellschaftlichen Muth überflüssiger Weise zu vertheidigen, greifen wir zurück auf die weiter vorn berührte Erwähnung „beschränkter Zurückgezogenheit", in welcher Jener gelebt, eine Bemerkung, bei der wir um so eher einen Augenblick stehen bleiben, als selbst in Familien, denen der Dichter sehr nahe gestanden, in genannter Hinsicht irrthümliche Ueberlieferungen fortgepflanzt worden sind. So wird erzählt, derselbe habe in einem Stuttgart nah' gelegenen, ihm befreundeten Pfarrhause, dem nämlichen, in das er als Knabe jene erlegte Fischotter gebracht, und welches er, seit er genannte Stadt bewohnte, häufig zu besuchen pflegte, beim abendlichen Eintritt mehr als Einmal halb scherzend gestanden, noch nicht zu Mittag gespeist zu haben. Die Thatsache, an sich einige Jahre früher, als Varnhagens Anwesenheit in Stuttgart fallend, scheint nicht anzuzweifeln, denn sie wurde von mehreren Seiten her verbürgt; aber der Auslegung, als habe der junge Mann sich aus Mangel an Subsistenzmitteln zeitweise solche Enthaltsamkeit auferlegt, ist auf's Entschiedenste zu widersprechen. Allerdings soll er, einer einträglichern Ausübung seines Anwaltberufes nicht sonderlich zugethan, sich in manchen Dingen, z. B. in Kleidung und Wohnung, damals beschränkt haben, in andern Beziehungen aber wiederum keineswegs. So erzählte z. B. ein hierüber befragter Freund des Verstorbenen, der in jener

Zeit ſein faſt täglicher Gefährte war, derſelbe habe die wöchentlich ein bis zwei Mal gegebene Oper nur ſelten verſäumt, eine Ausgabe, die, wie Jener ohne Zweifel richtig bemerkte, falls der Dichter bisweilen in der angedeuteten Verlegenheit ſich befunden hätte, doch gewiß eher vermieden worden wäre, als die Koſten für den Mittagstiſch. Eben ſo deutlich geht aus der Beſprechung von Geldangelegenheiten, die in den nach Hauſe geſchriebenen Briefen hie und da mitläuft, hervor, daß ſeine Lage von eigentlichem Mangel weit entfernt war. Einmal weiß er ſogar nicht, wozu er eine unerwartet eingelaufene, nicht ganz unbedeutende Summe verwenden ſoll, und erbittet ſich desbalb Auskunft. Hat er alſo jene Aeußerung gethan, ſo war dieſelbe wahrſcheinlich durch die Muſen ſelbſt veranlaßt, die den Sterblichen, den ſie mit ihrem Beſuch beehren, nicht jederzeit befragen, ob er ſchon geſpeist habe, und welche Uhlanden die kleine Entbehrung, die er ſich damals aufgelegt, ſpäter ſelbſt in irdiſcher Hinſicht reich vergalten; denn er iſt als ein ſehr wohlhabender Mann geſtorben, wozu die vierundvierzig Auflagen ſeiner Gedichte,* die, mindeſtens von der vierten oder fünften an, jedesmal mit tauſend Gulden oder vielleicht noch höher honorirt worden ſein ſollen, ohne Zweifel nicht wenig beigetragen.

Am 2. Mai 1818 fand die Trauung ſeiner Schweſter mit dem jungen Theologen Meyer aus Walsrode im Hannöverſchen ſtatt, welcher, dem engern Vaterlande entſagend, eine Pfarrſtelle in Württemberg erhalten hatte,

* Seit ſeinem Tod iſt bereits die fünfundvierzigſte erſchienen.

nun aber die eben Anvermählte zuvörderst den entfernten Eltern vorzuführen im Begriff stand, in welcher Beziehung hier nachfolgendes Gedicht des Bruders eine Stelle einnehmen möge:

An Luise.

Du lebtest an der Eltern Herde,
Du warst ihr Trost, ihr liebstes Gut;
Du scheuchtest Sorgen und Beschwerde
Mit deinem heitern Jugendmuth.
Die Blumen wußtest du zu pflegen,
Und hast damit das Haus geschmückt,
Und selbst bei Winterſturm und Regen
Der Eltern Blick damit erquickt.

Doch wenn die Tochter freudig blühet,
Dann drohet Schmerz der Mutterbrust,
Dann ist der Tag schon aufgeglühet,
Der Beides bringet, Leid und Lust.
Die Liebe, die vom Himmel steigend,
Allmächtig herrscht, wo sie erscheint,
Sie naht, und wir gehorchen schweigend,
Wenn sie hier trennt und dort vereint.

Er selbst, der dich von hinnen führet,
Hat nicht an dieser Trennung Schuld:
Der Liebe, die sein Herz berühret,
Mußt' er sich fügen in Geduld.
Den Seinen hat sie ihn entrissen,
Ihn traf der herbste Trennungsschmerz;
Die Vatererde mußt' er missen,
Und seine Heimat ist dein Herz.

Doch einmal noch wird er umfaſſen
Des alten Vaters theures Haupt,
Und wird vor ihn dich treten laſſen,
Damit der Vater ſieht und glaubt.
Wohl dir, wenn dann, von Luſt durchdrungen,
Der Greis geſteht, du ſeieſt werth,
Daß ſo der Sohn nach dir gerungen,
Um dich das Vaterland entbehrt!

So zeuch denn hin zum frommen Greiſe,
Und ſchiff hinab den freud'gen Rhein,
Und laß die ſchöne Frühlingsreiſe
Ein Sinnbild deiner Zukunft ſein.
Fahr wohl! Geneigt ſei Wind und Sonne,
Und kehrſt du in das eigne Haus,
So füll' auch dies mit ſanfter Wonne,
Und ſchmück' auch dies mit Blumen aus.

Offenbar wurde dieſes Gedicht, — mit Ausnahme der letzten Strophe und des Schluſſes der dritten das mindeſt bedeutende unter den von Uhland herrührenden Gelegenheitserzeugniſſen, ſoweit uns dieſelben zu Geſicht gekommen — in Eile, wenn auch mit tief ergriff'nem Herzen, hingeworfen, und würden wir daſſelbe nicht beigebracht haben, hätte es nicht eines der wichtigſten Lebensereigniſſe der, vom Dichter ſo innig geliebten und doch im Verlauf unſerer Erzählung ſo wenig berührten Schweſter, zum Gegenſtande.

Bald nach jenem Hochzeitfeſt hielt es der im kräftigſten Lebensalter Stehende, welcher in der Heimath grundſätzlich um kein Amt werben zu dürfen glaubte, für angemeſſen, ſich in andern Ländern deutſcher Zunge nach einer Anſtellung

umzusehen, in welcher Hinsicht uns mehrere Briefe vorliegen. In einem blos als Bruchstück erhaltenen Schreiben vom 19. September 1818 an einen Ungenannten, wahrscheinlich wieder an Varnhagen, heißt es:

„Ich kann in den Fall kommen, und er ist vielleicht nahe, daß ich Württemberg verlassen muß. Es ist mir schon angekündigt, daß ich nach einer neuen Einrichtung nicht mehr hier als Advokat werde praktiziren können. Das Advokatengeschäft hab' ich, wie Du weißt, nie aus Neigung getrieben. In beständigem Widerstreit mit meiner Natur verzehrt es mich innerlich, ohne mir äußerlich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Es sollte mir blos eine Auskunft sein, mich so lange unabhängig zu erhalten, bis andere öffentliche Verhältnisse eintreten würden. Diese habe ich längst vergeblich abgewartet, und ferneres Warten würde mich verderben. Durch sehr feste Bande bin ich an mein Vaterland geknüpft, und es ist nur die Nothwendigkeit, die mich losreißt. Zeigt sich mir ein Mittel, meiner Grundsätze unbeschadet zu bleiben, ich werde es mit Freuden ergreifen; einstweilen aber darf ich nicht versäumen, mich um ein Unterkommen auswärts umzusehen. Du stehst mit vielen Menschen und Orten in Berührung, daher meine Anfrage, ob Du Dich auf nichts besinnen könnest, was mir dienen möchte? Ich weiß, man pflegt in solchen Fällen nicht eben die Auswahl zu haben, doch ist zu wünschen erlaubt."

Hier bricht der Brief ab. — In einem Schreiben vom 18. Dezember gleichen Jahrs an den Kirchenrath Paulus sagt er, nachdem er des verfassungslosen Zustandes, welcher ihm in den eigentlichen Staatsdienst einzutreten nicht erlaube, und der ihn als Advokaten bedrängenden, nah bevorstehenden Justizorganisation gedacht:

„Euer Hochwürden haben bereits Kenntniß davon, daß ich mich wegen der Lehrstelle für deutsche Literatur in Verbindung mit der Theorie der schönen Wissenschaften, welche an der Universität Basel errichtet werden soll, dorthin gewendet. Die erhaltenen Nachrichten lauten aber dahin, daß es sich mit der wirklichen Besetzung noch ziemlich in die Länge ziehen dürfte. Auch in Karlsruhe war ich neuerlich und erkundigte mich, ob nicht auf einer der badischen Universitäten in ähnlichen Fächern, wozu ich noch besonders die Erklärung altdeutscher Dichterwerke rechne, etwas zu machen wäre, und man schien Dieses nicht für unmöglich zu halten. Sollte sich hiezu Gelegenheit bieten, so erlaube ich mir, Ihre wohlwollende Verwendung in Anspruch zu nehmen. Früher schon habe ich mein Augenmerk auf die freie Stadt Frankfurt gerichtet, und es wäre mir von großem Interesse, zu erfahren, ob nicht daselbst bei dem Gymnasium in obbemerkten oder verwandten Fächern, bei einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei Anstellung zu erhalten wäre. Ich selbst kenne in Frankfurt Niemanden, an den ich mich unmittelbar wenden könnte. Hingegen weiß ich, daß E. H. daselbst angesehene Bekannte haben, bei denen durch Ihre gütige Vermittelung vielleicht zu meinem Zweck gewirkt werden könnte. — Die literarischen Arbeiten, die mir zu einiger Beglaubigung dienen könnten, sind, außer einer von mir selbst verfaßten juridischen Dissertation, eine Abhandlung über das altfranzösische Epos, die Sammlung meiner Gedichte, die vaterländischen Lieder, die beiden historischen Schauspiele „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Bater“, deren letzteres nächstens bei Reimer in Berlin erscheinen wird. Geschäftskenntniß hab' ich mir durch mehrjährige Advokatenpraxis und frühere Dienstleistung auf der Kanzlei des Justizministeriums erworben ꝛc.“

In einem dritten, an den Oberregierungsrath und Professor Koreff in Berlin gerichteten Brief vom 8. März 1819 heißt es:

„Euer Hochwohlgeboren erinnern sich wohl noch, während meines Aufenthaltes zu Paris in den Jahren 1810 und 11 mich persönlich gekannt zu haben. Dieses, und ein gemeinschaftlicher Freund, Herr v. Varnhagen, geben mir das Vertrauen, mit der nachfolgenden Anfrage mich an Sie wenden zu dürfen. Seit geraumer Zeit darauf bedacht, mein Verhältniß als Advokat mit einem mir angemessenern zu vertauschen, habe ich unter Anderm bei Errichtung der Universität Bonn mein Augenmerk dahin gerichtet. Als ich aber hörte, daß diejenigen Lehrfächer, für die ich mich hätte anbieten können, durch Herrn v. Schlegel besetzt werden würden, mußte ich jeden Versuch aufgeben. Neuerlich vernahm ich nun aber, daß Schlegel wahrscheinlich auf Ostern nach Berlin übergehen werde, und Dies hat den früher gehegten Wunsch auf's Neue in mir angeregt. Die Fächer, denen ich mich würde widmen können, wären ꝛc." (Folgen die schon im Brief an Paulus bezeichneten Lehrgegenstände.) „Ob nun für mich Hoffnung vorhanden, bei der Universität Bonn in obgedachten oder verwandten Lehrfächern eine bestimmte Anstellung zu erhalten, und welche Schritte zu diesem Behuf von meiner Seite zu machen wären, — darüber erlaube ich mir E. H. nach derjenigen Kenntniß der Umstände, welche Ihnen ohne Zweifel vermöge Ihres amtlichen Verhältnisses zu Gebot steht, um gütige Belehrung zu ersuchen ꝛc."

Nicht zu übersehen ist, daß wenn im dritten dieser Briefe ausschließlich, und im zweiten vorzugsweise auf die poetische und ästhetische Befähigung des Schreibenden hingewiesen wird, im zweiten denn doch auch das juridische Feld Erwäh-

nung findet, ja der Briefsteller in Frankfurt — diese freie Stadt scheint ihn besonders angezogen zu haben — falls sich keine andere Stelle fände, selbst mit Bedienstung an einer Kanzlei zufrieden wäre. Man sieht daraus, daß ihm in Württemberg die Laufbahn eines Rechtsanwaltes fast mehr noch durch die damaligen politischen Verhältnisse entleidet wurde, die ihm ein Dortbleiben „unbeschadet" jener gegen die Eltern ausgesprochenen „Grundsätze" schwer machten, als durch die Natur des Berufs an sich, gesetzt es habe hiebei keine Selbsttäuschung gewirkt, vermöge welcher er das Widrige, das für ihn in der Sache selbst, nicht in dem verfassungslosen Zustande lag, in einem andern Lande minder zu empfinden hoffte.

Dabei darf man sich übrigens durchaus nicht vorstellen, als hab' er sich damals in besonders gedrückter Stimmung befunden. Die mächtig aufquillende Poesie und die gesunde Männlichkeit der Seele schützten ihn in gleichem Grad vor lange andauernder, oder zu tief gehender Trauer. Gerade in jene Zeit der politischen Depression und des Fehlschlagens aller für einen entsprechenden Wirkungskreis gemachten Plane, nämlich in das Jahr 1818, fällt die Dichtung des bunten, heitern, mitunter gegen des Dichters sonstige Weise sogar muthwilligen Fortunat, während aus dem Brief an Kirchenrath Paulus erhellt, daß im gleichen Jahr Ludwig der Baier verfaßt oder doch vollendet worden, der dort bereits als herausgegeben erwähnte Ernst von Schwaben aber zu Anfang von 1818 erschien, mithin größtentheils im Verlauf von 1817 verfaßt sein dürfte. Als heitern Theilnehmer am stillen Familienfest zeigt Uhlan-

den um jene Zeit folgendes Gedicht, von ihm verfaßt zum Geburtstag eines Oheims, der in der Nähe von Stuttgart als jener, schon mehrmals angedeutete, befreundete Geistliche lebte.

Zum 22. September 1818.

Wohl hat der Frühling seine Feste,
Die Jugend hat ihr freudig Spiel;
Doch auch der Herbst hat frohe Gäste,
Sein Fest hat jedes Lebensziel.
Wir fühlen's heut', und nicht vergebens
Verbindet sich am schönsten Tag
Des Jahres Herbst, der Herbst des Lebens
Zu einem freundlichen Gelag.

Die Sonne strahlt in mildem Lichte,
In leichtem Dufte ruht das Thal,
Die Rebe spendet ihre Früchte,
Der Baum die seinen uns'rem Mahl.
Und Er, um den wir uns vereinen,
Wie glänzt ihm heut' ein heitrer Stern!
Er ist gesegnet von den Seinen,
Er ist gesegnet von dem Herrn.

Wenige Wochen vor dem Tag, von welchem der Brief an Koreff datirt ist, war die Königin Katharina von Württemberg gestorben, und Uhland, welcher sich sonst von den Großen der Erde entschieden abwandte, glaubte „die Muse, die von Recht und Freiheit singet", nicht zu entweihen, wenn er dem Andenken dieser edeln Fürstin die Zeilen widmete, die unter der einfachen Ueberschrift Katharina in seine Sammlung aufgenommen sind. Wohl aber fanden nicht

wenige, noch an den Formen einer vergangenen Zeit hängende Perſonen in dem ziemlich ſchnell, der Hauptſache nach während eines Spaziergangs auf dem ſogenannten Herdweg bei Stuttgart, fertig gewordenen Gedichte die Etikette nicht gehörig gewahrt, eine Anſicht, welcher der Verfaſſer nur darin nachgab, daß er die Schlußzeilen der zweiten Oktave, welche urſprünglich gelautet hatten:

Die Glocke tönet, wenn man ſie geſchwungen,
Und Thränen fließen, wenn man ſie gedungen,

in die Lesart umänderte:

Und Thränen gibt es, die nicht tief entſprungen.

Am 7. Mai gleichen Jahres kam des Dichters Trauerſpiel, Herzog Ernſt, zum erſten Mal auf der ſtuttgarter Hofbühne zur Aufführung, und wurde gleich darauf, am 16. Mai, wiederholt, was, beiläufig geſagt, Jenen, deſſen Rath bei den Proben eingeholt ward, auf einige Zeit in perſönliche Berührung mit dem großen Schauſpieler Eßlair brachte, nach ſeiner eben ſo ſchönen als gewaltigen Naturbegabung dem größten unter allen, die je in Stuttgart längern Aufenthalt gefunden, und ganz gemacht zu Rollen, wie die von ihm in jener Tragödie übernommene (Werner von Kiburg).

Auf den 13. Juli aber ward nach Ludwigsburg, die zweite Reſidenzſtadt des Landes, eine neue Ständeverſammlung einberufen, mit welcher jetzt, unter ausdrücklicher Anerkennung eines Vertragsverhältniſſes, die Regierung über einen neu zu bietenden Verfaſſungsentwurf unterhandeln wollte. Nicht ſo bald war der Forderung des

alten Rechts auf dieſe Weiſe endlich Genüge geſchehen, als Uhland ſich um die Stelle eines Abgeordneten des Oberamtsbezirks Tübingen bewarb, und mit großer Majorität der Stimmen gewählt wurde. Die Mehrzahl der Verſammlung, die ſchon am 28. jenes Monats in die Heimat gekehrt war, um einer aus ihrer Mitte gewählten Kommiſſion Zeit zur Unterhandlung mit den Bevollmächtigten der Regierung über den von ihr angebotenen Verfaſſungsentwurf zu geben, trat erſt am 2. September wieder zuſammen, und der neue Abgeordnete erklärte ſich nun abermals ſehr nachdrücklich gegen das Zweikammerſyſtem, worin ihn übrigens ein Theil des anweſenden hohen und niedern Adels ſelbſt mit nicht viel geringerem Eifer unterſtützte. Er hatte geſagt: „Vom Augenblick an, wo verlautet habe, daß die Kommiſſion die Trennung in zwei Kammern für unumgänglich erachte, ſei von vielen Volksvertretern der freudige Muth, der ſie bei Eröffnung der Verhandlungen belebte, ſichtbar geſchwunden; deßhalb trag' er darauf an, daß die Verſammlung bei Uebergabe des Entwurfs an den König um ſo gewiſſer ausſpreche, wie ſie nicht aus eigener Neigung auf jene Form eingegangen, und vorausſetze, derſelbe werde erwägen, ob dieſe weder vom Volk, noch von den Ständen gewünſchte Einrichtung durch die Zeitumſtände unabwendbar geboten ſei." Neun und zwanzig Jahre ſpäter werden wir ihn mit gleichem Nachdruck fordern ſehen, daß die Abgeordnetenkammer ſich zu einer reinen, volksthümlichen Wahlkammer umwandle. Wollte er damit blos ausſprechen, wenn einmal zwei Häuſer da ſeien, ſolle wenigſtens das Volkshaus nur aus der Volkswahl hervor-

gehen? oder hatte er nunmehr die Zweckmäßigkeit des anfangs ſo bekämpften Zweikammerſyſtems anerkannt? Beinah' ſollte man das Letztere glauben, denn wär' er jetzt noch für Eine Kammer geweſen, ſo hätte er Dies in jenem Augenblick (März 1848) unbedingt ausſprechen können.

Der im Sommer 1819 in Karlsbad tagende Miniſterkongreß, welcher der Durchführung eines freiſinnigen Verfaſſungsvertrags unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen zu halten drohte, und endlich am 20. September ſeine berüchtigten, nach jener Stadt benannten Beſchlüſſe ausgehen ließ, forderte größtmögliche Eile der Berathung, ſo daß, als bereits am 23. September die Verfaſſungsurkunde einſtimmig angenommen wurde, dieſer Annahme die wünſchenswerthe Reife und Ruhe der Verhandlungen gar oft nicht vorangegangen ſein mochten. Uhland ſelbſt ſprach ſich im Jahr 1861, einer der letzten Lebenden geworden, deren Name als Unterzeichner der württembergiſchen Verfaſſungsurkunde beigeſetzt iſt, in der angegebenen Beziehung in dem ſchon angeführten Brief über den Nekrolog Albert Schott's alſo aus: „Beſonders iſt es nicht an Dem, daß ich mit Schott einer der eifrigſten Mitarbeiter am Verfaſſungsvertrag von 1819 geweſen. Das Geſchäft des ludwigsburger Landtags lag von ſtändiſcher Seite hauptſächlich in Händen der gewählten Kommiſſäre W., Z. und G., welche mit denen der Regierung einen Verfaſſungsentwurf vereinbarten, der alsdann bei den, nach einſtweiliger Vertagung wieder verſammelten, Ständen von W. durchgefochten wurde. Die von der Verſammlung noch angetragenen Aenderungen oder Zuſätze drangen nicht mehr durch. Der bedrohliche

karlsbader Kongreß war ein wirksamer Sporn zu eiligem Abschluß. Man überließ sich der Hoffnung, aus der einmal zu Stande gebrachten Verfassung selbst weiter Gewünschtes zu entwickeln."

Gleichwohl war der Mann, der also sprach, kein so störrischer Anhänger seiner Lieblingsideen — wie man in diesem Fall vielleicht glauben möchte — daß er sich nicht auch des mangelhaften Werkes gefreut hätte. Und als zur Feier des geschlossenen Vertrags die abermalige Aufführung des Herzogs Ernst von Schwaben auf dem stuttgarter Hoftheater für den 18. Oktober angesetzt wurde *, jenen Tag nie ersterbender Erinnerungen, an welchem Uhland drei Jahre vorher Fürsten und Volk mit einem „Lied wie Schwertesstreich" an ihre Pflicht gemahnt, da dichtete er jenen Prolog zu genanntem Schauspiel, in welchem anerkannt wird:

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch,

* Dieser Tag ist in Uhlands Gedichten aus Anlaß des unter sie aufgenommenen, im Text sogleich zu besprechenden Prologs angegeben; die Aufführung scheint aber aus irgend einem Grunde hinausgeschoben worden zu sein, denn nach der Registratur der genannten Bühne erfolgte sie erst am 29. Oktober. — Aus mehrfachen Gründen ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, wie oft, und in welchen Zeiten, jenes Stück bis jetzt in des Dichters engerem Vaterland über die Bretter gegangen, daher wir Dies nach der erwähnten Quelle hier angeben. Außer der dreimaligen, bereits näher bezeichneten Aufführung im Jahr 1819, wurde es noch gegeben im Februar 1820: dann, 22 Jahre später, zweimal hinter einander im Dezember 1842, und bald drauf noch einmal im Februar 1843; endlich, abermals 20 Jahre später, zweimal im Januar 1863, die beiden letztenmale zu Uhlands Todesfeier.

Die höchſten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworr'nen Zeit
Erſteht ein Fürſt, vom eignen Geiſt bewegt,
Und reicht hochherzig ſeinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Für den erſten Landtag nach Annahme der Verfaſſung, der am 15. Januar 1820, nunmehr zum erſtenmal in zwei Kammern getheilt, zuſammentrat, war Uhland von der Stadt — das vorigemal von dem Oberamtsbezirk — Tübingen zum Abgeordneten gewählt worden, und befand ſich unter Denjenigen, welche dem König die übliche Erwiderung auf die Thronrede zu überbringen hatten, bei welcher Gelegenheit ſich der Monarch mit ihm ganz beſonders freundlich und länger als mit irgend einem Andern unterhielt, ihm für das Gedicht auf den Tod Katharina's dankend. Natürlich freute ſich Jener der Anerkennung ſeines Dichterwerthes aus ſolchem Mund, und erzählte in einem befreundeten Hauſe mit an ihm ſonſt nicht gewohntem Feuer von dem Geſpräch; plötzlich aber, wie wenn ihn der Gedanke durchführe, man könnte in ſeiner Freude etwas Unmännliches oder doch Selbſtgefälliges finden, unterbrach er ſich und gab was ihm noch erübrigte, in wenigen kurzen, kalten Worten. In der Kammer ſelbſt aber trug er ſchon am 25. Januar auf Niederſetzung von Kommiſſionen zu Prüfung der ſeit 1817 ergangenen Organiſationsedikte an, d. h. jener zum Theil ſehr freiſinnigen Verordnungen über Staats- und Gemeindeverwaltung, auf welche Kerner in der „Fabel" als Etwas, das den Männern des ſtarren Rechtes nicht genehm ſei, hingewieſen. Selbſtverſtändlich wollte

Uhland damit nicht dem freisinnigen Element in jenen Edikten entgegen treten, sondern nur geprüft haben, ob dieselben in jeder Hinsicht der nunmehr eingeführten Verfassung entsprächen, oder theilweise abzuändern seien. Dem Antrag ward entsprochen, doch nicht mehrere, sondern nur Eine Kommission, und in diese der Antragsteller selbst gewählt, der nun als Mitglied derselben über das die Rechtspflege betreffende Edikt einen von vollendeter Sachkenntniß zeugenden Bericht erstattete. Später, im Mai, stellte er die Frage, ob die bald nach Abschluß der Verfassung, gemäß den bekannten Bundesbeschlüssen, eingetretene Censur der politischen Tagesblätter mit der Verfassung einstimme. Zur Begutachtung dieser Frage ward abermals eine Kommission niedergesetzt, die jedoch keinen Bericht erstattet zu haben scheint.

In den gleichen Monat fällt, mitten in die parlamentarische Wirksamkeit hinein, Uhlands Verbindung mit Emilie Vischer aus Kalw, der durch Geist und Karakter gleich ausgezeichneten, ihm mit innigster Liebe ergebenen Tochter erster Ehe der allgemein hochgeschätzten Frau Emilie Pistorius, zu deren Erinnerung Rückert im Jahr 1816 seine elf Sonette, „Rosen auf das Grab einer edeln Frau" gedichtet hat.

Uhlands Gewissenhaftigkeit in dem Amt eines Volksabgeordneten wird aber aufs Stärkste durch den Umstand bezeichnet, daß die für die Trauung bestimmte Stunde hinausgeschoben werden mußte, weil er, um bei einer wichtigen Abstimmung in der Kammer nicht zu fehlen, sich nicht zur rechten Zeit im Hochzeithause eingefunden. Man erzählt,

Die höchſten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworr'nen Zeit
Erſteht ein Fürſt, vom eignen Geiſt bewegt,
Und reicht hochherzig ſeinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Für den erſten Landtag nach Annahme der Verfaſſung, der am 15. Januar 1820, nunmehr zum erſtenmal in zwei Kammern getheilt, zuſammentrat, war Uhland von der Stadt — das vorigemal von dem Oberamtsbezirk — Tübingen zum Abgeordneten gewählt worden, und befand ſich unter Denjenigen, welche dem König die übliche Erwiderung auf die Thronrede zu überbringen hatten, bei welcher Gelegenheit ſich der Monarch mit ihm ganz beſonders freundlich und länger als mit irgend einem Andern unterhielt, ihm für das Gedicht auf den Tod Katharina's dankend. Natürlich freute ſich Jener der Anerkennung ſeines Dichterwerthes aus ſolchem Mund, und erzählte in einem befreundeten Hauſe mit an ihm ſonſt nicht gewohntem Feuer von dem Geſpräch; plötzlich aber, wie wenn ihn der Gedanke durchführe, man könnte in ſeiner Freude etwas Unmännliches oder doch Selbſtgefälliges finden, unterbrach er ſich und gab was ihm noch erübrigte, in wenigen kurzen, kalten Worten. In der Kammer ſelbſt aber trug er ſchon am 25. Januar auf Niederſetzung von Kommiſſionen zu Prüfung der ſeit 1817 ergangenen Organiſationsedikte an, d. h. jener zum Theil ſehr freiſinnigen Verordnungen über Staats- und Gemeindeverwaltung, auf welche Kerner in der „Fabel" als Etwas, das den Männern des ſtarren Rechtes nicht genehm ſei, hingewieſen. Selbſtverſtändlich wollte

Uhland damit nicht dem freisinnigen Element in jenen Edikten entgegen treten, sondern nur geprüft haben, ob dieselben in jeder Hinsicht der nunmehr eingeführten Verfassung entsprächen, oder theilweise abzuändern seien. Dem Antrag ward entsprochen, doch nicht mehrere, sondern nur Eine Kommission, und in diese der Antragsteller selbst gewählt, der nun als Mitglied derselben über das die Rechtspflege betreffende Edikt einen von vollendeter Sachkenntniß zeugenden Bericht erstattete. Später, im Mai, stellte er die Frage, ob die bald nach Abschluß der Verfassung, gemäß den bekannten Bundesbeschlüssen, eingetretene Censur der politischen Tagesblätter mit der Verfassung einstimme. Zur Begutachtung dieser Frage ward abermals eine Kommission niedergesetzt, die jedoch keinen Bericht erstattet zu haben scheint.

In den gleichen Monat fällt, mitten in die parlamentarische Wirksamkeit hinein, Uhlands Verbindung mit Emilie Vischer aus Kalw, der durch Geist und Karakter gleich ausgezeichneten, ihm mit innigster Liebe ergebenen Tochter erster Ehe der allgemein hochgeschätzten Frau Emilie Pistorius, zu deren Erinnerung Rückert im Jahr 1816 seine elf Sonette, „Rosen auf das Grab einer edeln Frau" gedichtet hat.

Uhlands Gewissenhaftigkeit in dem Amt eines Volksabgeordneten wird aber aufs Stärkste durch den Umstand bezeichnet, daß die für die Trauung bestimmte Stunde hinausgeschoben werden mußte, weil er, um bei einer wichtigen Abstimmung in der Kammer nicht zu fehlen, sich nicht zur rechten Zeit im Hochzeithause eingefunden. Man erzählt,

blicklich zu Boden zu reißen und dort den Brand rasch dadurch zu ersticken, daß er sich mit dem eigenen Körper auf Jenen warf.

Hinderten somit die ernste landständische Thätigkeit und gar manche während derselben vereitelte Hoffnung für's deutsche Vaterland nicht, daß er der guten Stunde häufig ihr volles Recht widerfahren ließ, so scheint er dagegen durch jene Wirksamkeit am poetischen Schaffen allerdings etwas gehemmt worden zu sein, denn erst zu Anfang des Jahrs 1830, wo er seit vier Jahren nicht mehr Mitglied der Kammer war, erschien, nach vieljähriger liederlosen Zwischenzeit, im Morgenblatt auf einmal wieder eine längere Reihe bisher unbekannter Gedichte von ihm, worunter mehrere seiner vollendetsten, wie Der Waller, Bertran de Born, Die Bidassoabrücke, Maienthau ꝛc. ꝛc. Wir bemerken Dies ausdrücklich, weil in den ersten Wochen nach Uhlands Tod mehrfach die Ansicht gehört wurde, als habe sich der Verstorbene, trauernd über das deutsche Vaterland, sein frühes Schweigen absichtlich auferlegt, woran sich dann der Ausspruch schloß, daß solche Selbstverleugnung eines solchen Mannes nichts Geringes sei. Dies wäre sie denn auch wahrhaftig nicht; aber Alle, die den Dichter persönlich näher gekannt, werden darin einstimmen, daß hier keine Selbstverleugnung vorgewaltet. Gerade die letzten Jahre vor 1830, in welche die Entstehung der eben bezeichneten herrlichen Balladen nach langer Pause fällt, waren für einen Vaterlandsfreund, wie er, keine sonderlich erhebenden, und trat er später nur noch mit ziemlich wenigen Gedichten hervor, so war bei ihm auf eine ungewöhnlich frühe Reifung

in der That ein verhältnißmäßig etwas frühzeitiges Abblühen gefolgt.

Es kann in dieser Hinsicht zunächst an die Antwort erinnert werden, die er in Gegenwart von Professor Franz Pfeiffer* auf die Frage eines jungen Mannes, warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse, mit dem ihm eigenen hellen Lachen gab, daß nicht er die Muse, sondern diese ihn in Ruhe lasse. Gleicherweise erzählt der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, Uhland habe ihm auf Befragen erwidert: „Ich möchte nicht darauf schwören, daß ich keine Lieder mehr dichten werde; ich finde an Dem, was ich früher gethan, noch so viel Lust, wie je; es ist aber für mich nicht mehr das gleiche Bedürfniß des Aussprechens vorhanden, und ich schreibe nie ohne entschiedene Nöthigung meines Innern." Sollten diese Worte dem Ausdruck nach vielleicht nicht ganz authentisch sein**, so liegt doch durchaus kein Grund gegen ihre Wahrheit an sich vor. Wirklich war dem älter werdenden Sänger jede nicht aus seinem Innersten quillende Poesie fatal, wurde aber dieses durch eine reizende Gegend, einen schönen, lichten Tag, eine heitere Gesellschaft, oder auch umgekehrt durch einen schmerzlichen Eindruck aufgeregt, dann trat der Dichterdrang oft plötzlich hervor.

---

* Vgl. das schon angeführte Werkchen: Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Prof. Dr. F. Pfeiffer. S. 18.

** Nach dem Frankfurter Conversations-Blatt vom 10. März 1857 leicht abgeändert, weil mir die dort aus dem Englischen rückübersetzten Worte noch weniger nach Uhlands Ausdrucksweise zu sein schienen, als die hier gegebenen.

So sollen z. B. die rührenden vier Zeilen, welche die erste Nummer des Nachrufs bilden: „Du, Mutter sahst mein Auge trinken“ ꝛc. ꝛc. in den ersten drei oder vier Minuten nach dem Tode der Mutter (1831) vollendet gewesen sein. — Als Uhland im Sommer 1836, während einer Vertagung des Landtags, mit einigen Freunden eine Fußreise in den badischen Schwarzwald unternommen, empfing die Wanderer auf Schloß Eberstein ein wunderschöner Morgen; Uhland, heiter in einem Grade, wie ihn die Begleiter fast noch nie gesehen, schrieb unverweilt ein kurzes, durch den Moment eingegebene Gedicht nieder, dessen Inhalt von dem Erzähler uns nicht mehr mitgetheilt werden konnte, das aber Jeder finden kann, welcher die angegebene Zeit in dem dortigen Fremdenbuch nachschlägt, gesetzt dieses sei aus jenen Jahren noch vorhanden. Noch viel später, im Jahr 1854, trug er in das Album des Ferdinandeums zu Innspruck die bekannt gewordenen zwei Zeilen ein:

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen.

Ungefähr um die gleiche Zeit wurde ihm in einer heitern Gesellschaft ein neckischer Unfall erzählt, welcher einer Fürstin von L., die eben so fromm als jagdlustig war, zugestoßen; Uhland entfernte sich und kam nach einer nicht vollen Viertelstunde mit folgenden Versen zurück, welche jenes Begegniß wiedergeben:

Es war eine Fürstin so fromm und so frei,
Das Beten verstand sie, das Jagen dabei;
Es hing ihr zusammen am Gürtel vorn
Der Rosenkranz und das Pulverhorn.

Sie hält auf dem Anſtand, ſie neigt ſich vor;
Die Hände gefaltet auf's Feuerrohr,
Und wie ſie in ſolcher Vertiefung ſteht,
Denkt ſie an's vergeſſene Morgengebet;
Aus der Waidtaſche holt ſie ein Büchlein fromm,
Und heißt die Heiligen Gottes willkomm.
Da rauſcht es im Buſch, und hinaus ins Gefild,
Und war es kein Engel, ſo iſt es ein Wild!
O ſchwer iſt, ihr Lieben, zu jagen zugleich
Nach Hirſchen und Haſen und himmliſchem Reich:
Indeß ſie da betet aus ihrem Brevier,
Entwiſcht ihr der herrlichſte Hirſch im Revier!

Abgeſehen aber von ſolchen Momenten war der bloße Trieb des Talentes nicht mehr in ſeiner vollen Kraft da, und vor Allem war ihm, je mehr die Erregbarkeit der Jugend ſchwand, die Fertigung von Gelegenheitsgedichten unangenehm, welche natürlich nicht ſelten gewünſcht wurden.

Schon früher, als der Born der Lieder noch reicher in ihm quoll, hatte er jene Art der Poeſie ſtets möglichſt zu beſeitigen geſucht. So ward er z. B. im Jahr 1827 von einer in Stuttgart lebenden Fürſtin aus der königlichen Familie um ein Feſtſpiel für den Geburtstag ihres Gemahls angegangen, und als der ſehr höflich bittende Kammerherr abſchlägig beſchieden war, kam Jene ſelbſt vorgefahren. Allein Uhland blieb einfach bei der Verſicherung ſeines Bedauerns, zu ſo etwas gar kein Talent zu haben, und bemerkte nachher gegen Schöll, dem wir dieſe Anekdote entnehmen*: „Es iſt gar artig, wie ſolche Herrſchaften Einem immer mit der

* A. a. O. S. 128.

wohlgemeinten Versicherung zureden, es dürfe ja etwas ganz Leichtes sein; von dem sie selbst übrigens weiter keine Vorstellung haben, als daß es blos außerordentlich schön zu sein brauche." — Als ihn später, im Jahr 1836, also schon zur Zeit der mehr im Schwinden begriffenen dichterischen Stimmung, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen aus Anlaß eines in seine Residenz berufenen Sängerfestes dringend um einige Verse ersuchen ließ, um dieselben noch eiligst zur musikalischen Komposition verwenden zu können, fand sich Uhland so wenig zu Erfüllung dieses Gesuches aufgelegt, daß er von Tübingen aus, wo er damals bereits seinen Wohnsitz genommen, sogleich durch einen Expressen den eben das Wildbad gebrauchenden Gustav Schwab um Lösung der Aufgabe anging, das — vom Freunde sogleich bewilligte — Ansinnen mit heiterer Anspielung auf eine Ballade den „Ueberfall im Wildbad" benennend. — Einer ihn um Einzeichnung in ihr Gedenkbuch ersuchenden Frau schrieb er die Worte ein:

Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen?

Ein andermal hatte ihn die gleiche Bitte in solche Bedrängniß gebracht, daß der launige Kerner ihm die Einschrift vorschlug:

Mein Herr, mit Ihrem Album
Bringen Sie mich halb um.

Jedoch selbst in Bezug auf höher stehende Poesie schien sich, mit nur wenigen Ausnahmen, z. B. der zwei Balladen Lerchenkrieg und Der letzte Pfalzgraf, womit er um

1845 oder 46 seine Gattin am Geburtstag überraschte, von genanntem Zeitpunkt (1830—1832) ab der Drang des Dichters fast ganz auf seine geschichtlichen Darstellungen der poetischen Wirksamkeit früherer Jahrhunderte zurückgezogen zu haben, wie er umgekehrt diesen Forschungen einen bedeutenden Theil Dessen, was er früher in selbständiger Dichtung geleistet, verdankt haben dürfte, so daß mit Recht gesagt werden kann, erst durch Beiziehung jener literaturgeschichtlichen Arbeiten lerne man das poetische Element in Uhland vollständig kennen.

Doch wir kehren nach einer weit hinaus greifenden Abschweifung zum Jahr 1821, und zunächst zur landständischen Thätigkeit zurück. Im Januar jenes Jahres hatte der Abgeordnete der Stadt Reutlingen, der nachher als Nationalökonom rühmlichst bekannt wordene Friedrich List, den ihm von seinen Wählern gegebenen Auftrag zu Entwerfung einer Petition an die Volkskammer über den allgemeinen Zustand des Landes benützt, um einen Besserungsplan sämmtlicher Einrichtungen der Rechtspflege, des Staatseinkommens und der Verwaltung aufzustellen. Dieser war eben lithographirt an die Bewohner Reutlingens vertheilt worden, als der weitern Verbreitung, und so denn auch der wirklichen Eingabe an den Ausschuß der im Augenblick vertagten Kammer, durch obrigkeitliche Beschlagnahme entgegen getreten, wider den Verfasser aber polizeiliche und gerichtliche Untersuchung eingeleitet ward. Als die Abgeordneten am 6. Februar wieder zusammengetreten, empfingen sie ein Geheimeraths-Schreiben, worin ihnen das eingeschlagene Verfahren gegen die noch gar nicht eingebrachte Petition eröffnet und sie zum

Ausschluß des Angeschuldigten aus der Kammer aufgefordert wurden, indem das Gericht eine Kriminalunterſuchung gegen ihn erkannt habe. Jener ſuchte unverweilt aus dem Inhalte der Petition nachzuweiſen, daß dieſelbe nichts enthalte, was, nach dem Preßgeſetz von 1817 verboten, eine Kriminalunterſuchung ſolchen Karakters herbeiführen könnte, durch welche der Ausſchluß eines Abgeordneten bedingt ſei. Wirklich war die am anzüglichſten befundene Stelle von der Art, daß heut zu Tage kein Menſch ein Verbrechen in ihr ſehen würde. Sie lautete: „Wo man hinſieht, nichts als Räthe, Beamte, Kanzleien, Amtsgehülfen, Schreiber, Regiſtraturen, Aktenkapſeln, Amtsuniformen, Wohlleben und Luxus der Angeſtellten bis zum Diener herab. Auf der andern Seite Unwerth der Früchte, Stockung der Gewerbe, Fallen der Güterpreiſe, Klagen über Geldmangel und Abgaben, Steuerpreſſer, Gantungen, Beſchwerden über unredliche Magiſtrate, gewaltthätige Beamte, geheime Berichte, Mangel an Unparteilichkeit der Obern, Jammer und Noth überall; nirgends Ehre, nirgends Einkommen, nirgends Fröhlichkeit denn allein in dem Dienſtrock!“ — In die Kommiſſion, welche die Kammer zu Begutachtung der Sache wählte, ward Uhland berufen, der denn als Berichterſtatter der Mehrheit derſelben darauf antrug, „daß die Kammer weder gänzlichem, noch auch nur zeitweiligem Ausſchluß Liſts Statt gebe, indem dieſe beiden Maßregeln nur durch eine ſolche Unterſuchung begründet würden, welche auf ein Verbrechen, nicht aber durch eine ſolche, die auf ein bloßes Vergehen gerichtet ſei. Formelle Erkenntnißgründe gebe es über dieſen Unterſchied nicht, die Prüfung müſſe

also der Kammer selbst vorbehalten bleiben. Ohne rechtskräftiges Erkenntniß, ohne Rechtsvertheidigung, blos auf die Instruktion einer Gerichtsbehörde an die andre, könne ein Mitglied nicht ausgeschlossen, oder auch nur suspendirt werden. Eine Beeinträchtigung der Gerichte liege hierin deßwegen nicht, weil diese nach den Gesetzen zu erkennen hätten, die Kammer aber über den Austritt eines Mitglieds nach den Vorschriften und dem Sinn der Verfassung beschließe."

Die Minderheit der Kommission trug dagegen darauf an, daß List mindestens vorläufig austrete und das Haus sich einen Beschluß vorbehalte, bis ein rechtskräftiges Erkenntniß in der Sache gefällt sei.

Dieser Antrag ging mit 56 Stimmen gegen 36, worunter acht Mitglieder der Ritterbank, durch, was in ganz Deutschland großes Aufsehen erregte. Die verschiedensten Blätter, z. B. die Allgemeine Zeitung, gaben den peinlichen Empfindungen über solchen Ausgang eines Kampfes der Grundsätze zwischen dem Beamten- und dem Verfassungsstaate offenen Ausdruck, wobei Uhlands Name als eines Anhängers des letztern natürlich vielfach genannt wurde. Leider blieb die Sache hiebei nicht stehen: nach einer achtmonatlichen Untersuchung verurtheilte das Gericht den Angeklagten zu zehnmonatlicher Festungsstrafe und Bezahlung von elf Zwölfteln der Inquisitionskosten, eine richterliche Ansicht, die gegenwärtig allerdings nicht mehr denkbar wäre. Ja man wird eigenthümlich von dem Gedanken ergriffen, wie das öffentliche Bewußtsein sich selbst läutere, wenn man sich vorhält, daß dem damals Verfolgten jetzt, vierzig Jahre

nach jenen Vorgängen, auf Koſten von ganz Deutſchland in der Vaterſtadt Reutlingen ein Denkmal errichtet wird, zwei Stunden von dem Orte, wo im gleichen Augenblick ſeinem muthigen, damals, wenigſtens in ſeinen politiſchen Beziehungen, ebenfalls vielfach angefochtenen Vertheidiger, Uhland, die nämliche, vom ganzen großen Vaterland wetteifernd unterſtützte Ehre in wohl noch glänzenderem Maße ſich vorbereitet.

Zu Gunſten Liſts war in der Kammer darauf hingewieſen worden, daß der Gerichtshof bei dem vorläufigen Ausſpruch, Jener habe ſich einer Kriminalunterſuchung ſchuldig gemacht, zu ſolchem Erkenntniß nicht gehörig beſetzt geweſen, indem er einen ganz jungen Referendär zum Berichterſtatter beſtellt habe. Ohne Zweifel war dieſer Vorgang der Grund, aus welchem Uhland einige Wochen ſpäter im Hauſe der Abgeordneten darauf antrug, daß die Beſetzung von Richterſtellen mit Amtsverweſern nach geſetzlichen Normen geſchehe, und dieſe Verweſer insbeſondere auch auf ordentliche Weiſe beſoldet würden, indem nur dann die Unabhängigkeit ihrer Geſinnung geſichert ſei. Die Verfaſſungsurkunde, bemerkte er hiebei, ſage, kein Richter könne ohne richterliches Erkenntniß entſetzt, entlaſſen oder auf eine geringere Stelle verſetzt werden, ſolche Verweſer aber ſeien „weniger als entlaßbar“, ſie ſeien „noch gar nicht zugelaſſen“. Die Kammer ſtimmte allgemein zu.

Ein abermals einige Wochen ſpäter erfolgter, gleichfalls allgemein angenommener Antrag Uhlands auf Niederſetzung einer Kommiſſion für Zünfte- und Handwerksangelegenheiten, „da die veralteten Zunftgeſetze einer Reviſion dringend

bedürften," sei hier nur als Beleg erwähnt, wie der Antragsteller schon damals den Standpunkt eingenommen zu haben scheint, der sich in Württemberg erst in neuester Zeit allgemeine Geltung verschafft hat, und wie wenig der die Einbildungskraft ansprechende mittelalterliche und in mancher Hinsicht — es muß zugegeben werden — volksthümliche Bestandtheil in jenen alten Zunfteinrichtungen ihn, wie man wohl hätte annehmen dürfen, beirrte. Die Versammlung ward im Laufe des Sommers vertagt, und Uhland, welcher die Wahl in den engern, während der Vertagung beisammen bleibenden Ausschuß ablehnend, zum Mitgliede des weitern Ausschusses gewählt wurde, der nur bei vorkommender Gelegenheit zu geschäftlicher Wirksamkeit zusammentritt, gewann nun Zeit, sich wieder mehr der Poesie, so wie einem Gegenstande zu widmen, der damals alle edlern Herzen in Europa in Anspruch nahm, nämlich der Sache der für ihre Befreiung vom türkischen Joch kämpfenden Griechen.

In ersterer Beziehung erschien im Jahr 1822 seine Monographie über Walther von der Vogelweide, die er in der Vorrede „einen Versuch, eine Vorarbeit zu einer größern Darstellung in diesem Fache" nennt. „Seine besondre Hinneigung zu Walther," bemerkt Herr Professor Pfeiffer*, dessen Worte wir hier zu den unsrigen machen, „begreift sich leicht. In der That gibt es in unsrer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in Allem so sympathisch, so verwandt wären, wie Walther und Uhland. Der

* S. 11 des „Nachrufs".

lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnißvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die selige, goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für „„alles Süße, was Menschenbrust durchhebt““ und „„alles Hohe, was Menschenherz erhebt““, dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, „das Herz für's Volk“ und für des Vaterlandes Ruhm und Größe, all Das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt, wie in diesen beiden Dichtern. Das Mittelalter hat seinen Walther hochgehalten, wie wir unsern Uhland, und den alten Spruch, den dieser seinem Buche vorgesetzt, können wir auch auf ihn anwenden: „„Wer deß vergäße, thät' uns leide.““ Uhlands Arbeit hat zwar durch die fortgesetzten Forschungen, besonders auf die Jahrszahlen und die historischen Beziehungen, im Lauf der Zeit mancherlei Berichtigungen erfahren. Aber Das, was seiner Schilderung den wahren Werth verleiht, die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung, hat dadurch nichts verloren, und mit doppeltem Fug und Recht haben darum die Herausgeber Walthers, zuerst K. Lachmann und neuerlich Wackernagel und Rieger, ihm als dessen „„Erforscher und Nachfolger““ seine Lieder gewidmet.“

In zweiter Beziehung befand sich unser Dichter im Ausschusse des, hauptsächlich durch Albert Schott gegründeten und unter seinem Vorsitz sich versammelnden, stuttgarter Griechenvereins, und nahm an dessen Zusammenkünften den eifrigsten Antheil.

Noch erinnert man sich, in welche Thätigkeit dieser Ver-

ein vor Allem damals trat, als viele Hunderte von Griechen, um nach Morea zurück zu gelangen, den Umweg über das südliche Deutschland, und Stuttgart insbesondre, nehmen mußten. Die Mitglieder versammelten sich mehrere Monate lang täglich, und blieben in der Regel bis elf oder zwölf Uhr in der Nacht im Geschäft. Verschiedene von den Aufrufen für jene Sache, die in den Jahren 1821, 22 und 23 in den Schwäbischen Merkur eingerückt wurden, rühren von Uhlands Hand her, und zeigen wie warm er für den bezeichneten Kampf gefühlt.

Dem engern Kreis des Hauses gehört folgendes um jene Zeit (18. Dezember 1821) von ihm verfaßte Gedicht an die überlebende hochbetagte Mutter jener „edeln Frau", zu deren Andenken Rückert die erwähnte Sonette gedichtet, — die Großmutter seiner nunmehrigen Gattin:

Zum Antritt des 75. Jahres.

Wir wissen's, deine fromme Seele,
Sie theilt sich zwischen dort und hier,
Wir Alle fühlen was ihr fehle,
Was du verlorst, verloren wir.

Die Theuern, die dahin geschieden,
Sie winken dir zum schönern Land;
Doch Viele blieben dir hienieden
Und halten liebend deine Hand.

Dir lächeln Viele heut' entgegen,
Die kaum erst deinen Werth verstehn:
O laß auch sie in deinem Segen
Noch manches Jahr durch's Leben gehn!

Mag auch dein Herz hinüber ſtreben,
O gönn' uns dich noch lange Zeit!
Denn flüchtig iſt das längſte Leben,
Und endlos iſt die Ewigkeit.

Und in der irdiſchen Beſchwerde
Iſt Eines doch, was göttlich flammt,
Was an den Himmel knüpft die Erde:
Die Liebe, die vom Himmel ſtammt.

Kehren wir mit dem im Jahr 1823 wieder zuſammentretenden Landtag zu Uhlands Wirkſamkeit als Abgeordneter zurück, ſo würde es natürlich den Raum dieſer Blätter überſchreiten und wohl auch hie und da des allgemeinern Intereſſes entbehren, wenn hier auf jeden einzelnen Antrag oder Bericht des muthigen Volksvertreters eingegangen werden wollte. Sei daher nur im Allgemeinen bemerkt, daß er für Alles, was irgendwie von der freiſinnigen oder lebendigern Richtung der Zeit gefordert ward, wie z. B. für Abſchaffung des Württemberg überwuchernden Schreibereiweſens, des Büchernachdrucks, der Verkehrs- und Zollſchranken, ſich höchſt thätig erwies; ebenſo ſpäter, ohne den gewünſchten Erfolg, für ein freiſinnigeres Strafgeſetzbuch und für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des richterlichen Verfahrens. Eigenthümlich war der im Jahr 1824 von ihm eingebrachte Vorſchlag, da es beim Kriegsdepartement ſchwer ſei, ſpezielle Anträge auf Erſparniß zu ſtellen, gerade aber bei dieſem Departement eine kleine Schmälerung ſchon ſehr bedeutend wirke, jährlich außer Dem, was die Kammer abzuziehen beſchloſſen, einen Averſalabzug von 50,000 Gulden

zu machen. — Mit dem Jahr 1826 endigte die erſte Wahlperiode des wieder konſtitutionell gewordenen Landes, und Uhland lehnte eine neue Erwählung ab. Wir halten es geeigneter, ihn hinſichtlich dieſes Schrittes, der ihm von Manchen höchſt ungerechter Weiſe verargt ward, ſchon hier zu rechtfertigen, als erſt bei Gelegenheit des Landtagſchluſſes vom Jahr 1838, nach welchem er einer Neuwahl ebenfalls entgegentrat.

Hätten die Angelegenheiten Württembergs jederzeit eine Bedeutung für ganz Deutſchland gehabt, oder wäre Uhland auch nur von entſchiedenem Rednertalent unterſtützt geweſen, daß ſeine Vorträge, ſelbſt bei minder bedeutendem Anlaß, über ganz Deutſchland hingetragen hätte, dann möchte endlich die Forderung zu ſtellen, mindeſtens zu entſchuldigen geweſen ſein, er ſolle bei der anfangs ſo eifrig erſtrebten Wirkſamkeit eines württembergiſchen Abgeordneten verharren, ob auch mit ſicherer Vorausſicht, daß er für die nächſte Zukunft keine Ergebniſſe ſeines Strebens erreiche, ja ſogar auf die Gefahr hin, daß die dichteriſche Thätigkeit unter der landſtändiſchen wothleide. Aber ſo verhielt ſich die Sache keineswegs. Weder konnten die Verhandlungen des kleinen Württembergs ihrer Mehrzahl nach damals folgewichtig für das große deutſche Vaterland ſein, noch war Uhland ſeiner Naturbegabung nach ein Redner, vielmehr, mindeſtens was unvorbereitete Vorträge betrifft, das entſchiedene Gegentheil eines ſolchen. Allerdings wäre er der Geſinnung und Kraft nach ſogar zum einen der Führer ſeiner politiſchen Partei beſtimmt geweſen, und ſein einmal gegen einen Freund geäußertes Bedauern, daß er unter den Genoſſen

seines Strebens Keinen zu finden vermöge, dem er sich, als einem Führer, unbedingt anschließen könnte, ist höchst bezeichnend für ihn. Aber das ihm zum Zweck eigner Führerschaft durch die Natur umgeworfene Gewand von Asbest, welches leichtere, minder berufene Flammen von ihm abhielt, machte sich auch gegen diejenigen Gluthen geltend, die aus dem eignen Busen des also Bekleideten drangen: das Wort, das in seinem Innern quoll und, hätt' es im stillen, zeugenlosen Zimmer Zeit zur Ausgestaltung gefunden, tausend Herzen entflammt haben würde, gelangte, rasch wie es in der Debatte hingeworfen werden muß, nur mit sehr gehemmter Zündkraft an die Umgebung. Gar mancher Fremde, welcher begierig in die Abgeordnetenkammer geeilt war, um den berühmten Dichter sprechen zu hören, und ihn nun dort, bei nicht sonderlich klangvoller Stimme, muthig und zäh, aber auf eine den Hörer fast bedrückende Weise mit dem Ausdruck ringen sah, verließ das Haus höchst enttäuscht wieder.* Dazu kam, daß die landständische Wirksamkeit der dichterischen, wie bereits nachgewiesen wurde, wirklich Abbruch that: und welche Gegenstände waren es mitunter, welchen die Muse auf Jahre lang weichen mußte?

Der Herausgeber dieses Buches erinnert sich, wie er einmal einen fast eine Viertelstunde dauernden Vortrag Uhlands über das Landesgestütswesen anhörte, und endlich mit innerer Empörung darüber, daß ein Dichter zu solchem

* Adolf Schöll a. a. O. S. 125 findet sogar: „Eine physische Anlage zum Stammeln, die bei ihm nicht auffallend, indessen doch in Augenblicken einer plötzlich aufgeregten oder lebhaft einfallenden Aeußerung an raschem Zucken von Augen und Mund sichtbar war."

Geschäft verurtheilt sei, aus dem Saal schied. Wie entleidet aber, wie unerquicklich dem also Beschäftigten seine landständische Thätigkeit ward, geht aus zwei Stellen des schon mehrfach angeführten Briefs über den Nekrolog Albert Schotts hervor. Im Eingang heißt es dort: „Ich sehnte mich jedesmal nach Ablauf der Landtage zu andern Arbeiten zurückzukehren.“ Und weiter unten: „Ein Irrthum ist, daß ich 1821 mit Schott aus der Kammer getreten sei; ich verblieb in derselben, wenn auch freudlos, bis zum Schluß der sechsjährigen Wahlperiode.“ Und für solche Zwecke, bei solchen Empfindungen, hätte eines der ersten Dichtertalente Deutschlands seinen ihm angewiesenen höhern Beruf wegwerfen, die deutsche Nation um die fernern Erzeugnisse seines Liederdranges bringen sollen?*

Im Jahr 1826 erfolgte die erste Herausgabe der Gedichte Hölderlins, zu deren ziemlich schwierigen Sammlung und Sichtung Uhland und Gustav Schwab sich vereinigt hatten, mit dem, dem Dichter selbst entnommenen,

* Weit richtiger als Die, welche eine solche Forderung aufstellen, urtheilt über den Mann des Volkes ein Mann aus dem Volke, der Herr Schlossermeister und Abgeordnete Nägele von Murrhardt (früher Mitglied der Nationalversammlung), dessen Worte hier angeführt zu werden verdienen. In seiner Rede auf Uhland im murrhardter Liederkranz sagte er: „Im Jahr 1838, als ..... jeder Kampf um die verfassungsmäßigen Rechte durch Bundesbeschluß wirkungslos gemacht wurde, und die Verfassungen, soweit man sie gelten ließ, nur zu Rettung des Scheins eines verfassungsmäßigen Zustandes, die Landstände aber nur zum Verwilligen hoher Steuern gut genug waren, da zog sich auch Uhland mit andern seiner Freunde — unbesiegt und ungebeugt — vom parlamentarischen Schauplatze zurück.“ (Der Beobachter 1863. Nr. 48.)

zu dessen Bezeichnung höchst treffend gewählten Fragment als Motto:

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wann sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und wie Endymion
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

Die Herausgeber hatten weder ihre Namen genannt, noch dem ungemein mühsam hergestellten Text irgend eine kritische Bemerkung beigefügt, um dem geistig längst umnachteten Verfasser in lichtern Augenblicken keine bittern Gefühle zu erregen. Wirklich gerieth derselbe, als ihm der damals in Tübingen studierende Waiblinger, in späterer Zeit bekanntlich Verfasser eines anziehenden Lebensabrisses des Unglücklichen, die freudige Nachricht mittheilen wollte, daß jene Beiden seine Gedichte sehr gut redigirt hätten, in tiefen Unmuth, versichernd er brauche diese Hilfe nicht, er selbst könne redigiren, was er gedichtet.*

Uhland hatte lange vor der jetzt von ihm mitveranstalteten Sammlung einen Theil dieser Dichtungen in einer Anthologie kennen gelernt, und sich durch dieselben, wie nicht leicht vom Erzeugniß eines andern deutschen Dichters, angesprochen gefühlt, was bei dem entschiedenen Gegensatz, welchen, wenigstens der äußern Form nach, Hölderlins

* Karl Mayer a. a. O.

Poeſie gegen die Uhlandiſche bildet, auffallen muß. „Große Dichter“, äußerte Uhland in Bezug auf Jenen einmal gegen einen Freund,* „wirken nicht nur durch ihre Poeſie; ſie ziehen auch andere, eigentlich der Poeſie fremde Gebiete, wie Philoſophie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaft in ihren Geſichtskreis, wecken dadurch Intereſſe und imponiren: Dies iſt bei Schiller und Göthe der Fall; aber es gibt Dichter, die ich mittlere nennen möchte, bei welchen jener fremdartige Stoff ausgeſchloſſen bleibt, die daher minder reich und mannigfaltig ſind, bei denen aber das wahre, innerſte Weſen der Poeſie reiner vorhanden iſt, als bei jenen großen. Als einen ſolchen mittlern Dichter ſehe ich Hölderlin an.“ — Wollte der alſo Sprechende, in deſſen eigenen Gedichten gleichfalls nichts von jenem fremdartigen Stoff wahrzunehmen iſt, mit dieſen Worten zugleich den Standpunkt bezeichnen, welchen er ſelbſt in der Poeſie einnehme? Hölderlins Stellung dürfte hier übrigens faſt zu gering angeſchlagen ſein, denn nicht ausgeſchloſſen iſt mindeſtens die Philoſophie aus ſeinen Werken, ſondern der Dichter hat nur die Kraft gehabt, entweder Gedanken, die ihm auf dem Wege der Philoſophie zugekommen, zu poetiſchen zu machen, oder gleich vornherein aus ſich ſelbſt heraus Gedanken von philoſophiſcher Tiefe in dichteriſcher Form zu erzeugen. In dieſer Hinſicht ſteht er ſo weit über Uhland, als Uhland an Empfänglichkeit für das wirkliche Leben, an Schmelz und Zauber der Einbildungskraft, an innerer Muſik

* Herrn Profeſſor Chriſtoph Schwab, dem ſpätern Herausgeber von Hölderlins Werken, welchem ich die Mittheilung obiger Worte verdanke.

der Empfindungen über Hölderlin steht, und nur in der zarten, innigen Auffassung der Natur berühren sich Beide. Einige von Uhlands Sinngedichten, z. B. Märznacht, sind als ob sie von Hölderlin verfaßt wären.

Eine kurze, aber höchst anmuthende Schilderung Uhlands bei einem in diese Zeit fallenden Volksfeste schalten wir hier um so lieber mit den eigenen Worten des Berichterstatters ein, als wir selbst nie Gelegenheit gehabt, Jenen in solcher Umgebung zu sehen. „Gern", erzählt Herr Hofrath Schöll,* „gedenk' ich noch der frohen Stimmung, in der Uhland mit uns an einem sonnigen Tag eine Stunde vor Stuttgart nach einer schattigen Au hinauswanderte, wo etliche Gesangvereine des Landes und viele Gäste zu einem Liederfest zusammenkamen. Diese volksmäßige Lustbarkeit, wo sich Alt und Jung harmlos aufgeregt durch einander trieb, überall bei kleinen Gelagen Bekannte und Verwandte sich anriefen, begrüßten, zutranken, und die begeisternden und lustigen Lieder, die jetzt von jener, jetzt von dieser Tafel emporschollen, alle die engern Ergötzungen in gemeinsame, höhere Lebenspulse verbanden, das war so recht ein Heimatgenuß nach dem Herzen Uhlands. Bald blickte er behaglich die Gruppen entlang, bald trat er wohlgelaunt unter nähere Bekannte, und wenn wir uns ähnlich vergnüglich zerstreut und bei einer Schaar kräftig Singender wieder mit ihm zusammengefunden hatten, sprach helle Befriedigung aus seinen Mienen und Worten. Auch Schwab war herzlich vergnügt, fand in beständiger Bewegung überall alte

* A. a. O. S. 129, f.

Freunde und Bekannte auf, die er kürzer oder länger nicht geſprochen, und kam nach jeder ſolchen Expedition zu Uhland, wie in ſein Hauptquartier, mit einem muntern Berichte zurück. Zuletzt hatte ihn ein Kompromotionale und angeſehener Pfarrherr lange feſtgehalten, der ſich, wie Jener nun erzählte, gegen dieſe neue Liederfeſtſitte, als eine gar zu weltliche Erbauungsart, mit ausführlichem Nachdruck erklärt hatte. Dabei war Uhland ſeinerſeits von der ſtrengen Frömmigkeit, deren Urtheile Schwab referirte, ſichtbar wenig erbaut. „Nun“, ſagte er, „ſo mag er auch die Blätter von den Bäumen reißen, und Bibelſprüche daran hängen!“

Bald nach Herausgabe der Hölderlin'ſchen Poeſien ſchien ſich die Verwirklichung eines von unſerem Dichter lange gehegten Wunſches zu nahen. Der tübinger Senat hatte im Jahr 1827 einſtimmig darauf angetragen, den ſchon 1818 gegründeten, jedoch bis dahin offen gebliebenen Lehrſtuhl der deutſchen Litteratur durch Uhland zu beſetzen, aber die Regierung zögerte lange, den Mann, den ſeine politiſche Laufbahn ihr nicht genehm gemacht, an jene Stelle zu berufen. Erſt nachdem der Senat die Sache wieder in Erinnerung gebracht, erſt nachdem von Guſtav Schwab, an welchen, obwohl er vom Senat als der minder Tüchtige mehr nur angedeutet, als vorgeſchlagen worden, und er ſich durch entſprechende Studien nicht vorbereitet hatte, die vertrauliche Frage ergangen, ob er zu Uebernahme des offenen Amtes nicht gleichwohl bereit wäre, die unbedingt ablehnende Antwort ertheilt war, deren man ſich von dem Mann von Ehre, wie von Uhlands Freund, zum Voraus hätte verſehen können,

— erfolgte endlich im Dezember 1829 die Ernennung zum außerordentlichen Professor (jedoch mit voller Besoldung) und zum Mitgliede der philosophischen Fakultät, worauf der Ernannte dann zu Anfang des Jahrs 1830 nach Tübingen zog und mit dem 3. Mai seine Vorlesungen begann. Was er hier mittheilte, die Frucht mehr als zwanzigjähriger Forschungen, erregte die lebhafteste Theilnahme, so daß seine Vorträge über das Nibelungenlied, über altdeutsche Poesie, über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, wenn auch nicht alle gleich stark besucht, wirklich einen Glanzpunkt des damaligen tübinger Lebens bildeten. Nebenher gab er den Studierenden Anleitung zu eignen dichterischen Arbeiten, die er an einem bestimmten Wochentag vortragen ließ und einer eingehenden Beurtheilung unterwarf, ein Kollegium, welches unter allen von ihm gelesenen stets die stärkste Zuhörerschaft zählte. Gustav Pfizer, Wagner von Lauffenburg, Adelbert Keller, Albert Schott (der Sohn), Reinhold Köstlin, Hermann Kurtz, Julius Krais, Ludwig Seeger, Johannes Fallat, Martin Duttenhofer, Heinrich Looſe, Karl Klüpfel, Hermann Reuchlin, Friedrich Richter, Albert Autenrieth (jetzt Professor in Christiania), Karl Fetzer (Dichter, Rechtsgelehrter und Abgeordneter zur württembergischen Kammer und zur Nationalversammlung), Eduard von Seckendorf (lyrisch-humoristischer Dichter), Adolf Helfferich (Professor der Philosophie in Berlin, Tourist), Wildermuth (Professor in Tübingen), Eduard Eyth (Lyriker, Professor in Schönthal), Ludwig Georgii (Uebersetzer Platons, Dekan in Tübingen, Uhlands Leichenredner),

Waſſermann (Romandichter, Rabbiner in Mühringen), hatten zu derſelben gehört.

In Tübingen war es denn auch, wo ſich Uhland mit dem damals am dortigen Gerichtshof eine Aſſeſſorenſtelle bekleidenden Paul Pfizer, mit welchem er bereits in Stuttgart im Schwab'ſchen Haus in vertrautes Verhältniß getreten, noch inniger befreundete, und denſelben, beſonders ſeit er den damals in ganz Deutſchland Aufſehen erregenden „Briefwechſel zweier Deutſchen" herausgegeben, als einen der bedeutendſten und nächſten unter ſeinen Geſinnungsgenoſſen anſah, ſo wenig auch der an Habsburgiſchen Erinnerungen hängende Dichter ſich dem in jenem Buch befürworteten Gedanken einer preußiſchen Führerſchaft Deutſchlands annähern wollte.

Lenau, deſſen perſönliche Bekanntwerdung mit Uhland im Spätjahr 1831 ſich hier anſchließt, ſcheint auf Letztern einen nicht ſo vollkommen günſtigen Eindruck gemacht zu haben, als auf die übrigen ſchwäbiſchen Dichter, Schwab, Karl Mayer, Kerner, Graf Alexander von Württemberg u. ſ. w. Der öſterreichiſche Sänger ſeinerſeits war für den ſchwäbiſchen ſehr eingenommen. Am 1. Dezember beſagten Jahrs ſchrieb Jener von Heidelberg aus an Karl Mayer:* „Das allerliebſte Gedicht von unſerm Uhland hab' ich mit großer Freude geleſen. Dieſer gediegene Schmerz — wie Alles an dem herrlichen Manne gediegen iſt — treibt nur ſtarke, vollſaftige Sproſſen, ohne alle unnütze Schößlinge.

* Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund ꝛc. von Karl Mayer 1853. S. 12.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich ihn auch beſuchen. Unvergeßliche Tage ſind mir die in Tübingen verlebten.“ Das Gedicht, von welchem hier die Rede, iſt die Nummer 5 in dem Nachruf an die verſtorbenen Eltern: „Zu meinen Füßen ſinkt ein Blatt ꝛc.“ Wenige Wochen ſpäter, am 21. Januar 1832 ſchreibt Lenau dem gleichen Freunde: „Du erinnerſt mich, daß Uhland ſeinen Gruß von mir noch nicht habe. Iſt Uhland nicht verſtimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von ihm, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich geſtehe dir, ſehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Dieſen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen.“ * Im darauf folgenden Frühjahr: „Du fragſt mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen? In der Feder eine Grille, im Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und ſeine gaſtfreundliche, gute Emma lieben, wenn ſie mich auch gar nicht mehr mögen ſollten. Aber das iſt ja nicht der Fall.“ **

Von Uhland ſelbſt iſt dem Herausgeber dieſes Lebensabriſſes keine Aeußerung über Lenau zu Geſicht oder Gehör gekommen. Hat Jener eine gethan, ſo wird ſie gewiß eben ſo gerecht in Anerkennung der dichteriſchen Vorzüge des neuen

* Ebend. S. 30.

** Ebend. S. 35 f. Emma wurde Uhlands Gattin von dieſem fortwährend genannt, obwohl ſie Emilie heißt. Vielleicht weil er den deutſchen Namen dem römiſchen vorzog.

Freundes geweſen ſein, als dieſer ihm gegenüber auftritt. Ob eben ſo liebenswürdig, als Lenau hier erſcheint, und zu erſcheinen ſich beſtrebt, — das könnte vielleicht bezweifelt werden, und zwar eben deßhalb, weil Uhlands Empfindungen, wie Lenau ſehr richtig bemerkt, ſo gediegen waren. Etwas an dem Letztern, — das fühlt man aus den mitgetheilten Briefſtellen heraus, — muß dem Erſtern mißfallen haben. An der dichteriſchen Begabung Lenaus für ſich wohl wenig; denn dieſe ſteht in Muſik der Darſtellung wie der Empfindung dem Uhlandiſchen Talente häufig gleich, während ſie daſſelbe in andern Beziehungen hie und da ſogar geradezu überbietet; aber Manches vielleicht fand Uhland auszuſetzen an der Art wie der Menſch in Lenau auf jene dichteriſche Begabung einwirkte, — und wäre es zunächſt nur jenes Haſchen nach pikanten, effektmachenden Vergleichungen, das in Lenaus Poeſie ſo häufig hervortritt. Welcher Witz der Phantaſie iſt in ſeinen Dichtungen, welche überraſchenden Bilder, welche Friſchheit der Empfindung! aber der Dichter entbehrt gar häufig jener innern Melodie der Seele, die das Gedicht erſt zum eigentlichen Kunſtwerk macht; er wird zu unmittelbar, und dabei doch nicht mit der, das innerſte Gemüth aufſchließenden, Tiefe vom Leben ſelbſt ergriffen. Das Alles mußte Uhlands reinem, männlichen Sinn zuwider ſein; eine Seele wie die ſeinige ließ ſich nicht im Sturm erobern, und wären die ſtürmenden Mächte ſelbſt ein Talent und eine Liebenswürdigkeit von dem Grade geweſen, wie ſie in Lenau unbeſtreitbar vorhanden waren.

Schon nach zwei Jahren wurde die tübinger Wirkſam-

keit durch erneuten Ruf zu politischer Thätigkeit unterbrochen. Nur wenige Monate nachdem der neubestellte Lehrer der Hochschule zu Ostern 1830 in sein Amt getreten, war die Julumwälzung in Frankreich und in deren Folge, kein volles Halbjahr später, der polnische Aufstand ausgebrochen. Beide hatten in Deutschland die freisinnigen und nationalen Bestrebungen wieder geweckt und dieselben über zwei Jahre lang in hohen Wogen erhalten, so daß es denn auch bei Uhland eben so sehr Sache des Pflichtgefühls als des Herzenszuges war, wenn er, trotz der Befriedigung, die ihm der nunmehrige Beruf gewährte, und noch in Trauer um beide, im Jahr 1831 kurz nach einander verstorbene Eltern, die ihm abermals, und zwar diesmal von der Hauptstadt Stuttgart in Aussicht gestellte Wahl in die Kammer der Abgeordneten nicht ablehnte. Nicht außer Auge zu lassen ist hiebei, daß wenn in jenen Jahren die Volksstimme sich überhaupt rührte, — im Jahr 1826, wo Uhland sich die Wiedererwählung verbeten, hatte sie ganz geschwiegen — die Theilnahme und Verehrung, womit die freisinnige Bevölkerung ihren Wortführern in der Kammer entgegen kam, noch viel lebhafter und bewältigender war, als in jetziger Zeit, wo das Volk mit Recht in dem Abgeordnetenhaus jedes einzelnen deutschen Landes, zumal jedes kleinern, etwas Mangelhaftes, und nur in einer künftigen Reichsversammlung sein Heil sieht. Uhland aber, so wenig er eine ihm förmlich und solenn dargebrachte Huldigung liebte, besonders wenn sie von Solchen ausging, bei welchen er keine völlig mit ihm einstimmende Gesinnung voraussetzen durfte, war für das Zujauchzen einer ihn in seinem wahren Werth

anerkennenden Menge — das Berauſchendſte vielleicht, was in den Buſen eines Mannes einzuſtrömen vermag, der einmal über die noch hinreißendern Empfindungen der Jugend weg iſt — keineswegs ſo unempfänglich, als bei der kalten Ruhe, die auf der Oberfläche ſeines Weſens lag, Manche vielleicht geglaubt hätten. Folgerichtig mit der Annahme der Wahl hatte er nach derſelben auch die Verſammlungen beſucht, welche im nachkommenden Sommer von Seiten der liberalen Abgeordneten und ſonſtiger Männer des Fortſchrittes in Boll und Echterdingen ſtattfanden, und die am erſten Ort durch Wolfgang Mentzel entworfene Anſprache an das Volk war von ihm mit unterzeichnet worden, wobei er immer bemüht war, ſo viel an ihm lag, die tüchtigſten Männer in die neue Kammer zu bringen. So hatte er ſchon zu Ende des Jahrs 1831 auf die Nachricht, daß Karl Mayer, damals Oberamtsrichter in Waiblingen, in Weinsberg zum Abgeordneten vorgeſchlagen werden ſolle, an Kerner geſchrieben: „Ich weiß, daß man an manchen Orten großen Widerwillen gegen die Erwählung von Staatsdienern hat. Würde man aber danach ohne richtige Unterſcheidung verfahren, ſo möcht' es für die übrigen Mitglieder der Kammer ſchwer werden, über das Innere mancher Staatseinrichtungen ein wohlbegründetes Urtheil zu gewinnen. Der Karakter, nicht die äußere Stellung, muß entſcheiden."

Auf dem ſofort am 15. Januar 1833 zuſammengetretenen, in der Folge ſo genannten „vergeblichen" Landtag ward zuvörderſt die von dem Bezirk Ehingen ausgegangene Wahl des Freiherrn von Wangenheim, der, im Novem-

ber 1817 zum württembergischen Gesandten am Bundestag ernannt, und im Juli 1823 in Ruhestand gesetzt, sich nach Sachsen zurückgezogen hatte, beanstandet, weil der Gewählte seinen Wohnort nicht, wie die Verfassung vorschreibe, im Land selbst habe. Dieser Mann war von jeher von freisinniger, in mancher Hinsicht von entschieden freisinniger Denkart gewesen, aber während der württembergischen Verfassungskämpfe hatten seine geringe Achtung vor dem hergebrachten Recht, seine phantastischen Weltansichten, seine Bevorzugung der Adelsidee jene Denkart bedeutend in Schatten gestellt, ja ihn, wenigstens den Augen der Menge, geradezu illiberal erscheinen lassen. Solcher Ansicht war Uhland nie gewesen, wie schon jenes Wort beweist:

Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz,

Später bemerkte er einmal gegen einen Freund,* er habe sich in Allem, was er öffentlich gegen Wangenheim in Rede und Lied gesagt, nie erlaubt, dessen ehrenwerthe Seite zu entstellen. Wohl hätte ihm für sich allein die augenblickliche Erhitzung Herabsetzungen des Gegners eingegeben, die schärfer gewirkt haben würden, z. B. ein Gedicht, worin derselbe auf dem Jahrmarkt seine unbegreiflichen Zauberkünste anpries und unter Anderem sagte:

Auch bring' ich einen Landtagsmann,
Den hau' ich in zwei Theile,
Und jede Hälfte tanzt alsdann
Possierlich auf dem Seile —

* Gegen Adolf Schöll, laut dem schon citirten Aufsatz im Orion, S. 129.

„Aber,“ ſetzte Uhland hinzu, „ſolchen Spott öffentlich auszulaſſen wäre Unrecht geweſen, und ich habe Alles der Art unterdrückt.“ — Am Bundestag war nun Wangenheims Stellung eine ganz andere geworden. Hier war er nicht in der Lage, ſich ſelbſt in das Licht zu treten, und eine Wirkſamkeit da, wo die Angelegenheiten von ganz Deutſchland verhandelt wurden, paßte für einen umfaſſenden Geiſt, wie der ſeinige, weit eher, als die Verfaſſungsreform eines kleinen Staates. Er wurde ein wahrhaft freiſinniger Bundestaggeſandter und vermaß ſich als ſolcher, „eine Lebensaufgabe unſres Volkes zu löſen, welcher Preußen ſich verſagte. Mit der Unmacht der Mittelſtaaten begann er jenen Kampf des deutſchen Liberalismus wider Oeſterreichs“ (damalige Gewalt-) „Herrſchaft, welchen allein Preußen führen kann und führen ſoll, und noch immer nicht begonnen hat.“* Die Kräfte, welche er in dieſer Beziehung anwen-

* Worte Heinrich von Treitſchke's in einer Darſtellung Wangenheims, die, aus dem Januarheft der „Preußiſchen Jahrbücher“ von einem ſtuttgarter Blatt ausgezogen, uns bei Durchſicht unſeres Manuſkriptes noch gerade recht vor Augen kommen. Wir haben, da uns genanntes Heft nicht zur Hand iſt; nur eben Zeit, auch die für die Würdigung Uhlands ſehr intereſſante Schilderung, welche Treitſchke von Wangenheims Wirkſamkeit in den württembergiſchen Verfaſſungskämpfen gibt, hier nach dem Berichte jenes Blattes (des Schwäbiſchen Merkur) anzureihen. „Wir ſehen daraus“, ſagt der Referent, „wie es kam, daß die von König Friedrich angebotene Verfaſſung von den Ständen verworfen werden mußte; wir begreifen, warum Wangenheim mit all' ſeinem guten Willen und mit wahrhaft liberalen Geſinnungen und Abſichten, doch nicht der richtige Vermittler war, weil er ſeine liberalen Ideen im Gewande naturphiloſophiſcher Formeln und mit phantaſtiſchen Grillen vermiſcht vortrug, — weil er den Ständen mit kavaliermäßiger Zuverſicht und burſchikoſer Derbheit

den konnte, waren freilich zu schwach und hätten nur durch Unterstützung einer auswärtigen Macht Geltung erlangen

entgegentrat, weil er die gewissenhafte Treue gegen das alte Recht in ihrer Berechtigung und Begründung im Volksbewußtsein verkannte, — weil er den rechtlichen Ausführungen der Stände immer nur die Behauptung entgegenstellte, daß sein doktrinäres System weit vortrefflicher sei, als das alte Recht. So erschien er, sagt Treitschke, den Erbitterten nothwendig als ein frivoler Sophist, und verdiente sich den Vorwurf des Dichters:

Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu,
Die alten Namen nennen
Nicht anders als zum Scherz,
Das heißt, ich darf's bekennen:
Für unser Volk kein Herz."

Dazu kam noch, daß er in einem bald in die Oeffentlichkeit gekommenen Brief an König Friedrich, wodurch er den wankend gewordenen Fürsten in Verfassungsvorsätzen bestärken und ermuthigen wollte, die Hoffnung verrieth, die ständische Opposition, welche aus grundverschiedenen Elementen gemischt sei, werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden, was die argwöhnischen Stände als Plan auffaßten, durch Theilung zu herrschen. Sehr zur Unzeit stellte er auch noch durch neue Vorschläge das Einzige in Frage, worüber bisher alle Theile einig gewesen, das Einkammersystem, indem er weniger aus eigentlich politischen Gründen, als um einer naturphilosophischen Grille der Dreitheilung der Staatsgewalten Genüge zu thun, die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen und darum eine besondere Adelskammer vorschlug. Er meinte nämlich ein aristokratisches Element müsse den Stützpunkt geben, in welchem die Last der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in das Gleichgewicht komme. So erklärt sich, daß die Stände zu dem liberalen Minister kein rechtes Vertrauen fassen konnten, und in ihm nur den Verfechter fürstlicher Willkür sahen. Auch die Fechterkünste, mit denen Hegel auf Wangenheims Veranlassung seine Sache vertheid-

kömen, was vornweg den Keim des Untergangs, oder doch einer für Deutſchland keineswegs wünſchenswerthen Löſung in die Sache legen hieß; aber ſein Liberalismus war wirklich das Kind ſeiner Ueberzeugung und Neigung. Daher erklärt es ſich, daß Uhland und überhaupt die ganze Oppoſition nunmehr für Zulaſſung des penſionirten Miniſters in die Kammer war, und unſer Dichter insbeſondere bemerkte jetzt zu Gunſten ſeines ehemaligen Widerſachers unter Anderem Folgendes: „Die Bundesakte ſpricht, beſonders in §. 18, die Richtung aus, daß die zum deutſchen Bund gehörigen Staaten ſich mehr und mehr gegen einander öffnen ſollen. Gibt es nicht auch ein geiſtiges Heimatrecht, das nicht von der Scholle abhängt? Iſt es nicht ein Wohnen im Lande, wenn man im Andenken ſeiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräſentation berufen wurde? Iſt Wangenheim ein Fremdling in der württembergiſchen Verfaſſungsurkunde?“ — Trotz dieſer von vielen Abgeordneten unterſtützten Vertheidigung wurde die Wahl von der Majorität der Kammer für ungiltig erklärt.

Gleich darauf kam die Zulaſſungsfähigkeit der vier ebenfalls in die Kammer gewählten ſogenannten „Demagogen“

---

digte, konnten die arge Meinung nur beſtätigen. Daß nach König Friedrichs Tod, als Wangenheim vom jetzigen König zum Kultusminiſter ernannt und mit Wiederaufnahme der Verfaſſungsunterhandlungen beauftragt war, der wohlgemeinte Verſuch der Verſtändigung weniger an dem Miniſter, als an der Starrheit der Stände ſelbſt geſcheitert ſei, wie Treitſchke annimmt, iſt richtig, aber die beharrliche Ablehnung der Regierungsvorlagen erklärt ſich eben auch wirklich aus dem Mißtrauen, das vorher geſät worden, und das überdies die Mehrheit der Bevölkerung theilte.“

Tafel, Rödinger, Kübel, Wagner vor. Dieſe hatten ſich während der Univerſitätsjahre in einen, die Einigung Deutſchlands erſtrebenden, geheimen Bund eingelaſſen, und waren deshalb mit mehrjähriger Feſtungsſtrafe belegt, ſpäter aber vom Könige begnadigt worden. Jetzt ward ihre Wahl gleichfalls beanſtandet, weil die Regierungspartei, ſeltſam genug für ihren eigentlichen Standpunkt, Zweifel erheben zu müſſen glaubte, ob durch die unbedingte Begnadigung des Königs auch das Ehrenrecht der Wählbarkeit zurück gegeben werden könne. Uhland, welcher, wie ſeine Partei, für Zulaſſung jener vier freiſinnigen Männer war, ſprach bei dieſer Gelegenheit die denkwürdigen Worte: „Dieſer Rechtsfall gehört zu den traurigen Erſcheinungen, die ſich von Zeit zu Zeit in unſerem deutſchen Vaterland erneuern, und dergleichen vielleicht auch künftig wieder zur Kognition der Kammer gelangen werden. Sie haben ihren Grund in den unerfüllten Erwartungen des deutſchen Volkes, in der ausbleibenden Feſtſtellung unveräußerlicher Volksrechte, in der Unwirkſamkeit, in welche theilweiſe auch die in den beſondern Staaten zu Stande gekommenen Verfaſſungen verſetzt ſind. Hierin liegt ein Keim tief zehrender Bitterkeit im reifern Alter, und ſo auch jener jugendlichen Verirrungen, wie der Kommiſſionsbericht ſie bezeichnet. Kräfte, die zum Wohl des Ganzen fruchtbar werden könnten, gehen verloren und ihre Thätigkeit fällt den Strafgeſetzen unausbleiblich anheim. Wenn nun unter ſolchen Verhältniſſen der König auf erſtatteten Vortrag des Gerichts ſich bewogen gefunden hat, die vier Beanſtandeten zu begnadigen, ſo danke ich ihm für dieſe

Gnade und erkläre jene für legitimirt. Man wird einwenden: Können Beſchlüſſe der Kammer über dem königlichen Begnadigungsrecht ſtehen? Ich antworte: der König begnadigt, die Kammer legitimirt, jedes in ſeiner Sphäre. Der König iſt für ſeine Begnadigung Niemand als Gott, und die Kammer lediglich ihrer Ueberzeugung verantwortlich, und wenn ich auf dieſe von mir bemerkte letzte Garantie, die im Gewiſſen der Mitglieder der Kammer als Mitglieder einer Legitimations-Jury beruht, nicht bauen könnte, ſo würde ich alle übrigen Garantien für etwas in ſich Zerfallendes anſehen." — Die Mehrzahl der Kammer ſprach ſich für Nichtzulaſſung aus, im Jahr 1848 aber wurden drei der damals Abgewieſenen ohne irgend eine Einrede zu Volksabgeordneten gewählt, und zwei derſelben ſind es bis heute geblieben.

Schon während dieſer einleitenden Vorgänge hatte Paul Pfizer, der neu eingetretenen Partei des Fortſchritts angehörig, einen gegen die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 gerichteten Antrag geſtellt, der Geheimerath jedoch gegen die Kammer die Erwartung ausgeſprochen, ſie werde jenen Antrag „mit verdientem Unwillen verwerfen." Am 7. März trug Uhland die Antwort vor, die er als Berichterſtatter der ſtaatsrechtlichen Kommiſſion auf jenes Anſinnen proponirte, eine Antwort, welche die Zumuthung aus mehrfachen Gründen von ſich weiſt, und mit den Worten ſchließt: „Insbeſondere noch müſſen wir hinſichtlich der im Reſkript erwarteten Verwerfung mit Unwillen ſehr bezweifeln, ob es jemals im Intereſſe der Regierung ſelbſt liegen könne, der Volksvertretung für ihre Beſchlüſſe den

Ausdruck einer aufgeregten Stimmung anzumuthen.“ Als einige Tage ſpäter über die alſo gefaßte Erwiderung abgeſtimmt und unter Anderem die Frage erhoben ward, ob ein gewiſſer, der Regierung vielleicht zu ſchroff ſcheinender Ausdruck ſtehen bleiben ſolle, gebrauchte Uhland das bezeichnende, von da an bei der Kammer eine Zeit lang ſprichwörtlich gebliebene Bild: „Ja, man könnte ſonſt auf dieſe Weiſe die ganze Adreſſe ausbeinen,“ — und erklärte im weitern Verlauf der Verhandlung, daß er Pfizers Antrag auch zu dem ſeinigen mache. Die Adreſſe ward mit 53 gegen 31 Stimmen angenommen, nicht ohne Verwerfung mancher der Mehrzahl zu ſtark dünkenden Ausdrücke, jedoch mit Beibehaltung des vorerwähnten und ebenſo mit Beibehaltung folgender, jetzt durch Uhland noch etwas verſchärften Schlußworte: „Nimmermehr würden wir uns beſtimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, welche uns, noch unabhängig von unſerm Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewiſſenhafter Forſchung von Seiten ihres Verfaſſers zurückließ. Vornehmlich halten wir uns aber verpflichtet, gegen die vorgreifende Einſchreitung in den angemeſſenen Gang unſerer Verhandlungen, wie ſolche durch den Erlaß vom 27/28. Februar geſchehen iſt, eine Einſchreitung, wodurch uns für die Beſchlußnahme ſelbſt die Gemüthsſtimmung angeſonnen wird, ſowohl die Freiheit der Kammer, als die verfaſſungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitgliedes derſelben hiemit feierlich zu verwahren.“ — In Folge dieſer Annahme ward die Kammer am 22. März aufgelöst und eine neue Verſammlung auf den 20. Mai einberufen.

Auch diesmal war Uhland wieder für die Stadt Stuttgart im Vorschlag. Nach einem äußerst hitzigen Wahlkampf, in welchem kranke Wahlmänner im Wagen in das Abstimmungslokal gebracht, abwesende viele Stunden weit hergeholt wurden, erhielt er gleich viele Stimmen mit dem Gegenbewerber, Obertribunalpräsidenten Bolley, und als der Aeltere hätte, der Verfassung gemäß, nun Letzterer in die Kammer zu treten gehabt. Derselbe hatte jedoch in Anbetracht der Umstände, die bei seiner Erwählung mitgewirkt, Ehrgefühl genug, Verzicht zu leisten und so den Eintritt dem Gegner frei zu geben, welchem aber das Ministerium den Urlaub, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, und welchen er einige Monate vorher zu gleichem Zweck ohne Anstand erhalten hatte — (wie denn überhaupt die von Uhland eingenommene Lehrstelle zwölf volle Jahre unbesetzt geblieben) — nunmehr unter der Bemerkung vorenthielt, „er sei in seinem Amte unentbehrlich." Auf diesen Bescheid hin schlug Jener den Weg ein, den ihm Ehre und übernommene Pflicht gegen seine Wähler vorzuzeichnen schienen: er forderte seine Entlassung, die dem Unentbehrlichen nun auch „sehr gerne" ertheilt ward, und trat schon am 25. Mai, nur fünf Tage nach der Eröffnung, in die Kammer. Ein eigenthümlicher Zufall hatte, wie er selbst später lächelnden Mundes erzählte, gewollt, daß er erst wenige Wochen vor jener unerwarteten Urlaubsverweigerung unter obligatem Pauken- und Trompetenschall die bis dahin immer aufgeschobene feierliche Antrittsrede (über die Sagen von Herzog Ernst in Schwaben) gehalten.*

* So Pfeiffer, Nachruf. S. 12 f. Der württembergische

Ohne Zweifel war übrigens jener Schritt keineswegs ohne innern Kampf gethan worden, denn die Lehrſtelle war dem Dichter ſehr werth geweſen, und ein Leben ohne amtliche Thätigkeit entſprach ſeinen Wünſchen durchaus nicht. Ein von ihm unterm 27. November 1842 geſchriebener Brief gegen die Poeſie als äußerlichen Lebensberuf iſt dem Publikum mitgetheilt worden.* Dieſelbe als ſolchen zu nehmen, ſagt er dort, „würde ich ſelbſt dem entſchiedenſten Dichtertalente niemals anrathen; auch dieſem iſt, nach meiner Anſicht, ein Widerhalt in anderweitiger Berufsthätigkeit nöthig und heilſam.“ Und noch im Jahr 1850 ſoll er einem ſeiner ehemaligen Kollegen an der Hochſchule, der im Begriff ſtand, ſeinem Amt aus nicht minder ehrenhaften, aber gleichwohl anders herbeigeführten Gründen zu entſagen, als diejenigen geweſen, aus welchen Uhland entſagt hatte, das Mißliche einer ſolchen Maßregel ſehr dringend entgegengehalten haben, ſich dabei auf die eigene Erfahrung berufend. Sei Dies zum Beweis, daß er kein perſönliches Opfer ſcheute, wo es galt die Manneswürde zu wahren, und dien' es zur weitern Entkräftung des Vorwurfes, daß er ſich, die Pflicht gegen das Vaterland mißachtend, früher, und ſo auch ſpäter noch einmal, der Wie-

Staatsanzeiger vom 25. März 1863 gibt aber an, jene Rede ſei am 22. März 1862 gehalten worden, worauf dann, nach genanntem Blatte, am 7. Dezember gleichen Jahres die Beeidigung als Profeſſor erfolgte.

* In dem Weimar'ſchen Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt, von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade. Bd. 3. H. 1. S. 215.

derernählung in das Haus der Abgeordneten entgegengesetzt!

In der Kammer, in welche er jetzt getreten, befand sich die konstitutionelle Opposition in bedeutender Minderheit; gleichwohl stellte er bald nach seinem Eintritt einen Antrag auf Herabsetzung des Militärbudgets, bei dessen Begründung er unter Anderem sagte: „Wir leben jetzt seit siebzehn Jahren in tiefem Frieden, und sollen doch immer den fünften Theil der gesammten Staatseinnahme, mehr als den vollen Betrag der Grundsteuer, für das Kriegswesen aufwenden. Auf mehr als 26 Millionen beläuft sich dieser Aufwand in den siebzehn Friedensjahren, auch wenn er nie größer gewesen, als er jetzt berechnet wird. Und für welche künftige Kriege soll Württemberg so große Opfer im Voraus bringen? Hat es eine selbständige Politik, die ihm gestattet, nur wahrhaft nationale Interessen zu vertheidigen? Kann es wissen, unter welcher größern Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen, welchen Verbündeten seine Straßen und Thore sich öffnen, nach welcher Windecke die durchziehenden Geschütze ihre Mündung richten werden? Gibt es aber einen Krieg für wahrhaft vaterländische Ziele, dann wird der außerordentliche Zustand auch einen außerordentlichen Aufschwung erzeugen, der jede vorbereitende Berechnung überflügelt!“ — Man sieht, der Redner blickte tief in die traurige Selbstlosigkeit kleiner Staaten, und wußte, welche Opferwilligkeit die Mehrzahl ihrer Bewohner durchzucken würde, wenn sie je einmal aus dem kleinlichen Verhältniß in ein nationales hinüber träten.

Aus Uhlands am 5. November 1833 gehaltener Rede zur Unterstützung von Albert Schotts Antrag auf Preßfreiheit heben wir Folgendes hervor:

„So oft auch diese Frage in Erinnerung gebracht wurde, war es immer als ob ein Gespenst durch den Saal schritte, etwa der Geist eines Erschlagenen. Ich gebe dieser Scheue keine feindselige Deutung, sondern die billigste. — Es war eine alte Verheißung: ein freies, großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europas erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündigt, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheißen. Aehnliches wurde noch zur Weihe des eröffneten Bundestages ausgesprochen. Die deutschen Völker harrten in unermüdlicher Geduld auf die Erfüllung dieser Verheißungen, sie verharrten geduldig, auch nachdem sie den Glauben an die Erfüllung derselben aufgegeben hatten....

„Es war aber auch in der That nicht möglich, daß die verheißene Verjüngung Deutschlands in Erfüllung gehe. Sie sollte heraustreten aus dem Geiste des Volkes; diesem Geiste aber war kein Organ geschaffen, kein Feld freier Wirksamkeit für das große Erneuungswerk eröffnet. Im Gegentheil wurde dieser Geist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Preßfreiheit vernichtet, Bücher und Zeitblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden, alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureigenen Geist des deutschen Volkes zur Gestaltung zu bringen. Gleichwohl hat derselbe je zuweilen ein Lebenszeichen gegeben. Die Juli-Revo-

lution des Jahres 1830 gab nicht blos den politischen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben; sie erweckte auch ein Gefühl von mehr natürlicher als politischer Art, das Nationalgefühl. Der Aufschwung Eines in seiner Würde gekränkten und sich in ihr wiederfühlenden Volkes war eine Mahnung an alle andern, sich ihrer Stellung und Kraft bewußt zu werden. Auch in der deutschen Eiche hob es wieder zu rauschen an. Die Volksstämme der vorhandenen konstitutionellen Bundesstaaten betrachteten sich und sahen ihre Blöße. Ohne selbständige Macht, ohne Anhalt in einem größeren Verbande, dem sie mit Neigung und Vertrauen angehört hätten, standen sie in dumpfer Erwartung, ob sie, bei ausbrechendem Kampfe, mit Aufopferung deutschen National-Gefühls dem Zuge der liberalen Ideen, oder im deutschen Bundesheere der Fahne des Absolutismus folgen würden. In diesem peinlichen Zustande der Unentschiedenheit mußte die Erinnerung an jene alte Verheißung von einem mächtigen zugleich und freien Deutschland schmerzlich wiederkehren.

„Diese Empfindung hat sich, auch nachdem der Friede Deutschlands ungestört geblieben war, als nachhaltig bewährt. Es prägte sich ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlands-Ehre zu verbinden trachtete. Von unverkennbarem Einfluß war auf diese Stimmung der, gleichfalls durch die Julitage hervorgerufene, Heldenkampf der polnischen Nation und dessen tragischer Ausgang. Je lebhaftere Theilnahme dieser Kampf auch in Deutschland gefunden hatte, um so tiefer mußte das Bewußtsein einschneiden, daß Polen nicht untergegangen, diese alte Vormauer Deutschlands und des gesammten mitteleuropäischen Festlandes nicht gefallen wäre, wenn es eine freie deutsche Nation, wenn es ein machtbegabtes Organ deutscher Nationalgesinnung gegeben hätte.

„Statt daß nun ein großartiger Entſchluß dieſen neu erwachten deutſchen Regungen des Nationalgefühls entgegen gekommen wäre und ſich derſelben zu ſchöner Entwickelung bemächtigt hätte, folgten ſich Schlag auf Schlag weitere und verſtärkte Hemmungen und Zwangsmaßregeln. Selbſt die unſchuldigen Hülferufe deutſcher Staatsbürger an den Bundestag zu Gunſten des mit der Verzweiflung ringenden polniſchen Volkes waren ſtreng zurückgewieſen und zum Anlaß genommen worden, die Thore des Bundes-Palaſtes gemeinſchaftlichen Vorſtellungen über öffentliche Angelegenheiten des deutſchen Vaterlandes für immer zu verſchließen. So war dem Geiſte des deutſchen Volkes jedes gemeinſame geſetzliche Organ benommen. Nur vereinzelt beſtand noch in den minder mächtigen Staaten der ſtändiſche Organismus. Es gehört zu der Unnatur der deutſchen Zuſtände, daß das Repräſentativſyſtem nur in den kleinen Bundesſtaaten ſich begründet hat. Die ſchwächeren Schultern ſollen die Träger der großen Volks-Rechte ſein.

„Die Frage von der Preßfreiheit iſt geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entwickelung des Bundes-Geiſtes angehen, zu vertreten und in ſich aufzunehmen. Unterliegen wir aber auch im Kampfe für ſie, einem Kampfe der geiſtigen, der moraliſchen Kraft gegen die mechaniſche; ſo werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der ureigene Geiſt eines großen, reichbegabten Volkes nicht noch dieſem die würdige Stellung erringen werde, die ihm nicht bloß von Monarchen dieſer Erde verheißen, ſondern von einer viel höhern Macht angewieſen iſt.“

Indeſſen erwies ſich der Geiſt der Regierung während dieſer Wahlperiode ſo, daß Uhland ſich mit den Genoſſen ſeiner politiſchen Anſicht zur Verwerfung des Budgets veranlaßt ſah. Gleichwohl konnte die dem Miniſterium ent-

gegen tretende Oppoſition keineswegs eine ſolche genannt werden, welche die Gegnerſchaft zum Grundſatz erhoben hätte. Die an Geiſt und Geſinnung, wenn auch nicht an Zahl, bedeutend überlegene Partei des Fortſchrittes — neben Uhland noch Paul Pfizer, Albert Schott, Römer, Duvernoy, Menzel, Pflanz, andere minder bekannt gewordene Namen nicht anzuführen — vertheidigte mit Kraft jeden Fuß breit der von ihr eingenommenen Stellung, und ging gelegenheitlich zum Angriff auf die Grundſätze der Regierung über; zweckmäßige Vorſchläge der letztern jedoch wurden jederzeit auf entgegenkommende Weiſe unterſtützt, und namentlich Uhland erachtete es, eben weil er vom Miniſterium perſönlich gekränkt war, für Pflicht, jedem Anſchein eines perſönlichen Standpunktes im Kampf für die vaterländiſche Sache aufs Sorgfältigſte auszuweichen.

Gegenſtand der Berathung waren, außer dem Budget, die Bundesverhältniſſe, ein Schulgeſetz, der zu begründende Zollverein, die ſchon berührten Preßgeſetze, ein neues Strafgeſetzbuch u. ſ. w., und vom Geſichtskreiſe der Gegenwart aus muß es allerdings befremden, daß faſt alle Glieder der Oppoſition, und ſo auch Uhland, ſich gegen den mit Preußen abzuſchließenden Zollverein ausſprachen. Allein nach der damaligen Einſicht in die Sache fürchtete ſie, das konſtitutionelle Syſtem möchte durch die Bildung jenes Vereins ſchon an ſich, noch mehr aber durch die damals noch abſolute Regierung Preußens geſchwächt werden. Uebrigens wurde von Mehreren, welche dieſe Beſorgniß nicht abzuweiſen vermochten, ausdrücklich beklagt, daß man hier im Intereſſe der engern Heimat der Begründung eines großen,

die ganze Nation umfassenden Vaterlandes entgegen zu treten habe. Wirklich war es gerade die Landtagsperiode 1833—1838, durch welche Uhland, der Dichter, nunmehr auch als parlamentarischer Kämpfer für die Volksrechte durch ganz Deutschland bekannt zu werden, und sein in der Kammer gesprochenes Wort, nicht weil es immer mit Rednergabe hingeworfen worden wäre, sondern weil es ein volksfreundliches war, durch die ganze Nation fortzuhallen anfing, wie denn überhaupt um jene Zeit das süddeutsche Element sich dem norddeutschen mehr anzunähern begann, ja letzteres, dem, mindestens in Preußen, noch keine Volksvertretung zur Seite stand, von ersterem in den Forderungen des Zeitgeistes gewissermaßen vertreten wurde*. Jetzt oder nicht lange

* Obige Ansicht war kaum niedergeschrieben, als wir sie auf erfreuliche Weise bestätigt fanden durch folgende, vom Schwäbischen Merkur (8. Februar 1863) angeführten Worte Gustav Freytags, in: Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks: „Der Süden Deutschlands übte jetzt" (d. h. in den dreißiger Jahren) „einen heilsamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reiches, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hingelebt..... Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden; die süddeutsche Wissenschaft behielt gegenüber dem Universalismus des Nordens vorzugsweise eine patriotische Tendenz. Auch der Karakter des Volks schützte dort vor Blasirtheit, geistreichem Formalismus und Sophisterei" — (deren Hauptbegründer im Norden, seltsam genug, ein Schwabe war!) — „es schützte ein warmes Herz, das kräftige Zugreifen, ein massiver Menschenverstand..... und eine

nachher geſchah es, daß die Erbauer eines hanſeatiſchen Schiffes die Reihe der Ehren, welche die Nation dem Volksvertheidiger Uhland zuerkannte, damit begannen, daß ſie das Fahrzeug nach ſeinem Namen benannten. Jetzt aber war derſelbe als Dichter auch bereits zu ſolcher Anerkennung gelangt, daß, als er im Sommer 1838 eine Reiſe nach Wien machte, der Erzherzog Karl ihn zur Tafel zog, ohne an dem Vertheidiger populärer Freiheiten und dem Gegner des Metternich'ſchen Syſtems, welcher in der Perſon des Sängers vor ihn trat, den mindeſten Anſtoß zu nehmen.

Daß in Württemberg, und vor Allem in Stuttgart, ſeine ſtändiſche Wirkſamkeit gewürdigt wurde, bedarf kaum der Anführung. Die ſtuttgarter Wähler drückten ihm ihren Dank durch einen prachtvollen ſilbernen Pokal aus; die Frauen Stuttgarts verehrten ihm einen Teppich von reichſter Arbeit. Und hier muß denn allerdings noch bemerkt werden, daß wenn Uhlands Gabe zur improviſirten Rede auch unzulänglich war, ſein Votum auf den zwei letzten Landtagen unberechenbare Bedeutung dadurch bekommen hatte, daß er als Abgeordneter der Hauptſtadt jedenfalls der Zweit-Stimmende, (die erſte Stimme hat das älteſte Mitglied der Ritterſchaft,) ja, als der älteſte Ritter, Freiherr von Gaisberg, den Präſidentenſtuhl bekam, eine Zeit lang ſogar, unſres Erinnerns, der Erſt-Stimmende war. Welche moraliſche Macht aber der Primus votans auf ſeine Partei übe, iſt allbekannt. Er ſelbſt jedoch hatte, mit mehrern ſeiner Geſinnungs-

---

behagliche Laune. In der Zeit von 1830 bis 1848 ſtanden die Süddeutſchen im Vordergrund des deutſchen Lebens."

genoſſen in der Kammer die Ablehnung einer neuen Wahl beſchloſſen, und blieb, wie ſchon geſagt, dieſem Beſchluß treu.

Kurz zuvor, im Jahr 1836, hatte er in Tübingen das, von dem frühern Kanzler der Hochſchule, C. G. Wächter, wenige Jahre vorher erbaute, reizend an der Neckarbrücke gelegene Haus gekauft, in welchem er geſtorben iſt. Die herrliche Ausſicht, welche daſſelbe auf das vom Fluß durchzogene Thal und einen Theil der ſchwäbiſchen Alb bietet, wird im Garten, der terraſſenförmig am „Oeſterberg“ emporſteigt, noch ſchöner. — Einmal während der abgelaufenen Landtagsperiode hatte es geſchienen, die Muſenflamme wolle noch einmal empor lodern. Uhlands Gattin ſchrieb im Juni 1834 an Karl Mayer: „Denken Sie nur, mein Mann iſt dieſes Frühjahr wieder ganz zum Dichten aufgelegt worden! Kommen Sie nur bald, damit er Ihnen ſeine Neuigkeiten mittheilen kann. Er iſt ohnedem, da Guſtav Pfizer morgen Tübingen verläßt, um nach Italien zu gehen, mit ſeiner Poeſie dann ſehr iſolirt hier“ *. — Allein dieſe Stimmung hatte nicht lange gehalten, und ſo blieb denn nun des Dichters Leben eine längere Reihe von Jahren ganz den Studien gewidmet, welche, in weit gezogenem Kreis, altdeutſche Sprache und Literatur, ſkandinaviſche Poeſie und Mythe, ja, wie wir geſehen, auch ältere Poeſie und Literatur der romaniſchen Völker umfaßten. Gleichwol wurde daſſelbe durch die verſchiedenen Reiſen, zu welchen

* N. Lenau's Briefe an einen Freund. Herausg. v. K. Mayer. 1853. S. 129.

es Anlaß gab, ein ziemlich bunt bewegtes. Dieſe Wanderungen führten ihn, den in der Regel ſeine Frau begleitete, durch alle Gauen Deutſchlands und der Schweiz, ebenſo nach Belgien und Kopenhagen, nie aber — was auch ſchon von andrer Seite her als auffallend hervorgehoben worden iſt — nach Italien, oder ſonſtwie in die ſüdlichen Gegenden, deren ſüßem Zauber er in manchen ſeiner Gedichte ſo lockend Wort geliehen hat. Bald ging es an die Küſten der Oſtſee, wo er z. B. in Kiel, im Jahr 1841, mit einer ſchnell improviſirten Empfangsfeier überraſcht ward, bei welcher alle Schiffe flaggten, alle Straßen voll jubelnder, grüßender Menſchen waren; bald an die württembergiſchen und nicht württembergiſchen Ufer des Bodenſees, wohin ihn vor Allem der zu Meersburg wohnende greiſe Genoſſe ſeiner Studien, Freiherr von Laßberg, zog; bald an Moſel und Rhein, bald an Lech, Iſar und Donau; das einemal nach Berlin, das andermal nach Wien, in welchen beiden Großſtädten Deutſchlands er die ſchmeichelhafteſten Zeichen der Anerkennung erhielt, von denen in Bezug auf Wien bereits ein Beiſpiel angeführt worden iſt. Demſelben weitere anzureihen, ſetzt uns ein eben erſchienener, wenn auch mit Auswahl zu gebrauchender Artikel eines wiener Blattes in Stand.*

Uhland, wie es dort heißt, in ſeiner Beſcheidenheit wohl nicht ahnend, „wie viele Tauſend Herzen, von ſeinen Liedern bewegt, von ſeinen Balladen ergriffen, ihm gerade in Oeſterreich entgegen ſchlugen, daß eine ganze Generation

* Von L. A. Frankl, im Feuilleton der „Preſſe“, Jahrgang 1863, Nr. 23, 27, 36.

von Dichtern sich an ihm emporrankte, und ihn auch wohl nachahmte," — kam Mitte Juli 1838 über Ischl in Wien an. Sein erster Besuch galt dem ihm befreundeten Kustos der ambraser Sammlung, Herrn Bergmann, der ihm schon früher eine Abschrift aus dem ambraser Heldenbuch geschickt. Jetzt zog diese Sammlung die Aufmerksamkeit des Ankömmlings im höchsten Grade auf sich, besonders der Rest der altdeutschen Handschriften und das „König Ottind-Buch". Das „Ambraser Liederbuch" vom Jahr 1582, das Bergmann später herausgab, verdankt Uhland die Veröffentlichung, der wiederholt zu derselben aufmunterte. Bergmann unterrichtete damals den jüngsten Sohn des Erzherzogs Karl, und der berühmte Feldherr forderte Jenen auf, den Dichter zur Tafel nach Weilburg bei Baden zu bringen. Die freundlich dringende Zusprache Bergmanns, die Mittheilung, wie einfach und leutselig die ganze fürstliche Familie sei, bewogen endlich Uhland, der sich durch die Einladung geehrt, bei seinem schlichten Sinn aber auch gepeinigt fühlte, zur Zusage: er fuhr mit dem Freunde nach Weilburg und traf unterwegs in Neudorf, wo der Kutscher die Pferde tränkte, mit Konradin Kreutzer zusammen. Nie hatte er diesen, seinen Landsmann, der die schönsten seiner Lieder erst recht populär gemacht hat, bisher gesehen. Ein Zug freudiger Ueberraschung ging „über Uhlands starre Züge," der lebhafte Komponist aber pries laut das Glück, das ihm durch die Begegnung mit dem verehrten Dichter geworden. Um 9 Uhr Morgens kamen die beiden Geladenen in Weilburg an. Der Erzherzog empfing Uhland sogleich aufs Freundlichste und wandelte lange mit ihm durch

die das Schloß umgebenden Parkanlagen.* Nach dieſem Spaziergange führte er ihn den beiden Erziehern ſeiner Söhne, den Herren v. Röchel und v. Scharſchmidt-Adlertreu zu; ſie geleiteten den Dichter auf die umliegenden, waldbewachſenen, mit Burgruinen geſchmückten Höhen. Bei der Tafel war er ſchweigend: man konnte merken, daß er, trotz dem liebenswürdig einfachen Ton der, vom geiſtvollen Wirthe und ſeinen Kindern angeklungen, herrſchte, ſich unbehaglich fühle.

Von der Weilburg wanderte er mit Bergmann durch das ſchöne Helenenthal, deſſen waldige Höhen in Abendroth glühten. Hier ward er, wie von einem Alpdrücken erlöst, immer munterer. Unter anregenden Geſprächen gelangten die Beiden nach dem anmuthig gelegenen Ciſterzienſer-Stifte Heiligenkreuz, und übernachteten im dortigen Gaſthof. Am folgenden Morgen hatte Bergmann einen Beſuch im Kloſter abzuſtatten. Kaum hatten die Mönche gehört, daß Uhland in Heiligenkreuz ſei, als ſie den ihnen befreundeten Gelehrten beſtürmten, denſelben zu ihnen zu bringen. Abermals nur langem Zureden Bergmanns gelang es, Uhland zu vermögen, daß er die Einladung zur Tafel des Prälaten Seidemann annahm. Er ſpeiste im Refektorium an der Seite des durch den Gaſt geehrten und erfreuten Wirthes, und ſchien ſehr vergnügt, denn zu einer Aeuße-

* „Vielleicht," bemerkt hier unſre Quelle, „hat Uhland, wenn ſie von Bedeutung waren, ſeine Geſpräche mit dem Ueberwinder des Unüberwindlichen aufgezeichnet; ſeinen wiener Freunden, ſchweigſam und zurückhaltend wie er war, hat er davon nichts mitgetheilt." — Es iſt uns von einer ſolchen Aufzeichnung nichts bekannt.

rung kam es nicht, wie er denn auch hier, trotz dem heiter geſelligen Ton, kaum ein paar Worte ſprach. Nach der Tafel wanderten die Freunde über Sparbach in die Hinterbrühl nach Maria-Enzersdorf, auf deſſen Friedhof das Grab des Bruders „Unſtät“, wie ſich Pater Ludwig Zacharias Werner nannte, beſucht wurde, und kehrten ſpät Abends in einem „Zeiſelwagen“ nach Wien zurück.

Auf der dortigen Hofbibliothek war es vorzüglich der gelehrte Dr. Ferdinand Wolf, mit dem Uhland verkehrte, angezogen durch gleichartiges Studium der altfranzöſiſchen Literatur. Man wollte dem berühmten Gaſte einen beſondern Platz zum Leſen anweiſen, was er jedoch entſchieden ablehnte. Fortan ſaß er täglich unter den übrigen Leſern, gerne unbeachtet, und las die auf fliegenden Blättern gedruckten Volkslieder in den Miſchbänden aus dem 16. Jahrhundert. Selbſt auf der Bibliothek aber entging er, den „kennen zu lernen“ man ſich in Wien vielfach herbeidrängte, dem Schickſal nicht, daß der Franzoſe Sylveſtre, der ein gelehrtes Werk über Handſchriftenkunde herausgegeben, ihn zu ſeiner peinlichſten Verlegenheit als premier poète de l'Allemagne anredete und um ein Autographon bat. Uhland ſchrieb die bereits bekannten Verſe nieder:

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunſt,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man ſich Heilung in des Dichters Träumen.

Schon vor dem Beſuch beim Erzherzog hatte Wolf Uhland zu Ehren einen Kreis ausgezeichneter Männer zum

Mittagtiſch geladen, wie den freiſinnigen Chorherrn Chmel, den ſpäter vom Lehrſtuhl der Philoſophie entfernten Rembold, die Gelehrten von Karajan, Bergmann, Hahn, Mohne, Endlicher, welch Letzterer ſpäter beim Ausbruch der Revolution von 1848 eine ſo bedeutende Rolle geſpielt, und damals eine Zeitſchrift unter dem Titel „Muſeum“ zu begründen vorhatte. Sowohl dieſer Plan, als die auf der Hofbibliothek vorhandenen Schätze altfranzöſiſcher Literatur boten den mannigfachſten Geſprächsſtoff. Uhland hörte aufmerkſam zu und — ſchwieg. Aber nicht immer ſchwieg er. Nur die Geſellſchaft ſchien ihn zu verwirren, die ungewohnte Umgebung, die, wenn auch ehrende, Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon ihn einzuſchüchtern. Kurze Zeit nachher brachte er den ganzen Nachmittag in Karajans Studierſtube mit Chmel und Hahn ſogar ſehr luſtig zu. Er ſprach faſt ganz allein, Gelehrtes und Heiteres aus der Fremde und der Heimat mittheilend. So erzählte er, er ſei ſchon zweimal zu Hammer-Purgſtall geladen worden, aber er „gehe nicht zu dem Diplomaten,“ was von den Anweſenden, die den berühmten Orientaliſten als das vollendete Gegentheil eines Diplomaten kannten, höchlich belacht wurde. Später überzeugte ſich Uhland ſelbſt von jenem Gegentheil.

Ein andermal ſpeiste Dieſer bei Herrn v. Karajan. Letzterer hatte ſeinem älteſten Söhnchen geſagt, er möchte den zu Tiſch Kommenden recht anſchauen, er könne jetzt noch nicht begreifen, was das für ein berühmter Mann ſei, aber es werd' ihn dereinſt freuen, ihn geſehen zu haben. Die Kinder, der Weiſung folgend, hörten nicht auf, den Dichter, faſt

das Eſſen vergeſſend, fort und fort zu betrachten; bis es dem Gaſte ſelbſt auffiel und der Wirth ihm das Räthſel löste. Sehr heiter dadurch geſtimmt ließ er die Kleinen nach Tiſch, trotz aller Abwehr der Eltern, an ſich herauf klettern, und ward nicht müde mit ihnen zu ſpielen und zu lachen.

Später fuhr eine Geſellſchaft, worunter Karajan, Grillparzer, Kaltenbäck, Freiherr von Feuchtersleben, Alexander Baumann, mit Uhland nach Weidling, dem Dorf, wo jetzt Hammer-Purgſtall und Lenau begraben liegen, und wanderte von da zu Fuß, zwiſchen den Rebenhügeln, über den Bergrücken nach Kloſterneuburg. Auf der Höhe ragt eine Steinſäule mit dem Bilde des Gekreuzigten empor, ein Punkt, von welchem aus ſich eine wahrhaft entzückende Ausſicht darbietet, nichts zu ſagen von der geſchichtlichen Bedeutung der ſich jenſeits der Donau hinziehenden Ebene, auf welcher die Ottokar- und die Aſpernſchlacht geſchlagen wurden. Uhland ſah all Dies ſchweigend an, während ſeine Begleiter, ebenfalls ſchweigend, erwarteten, ein ſolcher Anblick werde den Dichter zu irgend einem Ausrufe bewegen. Er aber ward mehr durch die erwähnte Steinſäule in Anſpruch genommen, deren gereimte, abenteuerliche Inſchrift von einem hier geſchehenen Wunder erzählt, mit den Worten ſchließend:

Solches iſt geſchehen um das 1562 Jahr,
Als die Lutheriſche Ketzerei gemain war.

Auf der Kehrſeite ſteht: „Durch Maximilian Heinrich, Churfürſt zu Kölln, Anno 1672, der die Bildniß laſſen er-

höhen.“ Uhland bemerkte, nach der Sprache ſollte man glauben, die Inſchrift ſei noch aus dem ſechzehnten Jahrhundert.

Hier müſſen wir den Bericht des wiener Blattes, dem wir bis jetzt, das minder Wichtige weglaſſend, häufig mit Beibehaltung ſeiner eigenen Worte gefolgt ſind, einen Augenblick unterbrechen: Daß unter gewöhnlichen Umſtänden irgend Jemand, jene wunderhaft herrliche, dem Herausgeber dieſes Werkes wohl bekannte Ausſicht im Auge, von der Schönheit der Gegend, von den geſchichtlichen Erinnerungen, die ſich an dieſelbe knüpfen, nichts ſagen und lieber über eine unbedeutende Inſchrift eine unbedeutende Bemerkung hinwerfen werde — das wäre allerdings nimmermehr zu erwarten! Ganz anders wird die Sache, wenn man ſich einen Dichter an jene Stelle denkt, der weiß oder doch vermuthet, eine Schaar von ihm verehrter, perſönlich aber wenig bekannter Männer warte hier mit geſpannter Aufmerkſamkeit darauf, wie er ſeinen Empfindungen Laut geben werde. In ſolchem Fall wäre wohl nicht nur eine Perſönlichkeit, welche jeder Schautragung des Innern ſo entſchieden auswich, wie Uhland, verſtummt und hätte irgend ein nichtsſagendes Wort geſprochen, ſondern wahrſcheinlich jede echt dichteriſche Natur, z. B. Göthe, von welchem erzählt wird, man habe ihn bei einem Beſuch, den er in ſpätern Jahren in Frankfurt gemacht, in ein gewiſſes Zimmer ſeines elterlichen Hauſes gerade in dem Moment geführt, wo die Sonne gegenüber prachtvoll unterging, begierig erwartend, welche Gefühle bei dieſem Anblick der Dichterbruſt entſtrömen würden; der Alte aber, die Erwartung

merkend, habe nun absichtlich über die gewöhnlichsten Dinge, und nicht eine Sylbe weder von seiner Jugend, noch von dem scheidenden Tagesgestirn gesprochen.

In Klosterneuburg, fährt unsre Quelle fort, wurde auf der Schießstätte, die eine reizende Aussicht über Stadt und Berge gewährt, das Mittagmahl eingenommen und vom Prälatenweine manch tieferer Krug geleert. Uhland allein löste er die Zunge nicht. Die Andern, vom Trunke angeregt, erlaubten sich durch Wink und Lächeln über die Weise des Dichters, „der geradezu verstockt schien", sich heimlich zu erlustigen. Nur die höchste Verehrung vor ihm, und der Gedanke: „Es ist denn doch ein Unsterblicher, mit dem wir speisen!" wehrte einen Ausbruch der Weinlaune, den Jener hätte merken müssen.

Uhlands Herz aber, setzen wir hier abermals bei, war beim Anblick des Schlachtfelds von Aspern persönlich betheiligt, — konnte es wenigstens sein! In jenem Brief über die genannte furchtbare Schlacht, welche der hingeschiedene Jugendfreund Harpprecht geschrieben und Uhland veröffentlicht hat, heißt es nach den weiter vorne (S. 48) angeführten Worten:

„Ich war mit meinem Regiment in den Schlachten bei Abensberg und Eckmühl, aber dies Alles war Kinderspiel gegen die Schlacht vom 22. Und noch schrecklicher waren die Auftritte nach der Schlacht. Stellt euch unsre ganze Armee vor, die auf einer Insel in der Donau zusammengepreßt war. Lebende, Todte, Sterbende, zertrümmerte Kanonen, Pferde, die auf drei Füßen herumhinkten — alles Das lag unter und über einander. Ich schwöre bei Gott,

daß ich eine ganze Nacht neben einem todten Küraſſier gelegen bin und es erſt merkte, als ich mit dem Geſicht an ſeinen eiskalten, nakten Körper kam. Dennoch änderte ich meine Lage nicht um viel."

Wie, wenn auch jetzt, wie „auf der Ueberfahrt", Geiſt zu Geiſt ſich gefunden und der Dichter deshalb im Schweigen verharrt hätte, für das er hier verantwortlich gemacht wird, wie Andre ſonſt für's Sprechen?

Ein anderer Ausflug wurde, mit Wolf und dem eben in Wien anweſenden Roſenkranz, zu Friedrich Halm (Münch-Bellinghauſen), dem ſchnell berühmt gewordenen Verfaſſer des kurz zuvor erſchienenen Drama's „Griſeldis", nach Ebreichsdorf gemacht, wo dieſer durch Unpäßlichkeit feſtgehalten war, ſo daß er ſeinen Wunſch, Uhland in Wien zu begrüßen, aufgeben mußte. Aufs Freundlichſte aufgenommen, brachten die Gäſte einen ganzen Tag in dem Schloſſe zu. Halm erinnerte ſich jedoch ſpäter nur zweier Geſprächsſtoffe, an denen Uhland lebhafter theilnahm. Es kam die Rede auf die große Verwandtſchaft des öſterreichiſchen und ſchwäbiſchen, zunächſt aber baieriſchen Stammes. Eigenthümlich zuſtimmend (und beſtätigend, daß Uhland wirklich ein großes Opfer gebracht, als er ſein Amt an der tübinger Hochſchule niedergelegt) war ſeine Aeußerung, als Halm die Anſicht ausgeſprochen, er halte es nachtheilig für einen dichteriſchen Geiſt, wenn er, jede praktiſche Thätigkeit verſchmähend, ausſchließlich Dichter ſein wolle, indem er dann in der peinlichen Lage ſei, die Stimmungen, die zum poetiſchen Schaffen nöthig, nicht abwarten zu können, ſondern zum Nachtheil der Kunſt fort und fort produziren zu

müſſen. „Ich ſage“, erwiderte Uhland, „jungen Poeten, wenn ſie nur dichten wollen, jedesmal: „Was aber dann, wenn ein Poet ſich als ſolcher zu Bette legt, und beim Erwachen merkt, daß er es zu ſein aufgehört hat?“

Als ein Jahr ſpäter (1839) Herr von Karajan den neu gewonnenen Freund in Tübingen beſuchte, war er höchlich erſtaunt, den in Wien „ſo wortkarg, ſo wortesunmächtig“ geweſenen Gaſt, zum heitern, herzlich freundlichen Wirth umgewandelt zu ſehen. Eines Ausflugs, der bei dieſer Gelegenheit nach der wurmlinger Kapelle gemacht wurde, müſſen wir mit ein paar Worten gedenken, weil hier von Seiten des wiener Berichterſtatters offenbar ein Irrthum vorwaltet. Bei dem Punkt, wo das Kirchlein ſteht, — ſo führt Dieſer aus dem Munde Karajan's an, — „erzählte Uhland mit großer Lebhaftigkeit, wie er, Lenau und Karl Mayer hier einen Wettkampf eingegangen, wer das beſte Gedicht auf die wurmlinger Kapelle machen werde. Uhland erzählte Dies faſt dramatiſch, indem er ſagte: „„Sehen Sie, hier ſaß Lenau, hier Mayer und hier ich.““ Dabei ſetzte er ſich an jede dieſer Stellen. „„Mein Gedicht““, ſchloß er, „„war nicht ſchlecht.““ — Das durch das wurmlinger Kirchlein hervorgerufene Gedicht Uhlands „Die Kapelle“, bemerken wir hiegegen, iſt, wie weiter vorne angeführt wurde (S. 25), bereits im Jahr 1804 oder 5 entſtanden; Lenau's „Wurmlinger Kapelle“ im Jahr 1832,* und Karl Mayers

* Vgl. den ausführlichen Bericht hierüber in Nikolaus Lenau's Briefen an einen Freund. Herausgegeben von Karl Mayer. 1853. S. 37.

„Wurmlinger Kapelle und ihr Kirchhof“ * ums Jahr 1851 oder 52. Ein Wettkampf über den berührten Gegenstand hat zwischen den drei genannten Dichtern so wenig stattgefunden, als daß alle drei zugleich an jenem Ort gewesen wären. Endlich müßte Uhland, wenn er sein eigenes Gedicht auch nur in der hier angegebenen, sehr mäßigen Weise hervorgehoben, jedenfalls ganz und gar im Gegensatz mit seiner sonstigen Gewohnheit gehandelt haben.**

Sah sich Uhland auf besagte Weise als rüstiger Wanderer in ganz Deutschland und ebenso in der Schweiz, deren Hochgebirge und Thäler zu bereisen er nicht satt werden konnte, um, so war, in Tübingen selbst, Gustav Schwab, welcher im gleichen Jahr, in welchem Uhlands zweite Wahlperiode zu Ende gegangen, die Pfarrstelle in Gomaringen erhalten hatte, sein nur durch eine zweistündige Wegstrecke geschiedener Nachbar geworden, während Karl Mayer vom Jahr 1843 an als Rath am Gerichtshof seinen bleibenden Aufenthalt in der Stadt selbst bekam. Blieben die

* Ebend. S. 40 f. angeführt.

** Karl Mayer, über die Sache befragt, schrieb uns: „Was Herr von Karajan über einen poetischen, auf der Kapelle verabredeten Wettkampf zwischen Uhland, Lenau und mir gesagt haben soll, muß auf einer völligen Gedächtnißtäuschung beruhen. Der behauptete Wettkampf hat nie stattgefunden..... Wahr ist nur, daß an dem Abend, als Lenau sein Kapellenlied machte, Uhland und Schwab“ (nicht K. Mayer) „ihn auf die Kapelle begleitet, bei Sonnenuntergang aber auf seinen Wunsch dort allein gelassen hatten, weil er jenes Lied zu dichten im Begriff war. Vielleicht mag nun Uhland dem Herrn v. Karajan in lebhafter Erinnerung an jenen Abend gesagt haben, da sei Lenau, da Schwab, da er selbst gesessen. Daß er aber sein eignes Gedicht gelobt habe, sieht ihm völlig unähnlich.“

drei Jugendfreunde ſomit örtlich verbunden, oder doch einander ſehr nahe gerückt, ſo unterhielt unſer Dichter auch mit einer Zahl Profeſſoren und ſonſtiger gebildeten Männer Tübingens einen fortdauernden vertrauten Verkehr. Es bildete ſich ein eigenes, der Geſelligkeit wie der Wiſſenſchaft gewidmetes, wöchentlich einmal zuſammentretende Kränzchen, deſſen Mitglieder der Reihe nach Vorträge über irgend einen frei gewählten Gegenſtand zu halten hatten. Alle vier Wochen nahmen auch die Frauen Theil, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß für dieſen Tag leichtere, wo möglich heitere Abhandlungen vorzutragen waren, die übrigens auch als ſolche, wenigſtens von Uhland, ſehr gründlich genommen wurden. So hatte er einmal den Tanz zum Vorwurf erleſen, eine Wahl die wohl Niemand von ihm erwartet haben würde, und verbreitete ſich, durch ſeine außerordentliche Beleſenheit wie kaum ein Andrer unterſtützt, der Verſicherung nach auf eben ſo anziehende als erſchöpfende Art über die angeregte Materie. Ein andermal hielt er, durch einen beſondern Fall veranlaßt, einen vom köſtlichſten Humor gewürzten Vortrag über — Schwabenſtreiche!

Bei Gelegenheit dieſer in die verſchiedenſten Gebiete des Wiſſens mitunter allerdings ſcherzhaft, oft aber auch ſehr ernſt eingreifenden Abhandlungen iſt es denn wohl am ſchicklichſten, über des Dichters allgemeine Bildung und über ſeine Anſicht von den höchſten Dingen ein Wort zu ſagen, ſoweit Solches dem Herausgeber dieſer Blätter geſtattet ſein kann, welcher, dem Verſtorbenen in keinem Abſchnitt ſeines Lebens ſo nahe ſtehend, als für eine derartige Aufgabe zu

wünſchen wäre, ſich hier neben dem eigenen Urtheil auch auf fremdes ſtützen muß.

Von denjenigen Zeitſtrömungen, welche weder in die Poeſie, noch in die Begründung der Volksrechte einſchlugen, ſcheint Jener im Allgemeinen wenig berührt, und außer den genannten beiden Kreiſen ſeiner Wirkſamkeit eigentlich nur noch zur Geſchichte lebendig hingezogen worden zu ſein, die ihm den Weg zu den zwei andern bahnte. Bei aller Tiefe ſeines Gemüthes und ſeines Geiſtes, von welcher z. B. der mitgetheilte Aufſatz des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings über das Romantiſche ein glänzendes Zeugniß ablegt, war er kein philoſophiſcher Kopf. Oder richtiger — da jener Mangel ſich bei einem Dichter in gewiſſem Sinn von ſelbſt verſtehen dürfte — es lag jener metaphyſiſche Zug, welcher in manchen großen Poeten ſo gut vorkommt, als in Philoſophen, nicht in ſeinem Weſen. Immerhin war er Dichter genug, um bisweilen an die höchſten Fragen der Menſchheit anzuſtreifen, immerhin ſein Sinn hinreichend erſchloſſen, um hinter der gemeinen Wahrheit eine höhere zu fühlen, und ein in's Unendliche fortſchreitendes Weltverſtändniß zu ahnen, wie er z. B. auf ein ſolches in dem höchſt treffenden Ausſpruch des genannten Aufſatzes hinweist: „Faſt in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimniſſe zu ahnen, nach denen unſer Sinn, mit oder ohne Bewußtſein, immer ſich hinneigt.“ Aber er wurde dieſen Tiefen nicht durch den inſtinktmäßigen Gang ſeiner Seele angenaht, wie ſo manche andere große Dichter, die, wo es ihnen nicht vergönnt war, über die höchſten Angelegenheiten des Men-

ſchen ein neues offenbarende Wort auszuſprechen, wenigſtens das Räthſel, in welches jene Angelegenheiten ihnen gehüllt ſchienen, um ſo befremdeter und damit bezeichnender hervorhoben, andeutend wie ſehr ſie mindeſtens das ungelöste Geheimniß in Anſpruch nehme. In Uhland war kein Bedürfniß, ein ſolches Wort auszuſprechen, oder zu vernehmen: „Keine Unruhe, kein Zweifel quälte ihn auf dem Boden, auf welchem er ſtand.“* Kommt hie und da in ſeinen Dichtungen eine Stelle vor, die in jenem Sinn angeführt werden könnte, wie z. B. folgende Verſe im Herzog Ernſt:

Nicht blos, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechſelſtand geheimnißvoll
Die menſchlichen Geſchicke vorbeſtimmt,

ſo deutet ſich dieſelbe allzuklar als bloße Phraſe an, um ihr hinſichtlich der vorliegenden Frage Gewicht beizulegen. Was er über Gott und das Jenſeits ſagt, überfliegt ſehr ſelten den Boden des gewöhnlichen Verſtandes oder mindeſtens den Kreis hergebrachter Ideen, macht auch von Seiten des Verfaſſers keinen Anſpruch auf ein ſolches Ueberbieten. — Und iſt es nun auch bei einem Dichtergeiſte nicht anders denn in der Ordnung, oder zeugt es mindeſtens keineswegs gegen den Lebensgehalt deſſelben, wenn er ſich, wie Uhland, gegen die Philoſophie als ſolche — gegen Kant, Fichte, Hegel — ziemlich abwehrend und — ſo wird uns aus wohl unterrichteter Quelle verſichert — über das Dunkel ihrer Ausdrucksweiſe klagend verhielt, ſo gewinnt dieſe Unempfäng-

* Worte des Nekrologs in der Allgemeinen Zeitung.

lichkeit gegenüber von Schelling ein etwas anderes Ansehen. Fühlte sich Uhland auch zu diesem Genius, in dessen Weltanschauung ganze Meere von Poesie wogen, zu ihm, dessen Ansichten eben in der Zeit, wo Jener zum höhern Bewußtsein reifte, in Deutschland am stärksten besprochen wurden, und gerade an den Gründern der ältern romantischen Schule, vor Allem an den beiden Schlegeln, begeisterte Wortführer fanden — nicht im Mindesten hingezogen, wie uns Dies gleichfalls bestätigt wird, und wie schon sein, auch von dem vorhin angeführten Nekrolog zugegebenes gänzliche Schweigen über Schellings Schriften andeutet: dann fehlte ihm einigermaßen jener Zug in die Tiefen des Daseins, dessen Mangel bei dem bekannten Ausspruch Göthes, daß die Uhland'sche Muse nichts „das Weltgeschick Bezwingendes" in sich trage, mit in Rechnung genommen zu sein scheint.

Nebenher verhielt sich unser Dichter aber, wie wir abermals von Solchen erfuhren, die in der Lage waren, hierüber nähere Kenntniß zu sammeln, auch in Bezug auf manche andere geistige Interessen auffallend unempfänglich. So sollen z. B. die Naturwissenschaften durchaus keinen Reiz für ihn besessen haben, ganz im Gegensatze zu seinem Freund Kerner, welcher, bei einem weit weniger methodischen Geiste, keineswegs ohne sehr entschiedene Empfänglichkeit nach jener Seite zu war. Ja bei Uhland ging die Abgeschlossenheit in erwähnter Hinsicht so weit, daß er, wie uns von einem Augenzeugen versichert ward, einmal nach einem allgemein ansprechenden Vortrag über das Licht ziemlich unverdeckt andeutete, dergleichen Gegenstände hätten keine Anziehungskraft für ihn, eine Beschränkung, die um so

mehr auffallen mußte, wenn man ſein wahrhaft rieſenhaftes und durchaus lebendiges Wiſſen in Bezug auf Volkspoeſie, Mythe, Sage u. ſ. w. in Anſchlag brachte.

Was die Künſte betrifft, die man vorzugsweiſe als die ſchönen bezeichnet, ſo ſcheint er neben der Poeſie nur noch für Muſik in höherem Grade aufgeſchloſſen geweſen zu ſein: er liebte ſie nicht nur, ſondern war wirklich ein Kenner derſelben. Für höhere Bildnerei in irgend einem Fach beſaß er, obwohl in eigener Perſon Dilettant in der Malerei, vielleicht keinen ſehr bedeutenden Sinn. Doch hatten ſeine Anſichten über letztere etwas Eigenthümliches. In der Vorliebe für Landſchaftsmalerei glaubte er z. B., gehe die neuere Zeit zu weit. Was nur Hintergrund für die Menſchengeſtalt ſein ſolle, mache ſich als etwas Selbſtändiges, ja bisweilen Ausſchließliches geltend. Im Mittelalter habe man dagegen der menſchlichen Figur gerne einen Goldgrund gegeben.

Komponiren und Malen nach ſeinen (Uhlands) oder überhaupt nach irgend welchen Gedichten, ſtatt nach dem urſprünglichen Gegenſtand, hielt er, gewiß mit Recht, in gar vielen Fällen für bedenklich, irreleitend, zu bindend.

Noch weniger liebte er, was freilich nicht mit ſeinen Anſichten von der Kunſt, ſondern nur mit ſeiner Anſpruchloſigkeit und Einfachheit zuſammenhing, die Abbildung ſeiner eigenen Geſtalt in irgend einer Weiſe. Er war auf dieſes „Getrieb in äußern Dingen“ nicht gut zu ſprechen.

Am meiſten Empfänglichkeit hatte er neben Poeſie und Muſik ohne Zweifel für Architektur, wenigſtens für die ſogenannte gothiſche, theils weil ihm das Symboliſche und Er-

habene derſelben imponirte, theils weil ſich das nationale und geſchichtliche Element, das ihn in ſo hohem Grade in Anſpruch nahm, an ſie knüpfte. So war er es geweſen, der einen Theil der herrlichen, ſpäter zum verdienten Ruhm gelangten Bauwerke des ehemaligen Kloſters zu Bebenhauſen bei Tübingen vom Untergang rettete. Ein Verwandter von ihm, dortiger Beamter, hatte ihm, wie Karl Mayer (Album S. 16) erzählt, zufällig mitgetheilt, daß die Gebäude außer der Kirche, z. B. der jetzt bewunderte und mehrfach abgebildete Kreuzgang, das Refektorium u. ſ. w. zum Verkauf für eine Bierbrauerei oder gar zum Abbruch beſtimmt ſeien, und nur dem Verſtändniß, welches Uhland dem Vetter über den Werth dieſer Gebäude eröffnete, iſt es zuzuſchreiben, daß dieſelben erhalten blieben.

Beſonders jedoch zeigt folgender, am 11. Mai 1811 an Immanuel Bekker gerichtete Brief,* wie erſchloſſen ſein Sinn für dieſen Zweig der Kunſt war, auch zugegeben, daß hier mehr Geiſt und Gemüth, als Kunſtkennerſchaft im engern Sinne ſprechen.

„Meine Rückreiſe bis Straßburg hatte wenig Merkwürdiges, als den, beſonders nächtlicher Weile, ſehr eindringlichen Froſt. Schukards Geſellſchaft war mir auf dieſem Wege ſehr tröſtlich. Die zwei Tage, die wir in Straßburg verweilten, brachte ich faſt einzig damit zu, auf, durch und um das Münſter zu wandeln und es in verſchiedenen Fernen und zu verſchiedenen Zeiten anzuſchauen. Die Vorderſeite, die Bruſt des Gebäudes, bis

* Siehe Ludwig Uhland. Vortrag von O. Jahn. Bonn. 1863. S. 150.

dahin, wo der Thurm aufſprießt und ein zweiter gleicher hätte aufſprießen ſollen, war mir beſonders Nachts und bei Glockenſchall beinahe furchtbar. Der Thurm ſelbſt aber macht den Eindruck des Schmucken und Feſtlichen. Das Ungeheure der Maſſe verliert ſich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung, und in einer Durchſichtigkeit, die an die Varnhagenſchen Ausſchnitte erinnert. Man meint, der Wind ſollte dieſen Thurm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehen. Beſonders zart erſchien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche dieſes Thurms macht ihn für jede Zeit geltend, und ſpricht gewiß den modernſten wie den alterthümlichen Sinn an. Wie ſchwerfällig erſchien mir jeder ohne Vergleich kleinere Thurm, den ich nachher ſah! Das Innere der Kirche hat durch die Vollſtändigkeit der gemalten Fenſter, durch die dunkelblauen und dunkelrothen Maſſen der Glasgemälde, eine ſehr ernſte und feierliche Beleuchtung. Welch ein Unterſchied von den gelben, hellvioletten und hellrothen Scheiben neuerer Zeit! Das Dunkelklare iſt mir überall die bedeutendſte Färbung, im menſchlichen Auge, im Gemälde, in der Poeſie, wie bei Novalis. Gemalte Fenſter ſcheinen mir einer chriſtlichen Kirche weſentlich: denn die Stätte iſt nicht geſchloſſen, die Kirche iſt unausgebaut, ſo lange das Auge durch die Fenſter in den weiten Himmel blickt und damit den Geiſt aus der Kirche hinauszieht, ſo lange nicht die Gottheit im Tempel ſelbſt gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenſter gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinauslaſſe, dafür aber allem Himmliſchen zum Eingang diene; und dieſe Anforderung erfüllt nur das gemalte Fenſter. Der Himmel hat ſich bilderreich auf die Kirche geſenkt und kömmt dem anſtrebenden Geiſte aus allen Fenſtern gedrängt entgegen. Davon nicht zu reden, daß durch

das farbloſe Fenſter außer dem fernen Himmel auch noch das Irdiſche, Dach und Schornſtein, hineinblickt. Bei der ſonſtigen Vollſtändigkeit der Glasmalereien in der ſtraßburger Kirche fällt ein kleines Fenſter mit weißen Scheiben, gerade über dem Hochaltar, um ſo unangenehmer auf. Es macht durch ſeine Nüchternheit den Eindruck, als wäre es zum Schornſtein, zur Lüftung, oder zu irgend einem andern weltlichen Gebrauche beſtimmt. Man muß ſich vor dem fremden Lichte in die farbig dämmernden Seitengänge zurückziehen. Auf einer Galerie über dem Chor ſteht der Telegraph. Eine Windmühle fehlt noch!

Daß neben jener Nichtempfänglichkeit für Philoſophie eine einfache, ſchlichte Religioſität hergegangen, wie der Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung annimmt, geben wir, ſoweit wir auf unſrem entfernter liegenden Standpunkt hier überhaupt zu einem Urtheil befugt ſind, vollkommen zu, wenn unter jenem Ausdruck der Glaube an ein lebendiges Verhältniß zwiſchen dem Menſchen und einem namenloſen, höchſten, heiligen Weſen verſtanden wird; denn dieſer Glaube ſprach ſich mittelbar in dem ganzen Mann, und ſpricht ſich unmittelbar in gar manchen ſeiner Gedichte aus. Eben damit iſt ſchon geſagt, daß er, wie nicht nur ſein noch mit jugendlichem Herzen verfaßter Aufſatz über das Romantiſche, ſondern, wenigſtens mittelbar, z. B. auch ſein in weit reiferem Alter geſchriebener, auf S. 74 eingerückter Brief an Kerner zeigt, vom Drange frei war, das Unbegreifliche entweder ganz zu leugnen, oder es auf dem Wege des Verſtandes begreifen zu wollen. Es gab für ihn eine höhere Welt, ſo nah ſeinem ſich ſelbſt genügenden, tapfern Mannesſinne der Heroismus Derjenigen liegen mochte, welche, aus Achtung vor

dem sittlichen Gesetze selbst, Alles mit dem Diesseits für geschlossen halten. Einem Studirenden der Theologie, seinem Verwandten, hatte er als durchgreifende, alles Andere in sich schließende Maßregel, die Ermahnung ans Herz gelegt: „Rede den Menschen in's Gewissen und predige die Unsterblichkeit."

Dagegen möchten wir den entschiedenen Sinn für das Göttliche im Allgemeinen, der sich in den Uhlandischen Poesien kundgibt, ja selbst die liebe- und ehrfurchtvolle Achtung vor dem Heiligen, dem Geoffenbarten, die an mehrfachen Stellen derselben hervortritt, weniger, als jener Nekrolog thut, für Belege der angedeuteten Gesinnung ausgeben, denn ohne jene Ergriffenheit von dem Göttlichen im Allgemeinen läßt sich überhaupt kein wirklicher Dichter — gesetzt er sei nicht etwa ausschließlich Komiker — denken; und selbst die Erschlossenheit für die christliche Symbolik, die Fähigkeit dieselbe zu manchem zarten Bild, zum Ausdruck mancher ewigen Idee zu gebrauchen, kommt bei vielen Poeten, z. B. Schiller und Göthe vor, ohne daß man diese deshalb vorzugsweise als religiös bezeichnet hätte. Wie offen Uhlands Gemüth im Knabenalter für Gegenstände der Andacht gewesen — einem Alter, wo diese Offenheit übrigens bei allen genialen Naturen vorkommt, und so namentlich auch bei Schiller und Göthe durch mehrfache Belege verbürgt ist — zeigt folgendes, zum Theil noch in naiv kindlichen Ausdrücken und Bildern gehaltene Gedicht auf die Himmelfahrt Christi, welches gleich nach vollendetem vierzehnten Jahr des Verfassers (Mai 1801) entstand,

während Göthe die bekannte Feier der Höllenfahrt Christi im sechzehnten gedichtet hat.

Zur Himmelfahrt.

In eines Felsen nachtumflortem Schooße,
Da lag der heil'ge Gottessohn;
Da lag er blaß, entstellt, auf weichem Moose;
Des Lebens Odem war entfloh'n;
Da ruhten seine Glieder, ach die müden,
In stillem Frieden.

Da lag er, ach, in Felsen eingemauert,
Von keinem Lüftchen angeweht,
Von wenigen Getreuen nur betrauert,
Von vielen frech verhöhnt, verschmäht.
Die Todtenvögel klagten um den Felsen
Aus heifern Hälsen.

Nur wen'ge seiner treuen Schüler wallten
Mit Thränen oft zum Grab hinaus,
Doch Myriaden Trauerlieder hallten
Dort oben in des Vaters Haus;
Dort weinten ihm in unermeß'nen Weiten
Der Engel Saiten.

Doch endlich dämmerte der dritte Morgen,
Seitdem der Leib begraben war;
Noch lag er in der Felsennacht verborgen,
Noch klagte sanft der Engel Schaar:
Da wurde schnell das Land des Herrn erschüttert;
Judäa zittert.

Da brauste wild der Erde Eingeweide,
Die Meere strebten himmelan,
Der Tabor und der Hermon wankten beide;
Paläste riß zu Boden der Orkan.
Da sprang der Jesusfels gleich alten Eichen
Bei Wetterstreichen.

Und aus den hohlen, weitgespalt'nen Klüften
Steigt feierlich der Herr einher;
Ein Silberkleid umflattert seine Hüften
Und ihn umfließt ein Stralenmeer;
Ein Stralenmeer, als wären tausend Sonnen
In Eins zerronnen.

Und seine Wächter, die vorher so dreisten,
Ertragen nicht das Gotteslicht;
Sie werfen Spieß und Schwerter aus den Fäusten,
Und stürzen hin auf's Angesicht.
Da liegen sie, die Würmer! Weh, sie gleichen
Erblaßten Leichen!

Doch nicht um Rache an dem Feind zu üben,
Entstieg der Heil'ge seinem Grab.
Ach nein, er wandelt hin zu seinen Lieben,
Und trocknet ihre Zähren ab.
Er will als Gottes Sohn den Jüngerschaaren
Sich offenbaren.

Doch bald entschlüpft dem Aether eine Wolke,
Und hebet den Erstandnen auf.
Er spricht zu seinem tief gerührten Volke:
„Getrost! zum Vater geht mein Lauf!“

Und bald entſchwind't er über allen Sternen
In blauen Fernen.

Ob, wenn Uhland im Mannesalter, ja bis zum Tode, die äußern Gebräuche der Kirche geehrt und ſich dieſer feierlichen und erhebenden Symbolik in regelmäßigen Zeitabſchnitten angeſchloſſen, Dies bei ihm wirkliches Gemüthsbedürfniß, oder nur liebevolles Fortwirkenlaſſen kindlicher Eindrücke, vielleicht auch zarte Rückſicht auf Andre geweſen, für deren Gemüth jene Gebräuche eine Nothwendigkeit waren — darüber konnten dem Verfaſſer dieſes Buchs ſelbſt Solche nicht Auskunft geben, welche dem Verſtorbenen ſehr lange Zeit nahgeſtanden, und ſich für jene Frage beſonders intereſſirt, ja ausdrücklich gewünſcht hatten, daß dieſelbe, als bezeichnend für den Mann, mit in vorliegendes Werk herein gezogen werde. Jedenfalls verband ſich bei unſerm Dichter mit jener Beachtung äußerlichen Kirchengebrauchs die entſchiedenſte Freiſinnigkeit gegen anders Denkende, die erklärteſte Abwehr jedes Pfaffenthums und Gewiſſenszwangs. „Viel größer erſchienen ihm," wie der angeführte Nekrolog bemerkt, „die von ſolch fälſchendem Mißbrauch des Heiligen drohenden Gefahren, als die von den Ausſchreitungen der Freiheit zu beſorgenden." — „Er zog die Grenzen der Freiheit des Forſchens, der Wiſſenſchaft, der Lehre ſehr weit, oder, vielleicht richtiger, er hielt Niemand, auch die Staatsgewalt nicht, für befugt, dem freien, forſchenden Geiſte Schranken zu ſetzen." Auf höchſt nachdrückliche Weiſe hat er ſich in dieſer Beziehung einmal gegen Diejenigen ausgeſprochen, welche ſich beikommen ließen, gegen ſeinen

Amtsgenossen, den geistreichen Aesthetiker Friedrich Vischer, verketzernd aufzutreten.

Zu erwähnen aus jener Zeit ist noch, daß zu Ende des Jahrs 1840 Uhland, wie die meisten namhaftern deutschen Dichter, im Auftrag des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Baiern angegangen ward, seine Ansicht über einen von Jenem projektirten, und unter dessen Schutz zu stellenden Dichterverein abzugeben. Innerhalb desselben sollte unter Anderm jährlich ein durch die Munificenz des hohen Protektors zu bestreitender Preis für die gelungenste Dichtung von ächt nationaler Tendenz, die sich jedoch von jeder konfessionellen oder politischen Aufregung fern zu halten habe, ausgesetzt werden. Uhland rieth entschieden ab; ob sein Rath, wie gegen den Schreiber dieses behauptet werden wollte, in der That vor allen andern Stimmen zur Verwerfung jenes Planes beigetragen habe, muß dahin gestellt bleiben, und dürfte wohl eher bezweifelt werden.

Mitten in jene ruhigen Lebenswege brach plötzlich die Bewegung des Jahrs 1848, aufrufend für ein einiges, freies, mächtiges Deutschland. Uhland hatte seinem Verdruß über die Unfreiheit, Uneinigkeit und Unmacht des großen Vaterlandes noch wenige Jahre vorher bei Gelegenheit des kölner Dombaus und der Streitigkeiten über die gemischten Ehen in folgenden, aus dem Stegreif hingeworfenen Versen Luft gemacht:

Deutscher Bau und deutscher Strom,
Großer Vaterlandsgedanke!
Bauen wir den Kölner Dom;
Straßburgs Münster baut der Franke!

Daß man nicht sein Glück vergesse.
Müssen Fest und Denkmal sein:
Guttenberg und — freie Presse!
Kölner Dom und — freier Rhein!

Sinnbild unsrer Friedenszeit,
Heil'ger Dom von Köln erstehe,
Deutscher Eintracht Köstlichkeit,
Denkmal der gemischten Ehe!

In umgekehrtem Sinn hatte er etwas später, bei der im Jahr 1846 in Frankfurt a. M. zusammengetretenen ersten Germanistenversammlung, in einem im Kaisersaal des Römers ausgebrachten Trinkspruch die, durch die nachfolgenden Ereignisse fast zur Wahrsagung gewordenen, Worte gebraucht, „es werde bald wieder von deutschem Reich und Reichstag die Rede sein; es sei ihm, als würden diese Kaiserbilder in Kurzem aus ihren Rahmen heraus in's wirkliche Leben treten." — Man kann sich unschwer vorstellen, wie mächtig er jetzt ergriffen war, obwohl er in der Regel sehr ernst gestimmt, ja, wie versichert wird, im Innersten etwas bedrückt erschien, vielleicht Zweifel hegend, ob die Zeit ihrer großen Aufgabe gewachsen sei. Schon am 2. März, also mehrere Tage früher, als die am 5. jenes Monats in Heidelberg tagende Versammlung freisinniger Mitglieder der damaligen Abgeordnetenkammern sich über die Grundlagen einer Reichsverfassung berieth, hatte er im Namen einer tübinger Volksversammlung folgende Adresse an den landständischen Ausschuß — (nicht an die Regierung — dieser Vorschlag war von ihm ausdrücklich bekämpft worden) — verfaßt:

„Der Sturm, der in die Zeit gefahren iſt, hat die politiſchen Zuſtände Deutſchlands, in ihrer ganzen unſeligen Geſtalt, Allen erkennbar blosgelegt. Es iſt nöthig in dieſer bewegten Zeit, daß Deutſchland gerüſtet daſtehe, nicht um herauszufordern, gewiß aber zu Schutz und Schirm ſeiner Grenzen. Allein es ſoll die Rüſtung anlegen, den wunden Fleck auf der Bruſt. Jetzt eben ſchmerzt er tief, und es thut Noth, daß er raſch geheilt werde.

„Auf die Verbeſſerung jener Zuſtände von Grund aus hinzuwirken, dazu ſpornt jetzt nicht lediglich die gute Gelegenheit, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lang es glüht; es drängt dazu vor Allem ein Zwieſpalt des öffentlichen Gewiſſens, der ſeine Löſung verlangt, eine Forderung der Volksehre, welche Befriedigung heiſcht.

„Einem Volke, das von der heiligen Pflicht durchdrungen iſt, ſeinem vielgefährdeten Boden nicht eine Spanne weiter entreißen zu laſſen, mangelt die Sicherheit, daß es nicht als willenloſes Werkzeug diplomatiſcher Verwicklungen die Waffen ergreife; verſagt iſt ihm das begeiſternde Bewußtſein für eine auch politiſch würdige Stellung unter den geſitteten Völkern mit Gut und Blut einzutreten.

„Das große Grundgebrechen unſeres deutſchen Geſammtvaterlands läßt ſich in wenige Worte faſſen: es fehlt die volksmäßige Grundlage, die freie Selbſtthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung ſeiner Einſichten und Geſinnungen bei der Beſtimmung ſeines ſtaatlichen Lebens. In geiſtiger und ſittlicher Bildung keinem andern nachſtehend, hat das deutſche Volk noch immer nicht von dem Geiſte, der in ihm lebt, ſondern von den Ueberlieferungen ſtaatsmänniſcher Weisheit die Ordnung ſeiner Geſchicke zu erwarten. Dieſes politiſche Grundübel verzweigt ſich in die

einzelnen Mängel, deren bedeutendste, durchgreifendste jetzt überall zur Abhülfe bezeichnet werden.

„Es fehlt die mitwirkende Vertretung der Nation an der Stelle, wo über die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten des Vaterlandes, wo selbst über wesentliche Rechte, die in den Verfassungen einzelner Staaten verbürgt sind, entschieden wird; es fehlt in den meisten Bundesstaaten die allgemeine Volksbewaffnung, in der zugleich die Gewähr liegt, daß nur solche Kriege geführt werden, die das Volk für nöthig erkennen muß; es fehlt die freie Aeußerung mittelst der Presse, dieses klare Recht des württembergischen Verfassungsvertrags; Versammlungen und Vereine zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten unterliegen den drückendsten Beschränkungen; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, unentbehrlich für den unmittelbaren Einblick und das allgemeine Vertrauen in die Verwaltung der Rechtspflege sind hier zu Lande nur erst zu ungenügendem Anfang gelangt; es fehlt in den Grundbedingungen einer kräftigen Entwicklung des wahren Gemeingeistes im nächsten Kreise der Gemeinden und Körperschaften; und im Verfassungsleben Württembergs, das wir an die gemeinsamen deutschen Verhältnisse überall anknüpfen möchten, fehlt insbesondere noch der ungetrübte Ausdruck der Volksmeinung durch eine reine, volksthümliche Wahlkammer, ein Uebelstand, der dem nothwendigen vertrauensvollen Zusammenhange des Volks mit seinen Vertretern und der Wirksamkeit der Letztern den erheblichsten Eintrag thut.

„Hienach richten wir Unterzeichnete an den hochansehnlichen ständischen Ausschuß, als den Stellvertreter der gegenwärtig nicht versammelten Kammern, das angelegentlichste Ersuchen:

Die unverweilte Einberufung der vertagten Stände-Ver-

sammlung zu veranlassen, damit die Kammern folgende Punkte zu ihren Anträgen an die Königl. Staatsregierung schleunig und nachdrücklich erheben mögen:

„1) Ausbildung der Gesammt-Verfassung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaats, mit Volks-Vertretung durch ein deutsches Parlament am Bundestage;

„2) Allgemeine Volksbewaffnung;

„3) Preßfreiheit im vollen Umfang, gemäß dem §. 28 der Verfassungs-Urkunde;

„4) Aufhebung der Beschränkungen, welche gegen Vereine und Versammlungen zu Berathung öffentlicher Angelegenheiten bestehen;

„5) Vollständige Durchführung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, mit allen sich daran knüpfenden Konsequenzen;

„6) Vollkommene Herstellung einer wirklichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirks-Körperschaften;

„7) Revision der Verfassungs-Urkunde nach den, während ihres 28jährigen Bestehens gemachten Erfahrungen, namentlich zum Zwecke der Herstellung einer ungemischt aus der Volkswahl hervorgehenden Abgeordneten-Kammer.

„Wir enthielten uns, die einzelnen Anträge ausführlicher zu begründen; sie betreffen Gegenstände, die einer deutschen Stände-Versammlung wohl bekannt sind, und wir setzen voraus, daß der Ruf der Zeit, wie er uns ergriffen hat, auch an die Herzen der Volksvertreter und der Leiter des Staats vernehmlich geschlagen habe.

Verehrungsvoll ꝛc. ꝛc.“

Am 16. März ſtellte ſofort der Univerſitätsſenat den Antrag auf Ernennung Uhlands zum Profeſſor honorarius mit Titel und Rang eines ordentlichen Profeſſors, der Erlaubniß zu leſen und Sitz im Senat. Obwohl der neue Kultminiſter, Paul Pfizer, Mitglied des am 11. März eingeſetzten freiſinnigen Miniſteriums, dieſem Vorſchlag ſehr geneigt war, kam er nicht zur Ausführung, weil Uhland ſelbſt erklärte, er ſei dem Lehramt ſeit einer Reihe von Jahren allzu fremd geworden, um ſich zu Vorleſungen entſchließen zu können; die Rechte eines öffentlichen Lehrers aber zu erhalten, ohne deſſen Pflichten zu erfüllen, widerſtrebe ſeiner Denkart.

Wenige Tage nachher ward er von dem genannten Miniſterium — Römer, Pfizer, Duvernoy, Goppelt — auf Vorſchlag Pfizers zum Vertrauensmann beim Bundestag, d. h. zu einem der Siebzehn ernannt, welche, nach Bundesbeſchluß, den ſiebzehn Stimmen des engern Rathes am Bundestag entſprechend, dem Bund zur Vorberathung einer Verfaſſungsreform beizugeben waren. Stadt und Univerſität Tübingen brachten ihm deßhalb am 21. März einen großartigen Fackelzug, bei welcher Gelegenheit er in einer vom Balkon ſeiner Wohnung an die Menge gehaltenen Anſprache unter Anderem erklärte: „es erſcheine eine mißliche Sache zu einem Mann des Vertrauens ernannt zu ſein, dieſer Abend aber gebe ihm die ſtolze Ueberzeugung, daß ihm, mindeſtens in der nähern Umgebung, das Vertrauen nicht fehle..... Er traue der eignen Kraft nicht zu Vieles zu, hoffe aber auf einen Erfolg der Beſtrebungen zum Beſten Deutſchlands:..... Tübingen möge fortfahren auf der betretenen Bahn: hier habe kein Bruch des Geſetzes

ſtattgefunden. Es gelte in dieſer Zeit, welche ſelbſt die verglimmende Aſche noch anfache, und in die Flamme jugendlicher Herzen ganz anders ſchlage, neben der Feſtigkeit im Bewahren und Heiſchen ſeiner Rechte, auch kein Recht zu verletzen."

Sobald jene Siebzehn — neben Uhland namentlich von Kurheſſen her Jordan, von Preußen Dahlmann, von Baden Baſſermann u. ſ. w. — zuſammengetreten, arbeiteten ſie auf ein beſtimmtes Ziel hin, nämlich auf einen Verfaſſungsentwurf, der vom bisherigen deutſchen Staatenbund nicht blos zum Bundes-, ſondern zum Einheitsſtaat fortſchritt. Ein erbliches Reichsoberhaupt mit Ober- und Unterhaus wurde vorgeſchlagen, die bisherigen ſelbſtherrſchenden Fürſten im Oberhaus untergebracht, die Regierung ihrer angeſtammten Lande ihnen zwar belaſſen, ſie aber in allen Hauptpunkten des dort zu übenden Regimentes der Reichsgewalt unterworfen. Der vollendete, im Weſentlichen von Dahlmann herrührende, Entwurf wurde dem Bundestag am 26. April, alſo gerade an Uhlands Geburtstag, übergeben, und wenn der Dichter im Fortunat (Buch 2, Str. 2) bemerkt, dieſer Tag falle in die Zeit, wo die herriſche Fortuna am launenhafteſten walte, ſo hatte er dort für die ganze deutſche Nation, welche die großen Hoffnungen, unter denen die Uebergabe erfolgte, trauernd mit dem Ausgang vergleicht, den die angeregte Sache nahm, ein ſich nur allzu richtig erweiſendes Wort geſprochen. — Von der Bundesverſammlung gelangte der Entwurf an die Nationalverſammlung, welche denſelben jedoch als eine Arbeit von Männern, die zu derſelben keinen Auftrag von der Nation

gehabt, nicht in Berathung zog. Wirklich waren dieſe Männer in manchen Dingen ſehr verſchiedener Anſicht geweſen, und ſelbſt die Frage über das Erbkaiſerthum war nur mit der Mehrzahl von 8 gegen 5 durchgegangen. Namentlich hatte Uhland gegen ein ſolches ſchon an ſich, und ebenſo gegen den bereits damals zur Sprache gekommenen Gedanken, daſſelbe an die Krone Preußen zu übertragen, Einrede erhoben, dadurch ſowohl bei dem ihm zur Seite ſitzenden Dahlmann, als bei dem noch in Stuttgart weilenden Pfizer Befremden erregend. Wirklich gehörte eine entſchiedene Vorliebe für Oeſterreich zu den Grundzügen ſeines Weſens, wie umgekehrt ein Genoſſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, der durch ſeinen Sieg bei Aspern alle gekrönten Häupter Deutſchlands überſtralte, beinahe der einzige deutſche Fürſt geweſen, der den Dichter ſeines perſönlichen Umgangs gewürdigt.

Noch im Jahr 1859 erzählte Dieſer bei einer heitern Gelegenheit mit ſtralendem Auge, welchen Eindruck es jedesmal auf ihn als Knaben gemacht, wann in den Feldzügen der neunziger Jahre die „Kaiſerlichen", meiſtens auf der langen Straße von Hechingen her, ſich ſeiner Vaterſtadt genähert. Dieſe Zuneigung trat jedoch der Unbefangenheit ſeines Urtheils — wenigſtens in den meiſten einzelnen Beziehungen — nicht entgegen. So verweigerte er z. B., um eine Inſchrift für ein Gedenkbuch Radezkys angeſprochen, dieſes Geſuch unerſchütterlich, weil ihm die öſterreichiſche Verwaltung Italiens mißfiel. So trat er dem Erzherzog Reichsverweſer, als derſelbe das Vertrauen der Nationalverſammlung verloren hatte, aufs Entſchiedenſte entgegen,

wie von ihm ſchon gegen deſſen Erhebung zur Reichsverwaltung geſtimmt worden war u. ſ. w.

Später geſtand er geradezu, ſeine Stellung im Kollegium der Vertrauensmänner ſei eine höchſt peinliche, unbehagliche geweſen; wie umgekehrt andre Mitglieder, z. B. Dahlmann, ihm gegenüber die gleiche Empfindung gehabt hatten. Er hätte gewünſcht, einen Gegenentwurf ſeiner Regierung vorlegen zu können, da ihm aber hiefür kein Anhalt gegeben war, ſah er ſich nicht in der Lage, an den Berathungen auf wirklich eingehende Weiſe Theil zu nehmen, ſondern mußte ſich auf eine negative Haltung beſchränken. Er fühlte ſich vereinſamt und überflüſſig. — Als aber, noch vor jener Uebergabe des Entwurfes, am 2. April in dem Vorparlament darüber verhandelt wurde, ob nicht die durch die ſiebzehn Vertrauensmänner zu berathende Bundesverſammlung, ehe ſie die Begründung eines verfaſſunggebenden Konventes in die Hand nehme, alle Diejenigen aus ihrem Schoß zu entfernen habe, welche zu Hervorrufung der verfaſſungswidrigen Ausnahmsbeſchlüſſe beigetragen, — gab Uhland folgende, für ſeine Stellung als Vertrauensmann, wie für ſeine Anſichten über Deutſchlands Zukunft bemerkenswerthe Erklärung ab: „Ich bin nicht eingetreten“ (in das Kollegium der Siebzehner) „mit Inſtruktionen, ſondern mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich keine bindende Inſtruktion annehme; ich bin eingetreten mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich der Verſammlung in freieſter Weiſe anwohnen werde*. Ich weiß, daß der Bund in ſei-

* Sind wir recht unterrichtet, ſo hatte Uhland dieſe Erklärung

neun Perſonal noch nicht völlig umgeſtaltet iſt, aber ich weiß auch, daß die Zeit indeſſen eine andre geworden, und ich beziehe mich nur auf das Eine große Ereigniß — daß die Stellung Oeſterreichs, der einflußreichſten Macht am Bunde, eine völlig veränderte ward. Man hat uns das Wunder verkündet, die Sonne ſei im Weſten aufgegangen: — meine Herren, im Oſten ſteigt eine glühende Morgenröthe auf! Ich fürchte auch nicht, daß, wenn noch einzelne Stücke des zerbrochenen Syſtems am Bunde vorhanden ſind, Dies jetzt von Bedeutung ſei. Es iſt mir viel wichtiger, daß ohne Verzug die deutſche konſtituirende Nationalverſammlung ins Leben trete, eine junge, friſche Nationalverſammlung. Ich glaube, daß wenn der Frühling Sproſſen treibt, das alte Laub von ſelbſt abfällt..... Ich bin eingetreten unter die Vertrauensmänner am Bunde, weil es mir ſchien, es ſei die erſte Breſche, durch die ein volksthümliches Element in den Bund eintrete, und ich werde in dieſer Breſche ſtehen, ſo lange mich nicht Diejenigen abberufen, die mich berufen haben; — ſo lange ich glaube, daß ich mit meinem kleinen Pfund hier irgend etwas für die Verjüngung Deutſchlands wirken könne." —

Zeigte die abgegebene duldſame Anſicht über diejenigen noch an der Bundesverſammlung vorhandenen Mitglieder, die mit Argwohn zu betrachten man Urſache hatte, daß der Redner nicht mit unnöthiger Strenge auf einer Reinigung beſtand, welche im damaligen Augenblick ziemlich bedeutunglos geworden, ſo erwies er nicht minder durch ſeine

auch gegen ſeinen Landesherrn ſelbſt abgegeben, als er, vor der Abreiſe nach Frankfurt, noch zu dieſem gerufen wurde.

beiden, am gleichen Tag erfolgten Abſtimmungen, daß er, wenigſtens damals, keineswegs einen extremen Standpunkt der Anſchauung einnahm, denn er verneinte die Frage, „ob das Princip direkter Wahlen zur Nationalverſammlung in der Art ausgeſprochen werden ſolle, daß es in jedem Staat zu Grund gelegt werden müſſe," und er ſtimmte gleicher Weiſe gegen den Antrag, „daß ſich die Verſammlung" (des Vorparlamentes bis zum Zuſammentritt der Nationalverſammlung) „für permanent erkläre". Auf entſprechende Anſichten deutet es, wenn er — ſo weit wir uns erinnern gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Frankfurt — bei einer etwas tumultuariſchen Kundgebung der Menge für ihn als Mann der Freiheit, mit ziemlich ſcharfem Ton erwiderte: „Ja, die Freiheit wollen wir, welche Einheit ſchafft!"

Bekanntlich wurde er, der, durch ſeinen Beruf als Vertrauensmann in Frankfurt feſtgehalten, nicht ſelbſt als Wahlbewerber auftreten konnte, bald darauf vom Bezirk Tübingen-Rottenburg zur Nationalverſammlung gewählt, und gleich nach Eröffnung derſelben hätt' es, bei ſeiner entſchiedenen Popularität, wie es ſcheint, nur von ihm abgehangen, auch unter die Zahl „Derjenigen, die ihn in die Breſche berufen," einzutreten, indem er bei Pfizers ſchwerer Erkrankung von dem, damals mit ihm in Frankfurt weilenden, Freunde Römer vertraulich befragt wurde, ob er nicht Luſt habe, des Erſtern Stelle im Miniſterium zu übernehmen. Da jedoch der Befragte ſogleich entſchieden ablehnte, ward der Sache nicht weitre Folge gegeben, und Pfizers Poſten durch einen Stellvertreter beſetzt.

In der Nationalverſammlung ſprach Uhland im Ganzen wenig, hielt ſich auch zu beſſerer Bewahrung des eigenen Standpunktes, aber vielleicht nicht immer zum Vortheil gehöriger Einſicht in die Situation des Augenblicks, von jedem Klubb fern, und wohnte nur kurz vor der Verlegung nach Stuttgart einigemale als eingeführter Gaſt den Zuſammenkünften in Weſtendhall bei. In der Paulskirche ſelbſt hatte er ſeinen Platz auf der äußerſten Linken des linken Centrums genommen.

Bei der Wahl des Reichsverweſers war Uhland — ſo hatte es ein ominöſer Zufall bei Vertheilung der Abſtimmenden in ſechzehn Serien gewollt — Derjenige, der zuletzt ſeine Stimme abgab. Nur ein während des Stimmens nicht da Geweſener votirte noch nach ihm. Als der Vorſitzende als Ergebniß der Abſtimmung den Erzherzog Johann von Oeſterreich verkündete, erſcholl aus der Verſammlung und von den Galerien ein dreimaliges, weit tönendes Lebehoch, alle Glocken läuteten und die Kanonen fingen an zu donnern: — aber Uhland hatte nicht für den Erzherzog, ſondern für einen Nichtfürſten, den Präſidenten von Gagern, geſtimmt, obwohl er nicht zu deſſen politiſchen Freunden gehörte! Allem Anſehen nach leitete ihn dabei der Gedanke, daß derſelbe den zu ſolcher Stelle erforderlichen Nachdruck in der öffentlichen Meinung durch die moraliſche Macht der hinter ihm ſtehenden Nationalverſammlung bekommen, mit andern Worten, daß die letztere es eigentlich ſei, welche herrſchen würde. Sprach er ſich ſomit ſchon hier entſchieden für das demokratiſche Prinzip aus, deſſen augenblickliche Macht über das dynaſtiſche er durch die Rath-

loſigkeit, worin ſich die deutſchen Höfe beim Beginn der Verſammlung befanden, aufs Stärkſte empfunden haben mochte, ſo war er doch weit entfernt, je bis zu den äußerſten Konſequenzen des erſtern ſchreiten zu wollen: die vom Volk Gewählten, nie und nirgends das unvermittelte Volk ſelbſt, ſollten nach ſeiner Anſicht regieren. Selbſt den Grundſatz unvermittelter Wahlen zur Nationalverſammlung wollte er, wie wir eben geſehen, nicht in jedem deutſchen Staat durchgeführt wiſſen, und war bis zum Tod für ein politiſches Handeln der Menge, als ſolcher, keineswegs eingenommen. Noch im Jahr 1859 äußerte er gegen den Zuſammentritt vaterländiſcher Verſammlungen und Vereine das Bedenken, daß dabei denn doch gar viele Unklarheit mit unterlaufe; mehr die Zerriſſenheit, als die Einigkeit der Deutſchen trete bei ſolchen Anläſſen an den Tag; er ziehe das Wirken durch die Preſſe und durch öffentliche Organe, wie Abgeordnetenkammern, vor. Auch am Nationalverein billigte er, in noch ſpäterer Zeit, nur, daß er Bewegung in die vaterländiſchen Intereſſen bringe.

Bei der Berathung über die Stellung Oeſterreichs zu Deutſchland ſprach ſich Uhland, am 26. Oktober 1848, alſo aus:

„Meine Herren! Wir ſind hieher geſandt, die deutſche Einheit zu gründen; wir ſind nicht geſandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutſchland abzulöſen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutſches Reichsland geweſen, welche auch in den trüben Tagen des deutſchen Bundes deutſches Bundesland waren. Nur die Fremdherrſchaft, nur die Zeit der tiefſten Schmach hat Deutſchland zerriſſen; jetzt aber ſoll der

Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln.

„Als den Beschlüssen des Vorparlaments gemäß, und in Folge der entsprechenden Ausschreiben der österreichischen Regierung, das deutsche Volk in Oesterreich seine Abgeordneten nach Frankfurt wählte, hat es diese nicht gewählt, um durch sie lediglich ein völkerrechtliches Bündniß abschließen zu lassen. Dazu schickt man nicht anderthalbhundert Abgeordnete, man schickt einen diplomatischen Unterhändler. Oesterreich hat seine Vertreter gewählt zum Werke der Einigung, und in diesem Geiste haben auch die österreichischen Abgeordneten seit fünf Monaten mit uns getagt und beschlossen im Sinne des neuen deutschen Bundesstaats; aber nicht blos in diesem Sinne und Geiste, nein, sie haben auch mit uns das Wort gesetzgebend ausgesprochen. Das Gesetz vom 28. Juni über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland sagt im zweiten Artikel wörtlich und ausdrücklich: die neue Centralbehörde habe die Vollziehungsgewalt zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen." Im Gegensatz dazu sagt der 13. Artikel: „Mit dem Eintreten der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf." Der Staatenbund ist also hinabgesunken mit seinem Organe, dem Bundestag, und der Bundesstaat ist heraufgestiegen.

„Dieses Gesetz ist von allen deutschen Regierungen anerkannt und verkündet, und in Folge dessen ist ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Reichsverweser gewählt worden, ein Mitglied dieses Regentenhauses, welches eben in Oesterreich selbst sich in einer höchst wichtigen Stellung befand, diese

aber mit Zustimmung des Reichsoberhauptes aufgab und in die Stelle des Reichsverwesers, an die Spitze des deutschen Bundesstaates eintrat. Hienach besteht der Bundesstaat anerkannt und gesetzlich. Der Verfassungsentwurf ist bestimmt, diesen politischen Grundsatz des Bundesstaates ins Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Gesetz vom 28. Juni geschaffene Centralgewalt auch nur eine provisorische sein, der Grundsatz, auf welchem sie beruht, ist ein definitiver, er ist ebenso endgiltig, als die Bestimmung jenes Gesetzes, daß der Bundestag aufgehoben sei, denn dieser ist definitiv, nicht provisorisch aufgehoben.

„Zur Durchführung dieses Grundsatzes nun sind die beiden §§. 2 und 3 bestimmt, in deren Berathung wir jetzt begriffen sind, und jetzt erst, bei dieser Berathung, wird an dem Grundsatze des Bundesstaates gerüttelt, jetzt will man uns, statt der wahren Einigung, den innigsten Anschluß Oesterreichs im Wege eines völkerrechtlichen Bündnisses anbieten! Ein solches Bündniß, meine Herren, ist die Bruderhand zum Abschiede. Es ist mir aus den Vorträgen der Redner, welche gegen den Entwurf gesprochen haben, nicht ganz klar geworden, daß das bisherige Verhältniß des österreichischen Regentenhauses zu den einzelnen Reichen und Provinzen mit dem vom Verfassungsentwurf angenommenen Systeme der Personalunion in so tiefem und unversöhnlichem Gegensatz stehe. Aber Das ist mir klar geworden, daß die politische Staatenbildung der pragmatischen Sanktion eine ganz andere war, als diejenige, welche jetzt in Oesterreich beabsichtigt wird. Das politische System der pragmatischen Sanktion ist das dynastisch-monarchische. An der Spitze dieses Systems stand eine neue deutsche Dynastie, die mächtigste deutsche Dynastie, diejenige, welche die deutsche Reichskrone

trug. In der Hand dieſes deutſchen Hauſes war allerdings das Scepter ein mächtiges; hier war die angeſtammte Art des Kaiſerſtammes eine einflußreiche auf alle unter ihm vereinigte Lande. Aber jetzt iſt dieſes dynaſtiſche Syſtem zur Neige gegangen, die großen Hebel der jetzigen europäiſchen Bewegung aber, der politiſche und der nationale, ſie würden nach dem neuen Plan in die Hand eines nichtdeutſchen Stammes gelegt werden. Schon die Zuſammenſetzung der konſtitutionellen Verſammlung in Wien gibt Dies zu erkennen: dieſe beiden Hebel würden in die Hände der ſlaviſchen Mehrzahl gelegt werden, politiſch durch die parlamentariſche Mehrheit, und national durch die hinter ihr ſtehende Volksmaſſe, eine Volksmaſſe, in der, wie es jetzt bei allen ſlaviſchen Stämmen, und das mit Recht, der Fall, das Nationalgefühl hoch aufgeglüht iſt.

„Und was ſoll nun die Stellung der deutſchen Minderzahl ſein in dieſem Neuſtaate, der von der Art und Weiſe der pragmatiſchen Sanktion gar nichts an ſich hat? Das Kaiſerhaus, die Dynaſtie als deutſche, was kann ſie ihnen helfen, und was kann ihnen der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutſchland hinüberfliegen laſſen will? Man hat wohl geſagt: Oeſterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Oſten hin mächtig zu ſein, nach dem Oſten Aufklärung und Geſittung zu tragen. Aber wie kann das deutſche Oeſterreich Macht üben, wenn es ſelbſt überwältigt iſt? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt iſt? Mag immerhin Oeſterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Oſten zu ſein, es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu ſein im Herzen Deutſchlands!

Oeſterreich iſt mit uns geweſen im deutſchen Bunde; wie auf ihm ſelbſt, hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in

den einzelnen deutschen Staaten, der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet: wir hätten dennoch Oesterreich nicht losgelassen; wir wußten, was wir ihm verdankten. Aber jetzt soll Oesterreich von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei — Oesterreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Oesterreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche! Meine Herren, Sie haben kaum erst ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit der Abgeordneten gemacht: wollen Sie zustimmen, daß anderthalbhundert deutsch-österreichische Volksvertreter vor Ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung?

„So viel von den Anträgen, welche statt des Bundesstaates uns ein völkerrechtliches Bündniß mit Oesterreich vorschlugen. Nun einige Worte noch über diejenigen Vorschläge, welche auf die Verschiebung abzielen. Ich habe einen entgegengesetzten Antrag, einen Antrag auf Beschleunigung übergeben, welcher so lautet:

„die Nationalversammlung möge die §§. 2 und 3 des Entwurfs von der zweiten Berathung ausnehmen und dieselben, unbeschadet der Aufnahme in die Reichsverfassung, sogleich zum definitiven Beschluß erheben."

„Meine Herren! Es haben alle diejenigen Redner, welche überhaupt für die Bestimmungen des Entwurfes sich erklärt haben, auch die Wichtigkeit eines gleichbaldigen Entschlusses anerkannt, und wirklich ist die Lage dringlich. Mitten in der Zerrüttung, in der sich jetzt Oesterreich befindet, sind doch Hof und Reichstag noch einverstanden, es hat sich zwischen ihnen

keinerlei Mißklang in Beziehung auf Dasjenige gezeigt, was für Deutſchland gefährlich iſt in Beziehung auf die Gründung eines neuen Reiches, in welchem die deutſche Bevölkerung eine völlig untergeordnete wäre. Die Reichsgewalt hat Kommiſſäre nach Oeſterreich geſandt, um die dortigen Kämpfe zu verſöhnen, um die deutſchen Intereſſen zu wahren, aber wenn die deutſchen Intereſſen gewahrt ſein ſollen, ſo müſſen die Kommiſſäre des Reiches wiſſen: welches iſt die Stellung, welche die geſetzgebende Gewalt Deutſchlands ſich geben will zu den deutſch-öſterreichiſchen Staaten. Diplomatiſche Verhandlungen ſind gefährlich, wenn ſie keine feſte Grundlage haben. Nach dem gewöhnlichen Gange der Berathung würden die §§. 2 und 3 zu einer nochmaligen Leſung kommen, allein Dies kann doch dem bisherigen Verlaufe nach erſt in einigen Monaten ſtatt finden, und ſo bliebe die Frage von der größten Wichtigkeit eine ſchwebende: darum habe ich meinen Antrag geſtellt; er iſt lediglich ein eventueller; erſt wenn die Beſtimmungen der beiden §§. zum Beſchluß erhoben werden, würde er an die Ordnung kommen, und ob ich gleich große Wichtigkeit darauf lege, daß ſogleich beſchloſſen werde, behalte ich mir dennoch vor, nach Umſtänden den Antrag zurückzuziehen, wenn ich befürchten müßte, daß eine Nebenabſtimmung der Hauptabſtimmung Nachtheil zufügen könnte, zurückziehen in der Hoffnung, daß die Nationalverſammlung mit großer Mehrheit die Anträge des Verfaſſungs-Ausſchuſſes zu ihrem Beſchluſſe erheben werde, und im Vertrauen, daß ſo wichtige Beſchlüſſe, auch wenn eine zweite Leſung ſtattfindet, dennoch unwiderrufliche ſind. Man kann für die Verſchiebung anführen, daß gegenwärtig in Oeſterreich, und von da aus im übrigen Deutſchland große Gährung herrſche; ich glaube nicht, daß dieſer Grund ſtichhaltig iſt: diejenigen Beſchlüſſe ſind immer die beſten, wahrhaft praktiſchen,

die an der brennenden Sachlage angezündet ſind. Heilſame Gährung, die endlich unſer langwieriges Verfaſſungswerk zur Klärung brächte! Eben weil es gährt, müſſen wir die Form bereit halten, in die das ſiedende Metall ſich ergießen kann, damit die blanke, unverſtümmelte, hochwüchſige Germania aus der Grube ſteige!"

Als die Verhandlung über das zu erwählende Reichsoberhaupt eröffnet worden, ſtimmte Uhland, am 19. Januar 1849, zunächſt für den Antrag:

„Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar iſt jeder Deutſche" (Fürſt oder Nichtfürſt).

und erklärte ſich, nachdem dieſer Vorſchlag durch ſehr bedeutende Mehrzahl verworfen worden, gegen den Antrag:

„Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutſchen Fürſten übertragen,"

eine Propoſition, die jedoch mit 258 gegen 211 Stimmen „unter ſtürmiſchem, anhaltenden Beifall auf der Rechten und im Centrum" angenommen wurde. Sofort hielt er in der nächſten Sitzung, am 23. Januar, wo über zeitweilige oder dauernde Wahl des Reichsoberhauptes zu entſcheiden war, jene viel berufene Rede, die wir hier abermals dem ganzen Inhalte nach folgen laſſen:

„Ich erkläre mich für periodiſche Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. In voriger Sitzung habe ich, ohne Ausſicht auf Erfolg, für den weiteſten Kreis der Wählbarkeit geſtimmt und folgerichtig auch gegen denjenigen Paragraph des Entwurfs, vermöge deſſen nur regierende Fürſten zu dieſer Würde berufen werden können. Nachdem der

Beſchluß gefaßt worden, wie er lautet, bleibt mir übrig, für Anträge zu ſtimmen, welche gegen die Erblichkeit und eben damit gegen die Bevorrechtung eines einzelnen Staates und Stammes, ſo wie gegen den Ausſchluß Oeſterreichs gerichtet ſind, vor Allem für das vierte Erachten, die Wahl auf ſechs Jahre. Ich werde Sie mit keiner langen Rede hinhalten, mein Vorhaben iſt einzig, jetzt, da wir vor dem Schlußſtein des Verfaſſungswerkes ſtehen, an den Grund deſſelben, an unſern eigenen Urſprung zu erinnern, deſſen Gedächtniß mir nicht überall mehr lebendig zu ſein ſcheint."

„Es iſt in dieſen Tagen wiederholt von Jugendträumen geſprochen worden; ich geſtehe meines Theils, es verfolgt mich noch immer ein Traum, der Frühlingstraum des Jahrs 1848. Die von einem Theil des Ausſchuſſes angetragene Erblichkeit und die damit zuſammenhängende Unverantwortlichkeit iſt eine Anwendung der Grundſätze des in den deutſchen Einzelſtaaten durchgeführten Syſtems der konſtitutionellen Monarchie auf die neu zu gründende Würde des Reichsoberhauptes. Ich will die Verdienſte dieſer Staatsform nicht herabſetzen, ihre geſchichtlichen Leiſtungen und ihre Nützlichkeit für die Gegenwart, aber ich kann auch eine Schattenſeite derſelben nicht unberührt laſſen, die ich gerade da erblicke, wo die reine Lehre den Lichtpunkt derſelben findet. Der unverantwortliche, erbliche Monarch iſt ein perſonificirter Begriff der einheitlichen und ſtätigen Staatsgewalt, ein allegoriſches Weſen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit. Da er nicht vermöge ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, ſondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen iſt, ſo müſſen für den rechten Gebrauch dieſer Gewalt verantwortliche Räthe einſtehen. Unter dieſer Bevormundung kann ein ſelbſtändiger Karakter ſchwer gedeihen, und wenn ſolche Karaktere ſich fühlen, wenn ſie aus der läſtigen Stellung

eines „lebenden Gemäldes“ hervorbrechen wollen, ſo kommen ſie mit dem konſtitutionellen Rahmen in Widerſtoß. Das Syſtem der konſtitutionellen Monarchie hat ſich in England geſchichtlich herangebildet, hat von da aus weitere Pflanzungen gegründet, und iſt ſodann von der Doktrin als das einzig richtige für alle Zeit feſtgeſtellt worden. Urſprünglich deutſch iſt dieſe Staatsform nicht. Die deutſchen Wahlkönige, erblich ſo lange das Geſchlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieſelbe. Es waren in langer Reihe Männer von Fleiſch und Bein, kernhafte Geſtalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Der Mißſtand, den ich berührte, hat ſich in der obſchwebenden Verhandlung auf merkwürdige Weiſe herausgeſtellt. Ein Redner hat angeführt, daß der König von Sachſen durch ſein verantwortliches Miniſterium behindert ſei, ſeine urſprüngliche und auch jetzt nicht zu bezweifelnde deutſche Geſinnung zu Gunſten einer preußiſch-deutſchen Erbmonarchie wirkſam zu machen. Alſo diejenige Form, durch welche ein Regent gehindert iſt, ſeine hochherzigen Entſchließungen auszuführen, eben dieſe Form wird uns jetzt als die für ganz Deutſchland angemeſſene dringend empfohlen, von demſelben Redner lebhaft angerühmt!“

„Eine mächtige Volkserhebung muß ſich aus ihrem eigenen Geiſte die ihr angemeſſene Form ſchaffen. Wenn neulich behauptet worden, es ſei ein Widerſpruch, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten, und im Gipfel zu entbehren, ſo glaub' ich dieſem Widerſpruch einen andern entgegen halten zu können. Iſt denn unſere politiſche Neugeſtaltung von der monarchiſchen, dynaſtiſchen, ariſtokratiſchen Seite des bisherigen deutſchen Staatslebens ausgegangen? Nein! unbeſtritten von der demokratiſchen! Die Wurzel alſo iſt eine demokratiſche, der Gipfel aber ſchießt nicht von den Zweigen,

ſondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu erſtehenden deutſchen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutneſt erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten! Wollte man, der Syſtematik wegen, verlangen, daß der einzelne Theil mit dem Ganzen durchaus einſtimmen müſſe, was ich nicht für nöthig halte, ſo würde daraus nicht folgen, daß das Neue ſich dem Alten fügen müſſe, vielmehr umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht ſo weit aus einander liegen, als in der Theorie und im Feldgeſchrei des Tages. So werden durch Aufhebung der politiſchen Standesvorrechte und Einführung freiſinniger Wahlgeſetze die Verfaſſungen der einzelnen deutſchen Staaten den demokratiſchen Forderungen der Neuzeit näher rücken. Ich ſpreche, wie geſagt, nicht gegen Fortbeſtand der konſtitutionell monarchiſchen Verfaſſungen, aber davon bin ich nicht überzeugt, daß dieſe Staatsform mit ihren herkömmlichen Regeln für eine gänzlich neue, umfaſſende Schöpfung, für die Verfaſſung des deutſchen Geſammtvaterlandes, triebkräftig und maßgebend ſein könne. Ich geſtehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufſchwung der deutſchen Nation auch bedeutende politiſche Karaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendſten an der Spitze des deutſchen Geſammtſtaates ſtehen werden. Dies iſt nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutſche Volk für ſolche Gedanken empfänglich iſt."

„Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynaſtiſchen Glanz? Aber in jener Zeit, als wir noch im deutſchen Volk einen vollern Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten,

Volksmänner zu ſein, wenn wir damals einen Mann gewählt hätten, einen ſolchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Geſinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenſchaft in die rechte Strömung zu lenken verſtanden hätte, gewiß einem ſolchen wäre das geſammte deutſche Volk eine Hausmacht geweſen! Ein Hauch jenes urſprünglichen Geiſtes gab ſich noch kund in dem Beſchluß der Volksvertretung, lediglich aus der ihr vom Volk verliehenen Macht einen Reichsverweſer zu wählen. Ein Fürſt wurde gewählt, nicht weil, ſondern obgleich er ein Fürſt war. Beigefügt war aber die Unverantwortlichkeit, und ſomit bereits in die konſtitutionelle Dichtung eingelenkt. Beſonders in Folge dieſer Verbindung habe ich nicht für einen Fürſten geſtimmt; ich ſah ſchon den doktrinären Erbkaiſer auftauchen, deſſen Widerſacher ich war, als er noch bei den Siebzehnern in den Windeln lag, und der mir auch nicht lieber geworden iſt, nun er ernſtliche Verſuche macht, auf den deutſchen Thronſeſſel zu klettern."

„Seit jener Wahl iſt die Stimmung weiter zurückgegangen, und der neueſte Beſchluß beſchränkt dieſelbe auf die regierenden Fürſten. Dieſe Beſchränkung kann allerdings ſo gefaßt werden, daß die regierenden Fürſten eben vermöge ihres Regentenberufes, nicht in ihrer dynaſtiſchen Eigenſchaft, zur Oberhauptswürde würden gelangen können; denn andere Mitglieder der dynaſtiſchen Geſchlechter ſind ausgeſchloſſen. Das Wahlrecht in ſich iſt noch vorhanden, aber allerdings der Kreis der zu Wählenden um Vieles verengt. Es iſt auch die periodiſche Wahl Dasjenige, wodurch der äußerſte Partikularismus noch beſeitigt werden kann, der Partikularismus, durch welchen Ein Fürſtenhaus und Ein Einzelſtaat als Volk Gottes für immer über die Andern geſtellt wird, welche eben damit, wie der Herr

Berichterſtatter ſich glücklich ausgedrückt hat, in das Verhältniß des Dienens treten würden. Die einmalige Wahl, vermöge welcher das zum Oberhaupt gewählte Oberhaupt die Würde vererben würde, dieſe erſte Wahl iſt ein letzter Wille, ein beſonders feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Ich hoffe, Sie werden dieſen Verzicht nicht ausſprechen; er ſteht im Widerſpruch mit dem Geiſte, durch den Sie hierher gerufen ſind. Die Revolution und ein Erbkaiſer — das iſt ein Jüngling mit grauen Haaren!"

„Ich lege noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausſchluß Oeſterreichs. Ausſchluß, das iſt doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutſches Erbkaiſerthum ohne Oeſterreich beſchloſſen wird, ſo iſt nicht abzuſehen, wie irgend einmal Oeſterreich noch zu Deutſchland treten werde. Auch hier glaub' ich an die erſte Zeit erinnern zu müſſen. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte da gedacht, daß man Oeſterreich preisgeben würde? Als die öſterreichiſchen Abgeſandten mit den deutſchen Fahnen und den Waffen des Freiheitskampfes in die Verſammlung des Fünfziger-Ausſchuſſes einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die öſterreichiſchen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Thoren der Paulskirche abziehen ſollten? Die deutſche Einheit ſoll geſchaffen werden; dieſe Einheit iſt aber nicht eine Ziffer; ſonſt könnte man fort und fort den Reichsapfel abſchälen, bis zuletzt Deutſchland in Lichtenſtein aufginge. Eine wahre Einigung muß alle deutſchen Ländergebiete zuſammenfaſſen. Das iſt eine ſtümperhafte Einheit, die ein Drittheil der deutſchen Länder außerhalb der Einigung läßt!"

„Daß es ſchwierig, Oeſterreich mit dem übrigen Deutſchland zu vereinigen, wiſſen wir Alle; aber es ſcheint Manche nehmen es auch zu leicht, auf Oeſterreich zu verzichten. Manch-

mal, wenn in dieſem Saal öſterreichiſche Abgeordnete ſprachen, und wenn ſie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tyrolerbergen vernähme oder das adriatiſche Meer rauſchen hörte. Wie verengt ſich unſer Geſichtskreis, wenn Oeſterreich von uns ausgeſchieden iſt! Die weſtlichen (?) Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau ſpiegelt nicht mehr deutſche Ufer. Es genügt nicht, ſtaatsmänniſche Pläne auszuſinnen und abzumeſſen; man muß ſich in die Anſchauung, in das Land ſelbſt verſetzen, man muß ſich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutſch-Oeſterreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das iſt hinreichend erörtert; ich füge nur Eines bei: Deutſchland würde ärmer um alle die Kraft des Geiſtes und Gemüthes, die in einer deutſchen Bevölkerung von acht Millionen lebendig iſt. Ich glaube, daß wenn wir mit einem Bundesſtaat ohne Oeſterreich nach Hauſe kommen, unſer Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube Dies namentlich von dem ſüdlichen Deutſchland ſagen zu können, wo zwiſchen der dortigen Bevölkerung und der öſterreichiſchen eine nahe Verwandtſchaft der Naturanlagen und der geſchichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie das Volksgefühl!"

„Ich werde gegen meinen Landsmann, der vor mir geſprochen" (Rümelin von Nürtingen, der für ein preußiſches Erbkaiſerthum das Wort genommen) „keinen Bürgerkrieg führen, aber ich glaube doch ſagen zu können, daß auch meine Geſinnung in dieſer Beziehung nicht in der Luft hängt. Wir wollen, meine Herren, — geſtatten Sie zum letztenmal! — einen Dombau. Wenn unſere alten Meiſter ihre rieſenhaften Münſter aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, ſo bauten ſie den einen Thurm, und für den andern legten ſie den Sockel, — der Thurm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die

Stelle für den Thurm Oesterreich! Der Thurmspitzen haben wir freilich eine große Zahl.... ich will mich anders fassen. Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir Das ein erhebendes Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegen einander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Oesterreich ab, so ist das Band zerschlagen. Zum Schluß, meine Herren: verwerfen Sie die Erblichkeit; schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat; stoßen Sie Oesterreich nicht ab; retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt. Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbet ist!"

Wem, Der diese Rede liest, wird das Herz nicht höher schlagen? Aber ein Staatsmann haben wir schon früher gesagt, war Uhland nicht. Hier, zum ersten und einzigen Mal, hatte der Genius Deutschlands nicht da seinen Platz, wo Jener den seinigen genommen. Großsinnig, wie Alexander, warf er das Reich dem Würdigsten hin, aber wie Alexanders Ausspruch würde der seinige, wäre ihm Folge gegeben worden, zur Zerstückelung des Reiches, würde gerade zu Dem, was der Redner verhüten wollte, geführt haben. Etwas zwar, setzen wir diesen Worten, die wir bereits im Nekrolog des Schwäbischen Merkur gebraucht, bei, etwas wird allerdings zugegeben werden müssen: Das, wodurch Deutschland zu einem seiner selbst würdigen Standpunkt, zu dem Standpunkt, welchen die fortgeschrittene Zeit von den Deutschen fordert, gelangen kann, ist zuletzt nur

das demokratiſche Element, — das Element, das immer lauter, immer dringender Einheit der Nation, ſei es unter was immer für einer Form will, das Element, das augenfällig im Wachſen begriffen, das ſelbſt durch die nach 1849 eingetretene Reaktion ſtärker geworden iſt, und durch welches eben jetzt die allgemeine, begeiſterte Verehrung, die man dem hingeſchiedenen Dichter und Vaterlandsfreunde zollt, ſich unwillkürlich zur Demonſtration eines Strebens nach ſtaatlicher Verbrüderung geſtaltet. Dieſes Element wird, wenn es ſich nicht überſtürzt, vielleicht zu einer gründlichen Verſchmelzung der einander bis jetzt bekämpfenden Intereſſen führen, das ihm entgegenſtehende ariſtokratiſche und dynaſtiſche niemals, falls es nicht durch die moraliſche Macht des erſtern gezwungen wird! Aber iſt dieſes Element jetzt, und war es im Jahr 1849 ſchon geiſtig reif, war es vor Allem ſchon von Partikularismus frei, einig und mächtig genug, um ihm allein (wenn auch nur in Perſon der Reichstags-Abgeordneten) die Initiative zuzuweiſen? Und noch mehr: war ein Wahlkaiſer, ja vollends einer der alle ſechs Jahre neu gewählt wird, der paſſende Träger ſolcher Initiative? Wenn, wie der Redner ſagt, ein zur Zeit des höchſten Aufſchwungs zum Reichsoberhaupt gewählter Mann „ohne Hausmacht, ohne dynaſtiſchen Glanz", ja ſelbſt aus bürgerlichem Stamm entſproſſen, dennoch allen Thronen imponirt, und „das ganze deutſche Volk zur Hausmacht gehabt haben würde", — glaubte Jener denn, ein ſolcher Aufſchwung werde immer fortdauern? Mußte er nicht anerkennen, daß derſelbe ſchon im Augenblick, wo jene Worte geſprochen wurden, abgenommen?

Hatten den Redner seine langen Erfahrungen in der württembergischen Volkskammer nicht über die Wandelbarkeit solcher Erregung belehrt? Erinnerte er sich seiner eigenen Worte im Herzog Ernst nicht?

Du mußt auf Das nur bau'n,
Was in der menschlichen Natur beruht,
In der Gewalten ew'gem Gegensatz,
Der unter allen Formen wiederkehrt.
. . . . . .
Die Herzensregung, die Begeistrung weicht!

Gedachte er nicht der Worte in Ludwig der Bater:

Doch wer als Kaiser sich behaupten will,
Der prüfe wohl, was zu Gebot ihm stehe.
Mir ist ein schmales Erbe zugefallen,
Und meine Mittel hat der Krieg verzehrt.

Oder wenn er der Ansicht war, jener „großartige Aufschwung der deutschen Nation werde auch bedeutende politische Karaktere hervorrufen, und nur die Hervorragendsten würden fortan an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen", glaubte er denn im Ernst, ein solcher gewaltige Karakter, „der die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte", würde sich einer zweiten und dritten Wahl unterwerfen, gesetzt er habe die Wahl nicht vorher — unnöthig zu machen verstanden, und die hinausgeworfene Erblichkeit schleiche sich somit durch eine Hinterthür doch wieder herein?

In der That könnte man auf den Gedanken kommen, Uhland habe mit seinem Vorschlag der Wählbarkeit, mit

ſeiner Abneigung gegen ein konſtitutionelles Kaiſerthum, „unter deſſen Bevormundung ein ſelbſtändiger Karakter ſchwer gedeihen könne“, — (ein Vorwurf, welcher ſich allerdings gegen die von der Nationalverſammlung feſtgeſetzte ausnehmende Beſchränkung des projektirten Reichsoberhauptes erheben laſſen dürfte!) — er habe, ſagen wir, damit eigentlich nur wieder eine jener „kernhaften Geſtalten mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen“, die „erblich waren, ſo lange das Geſchlecht tüchtig“ blieb, auf den Thron bringen wollen. Aber die Abneigung gegen ein Erbkaiſerthum ſcheint zu tief bei ihm gewurzelt zu haben — ſie tritt, wenn nicht Alles täuſcht, ſchon in dem dreißig Jahre vorher erſchienenen Trauerſpiel Herzog Ernſt ziemlich unverdeckt hervor — als daß man annehmen könnte, er habe irgendwie für ein ſolches zu wirken geſtrebt. Eher dürften zwei andere Gedanken den Ausſchlag bei ihm gegeben haben.

Einerſeits vermochte er in dem damaligen König von Preußen durchaus nicht die für einen Kaiſer von Deutſchland geeignete Perſönlichkeit zu erkennen, andererſeits wollte er die öſterreichiſchen und nebenher die bairiſchen Abgeordneten, welche der großen Mehrzahl nach gegen ein preußiſches Erbkaiſerthum waren, der deutſchen Sache erhalten wiſſen. Er glaubte die Bewegung für den König von Preußen ſei eine künſtliche, für die Dauer nicht ſtichhaltige, bei Manchen nur durch die Theilnahme an Schleswig-Holſtein hervorgerufene, indem ſich durch ein preußiſches Oberhaupt deutſcher Nation noch am eheſten Hilfe für jenen unglücklichen Bruderſtamm erwarten ließ. — Daß jene Be-

wegung mehr aus Ueberlegung, als aus eigentlichem Drang der Herzen, wie der Umſtände, hervorgegangen, daß ſie genöthigt war, an die Stelle der Idee des für das deutſche Kaiſerthum ſehr geeigneten Oberhauptes von Preußen, die ungeeignete Perſon des eben regierenden Königs zu ſetzen, und daß ſie inſofern vielleicht keine eigentlich fortbildende Lebenskraft in ſich trug, ſtand freilich nicht zu beſtreiten, und es bleibt nur die Frage, ob denn der Vorſchlag Uhlands in ſeinen eigenen Augen wirklich ein lebenskräftigerer, für die Dauer haltbarerer geweſen? Hier ſcheint aber, wenn man ſich die Gründe klar machen will, welche Jenen wenigſtens für den Augenblick einem ſolchen Ausweg zuneigten, noch ein beſonderes Moment mit in Betracht gezogen werden zu müſſen.

In Frankreich war die Republik verkündet worden. Uhland, geſetzt er, für ſeine Perſon, habe dieſe Staatsform auch als die der Menſchheit würdigſte angeſehen, ſah ſie doch ohne Zweifel nicht als die für das jetzige Deutſchland geeignetſte an. Wohl aber war er, wie aus Allem geſchloſſen werden muß, für eine dem Freiſtaat ſich möglichſt annähernde monarchiſche Verfaſſung der deutſchen Nation; für eine Krone, die, wie der alte Lafayette ſchon achtzehn Jahre vorher in Bezug auf die franzöſiſche geſagt hatte, von republikaniſchen Inſtitutionen getragen werden ſollte. Daher blieb denn, als Uhland nach Frankfurt gekommen, die an ſich wohl begründete, aber auch berechnete und zur Schau getragene Verehrung, welche ihm von der ausgeſprochenen Linken, ſelbſt der äußerſten, zufiel, nicht ohne Einfluß auf ſeine Anſichten oder doch auf deren laute Aeußerung,

und hatte ihn, nach dem Ausdruck eines Freundes, der, selbst Mitglied der Nationalversammlung, sich damals in täglichem Verkehr mit ihm befand, „bald moralisch zu einer gewissen solidarischen Verbindlichkeit gegenüber von jener Partei gedrängt", wie denn dieselbe in ihren Reihen allerdings mehr als Einen Mann zählte, welcher dem politischen Idealismus Uhlands ziemlich nahe stand. Die lebendige, nationale Berechtigung der Idee, von welcher die Partei ausging, trat ihm näher und traf, wenn er auch keineswegs mit den Beweggründen, welche Diesen oder Jenen zum Anschluß an dieselbe getrieben, oder mit den Mitteln einverstanden war, wodurch Mancher die Idee in's Leben einzuführen strebte, in seinem Busen auf verwandte Saiten, — auf Saiten, die dort längst im Stillen für ihn selbst getönt und Lieder von der „Versunkenen Krone"* gespielt haben mochten, denen er aber bis jetzt der Nation gegenüber Stimme zu geben nicht für zweckmäßig gehalten. „Natürlich", fährt die uns gewordene Mittheilung fort, „brauchte diese Ansicht so lange nicht besonders zu Tag zu treten, als man noch nicht bei der Nothwendigkeit angelangt war, sich prinzipiell auszusprechen. Dieser Augenblick kam mit der Oberhauptsfrage. Daher jetzt das Wort von der Salbung mit dem Tropfen demokratischen Oeles."**

* Vgl. das so betitelte Uhland'sche Gedicht.

** Es ist bemerkenswerth, wie weit dieses von Uhland hier gebrauchte Bild sich verbreitet hat. Das mazzinistische italienische Blatt Unita Italiana vom 10. März d. J. (s. Allg. Ztg. vom 17. März 1863) sagt in einem gegen die polenfeindliche Gesinnung der preußischen Regierung gerichteten Artikel, dessen sonstige Würdigung natürlich nicht

Jedenfalls ward Uhland durch die Anſichten, welche er bei der Abſtimmung über das Reichsoberhaupt zur Sprache gebracht, immer mehr der eigentlich Linken zugetrieben, in welcher Folge er einmal ſogar ſeinen Sitz auf den (vom linken Centrum durch einen ſchmalen Gang geſchiedenen) Bänken derſelben nahm, und ſich erſt nach einigen Tagen bewogen fand, wieder zum alten Platz zurückzukehren.* — Noch bezeichnender aber faſt für ihn iſt, daß er mit dem eben erwähnten Freunde, welcher ſeit einer langen Reihe von Jahren in vertrautem Umgang mit ihm geſtanden, als derſelbe für das preußiſche Erbkaiſerthum ſtimmte, jeden nähern Verkehr abbrach, und ſich erſt nach dem Schluß des Parlamentes wieder verſöhnte. So tiefer, die ganze Seele aufregender Ernſt war es ihm alſo jedenfalls, wenn nicht mit einem Wahlreich ſelbſt, doch mit Dem, was er für die nächſte Zukunft durch ſolchen Vorſchlag erſtrebte — mit der unzerſplitterten Einheit und mit der, auch für die Zukunft zu rettenden, politiſchen Selbſtberech-

hieher gehört: „Nein, Preußen, dir gebührt nicht die Ehre an der Spitze des geeinigten Deutſchlands zu ſtehen..... Deine Junkerſtirn iſt nicht mit dem Oel geſalbt, womit die Häupter der Nationen auserwählt werden!“ — Es wäre ein wunderbarer Zufall, wenn dieſe Worte nicht durch jenes Wort Uhlands hervorgerufen ſein ſollten.

* Es iſt uns verſichert worden, dieſe Rückkehr habe in Folge eines auf Uhlands neuen Sitz gelegten Zettels ſtattgefunden, auf welchen die Worte geſchrieben geweſen: „Sie gehören nicht zu uns; kehren Sie auf den alten Platz zurück.“ Da die Quelle, aus welcher uns dieſe Nachricht zukommt, keinen Zweifel an deren Richtigkeit zuläßt, muß angenommen werden, der Schreiber jener Worte ſei von der Taktik ſeiner eigenen Partei nicht unterrichtet geweſen, oder habe dieſe Taktik aus irgend einem Grund nicht beachtet.

tigung der deutschen Nation. Aus derselben wollte er das demokratische Element so wenig ausgeschlossen haben, als die Provinzen von Deutsch-Oesterreich; er selbst war im Innersten vielleicht der Ansicht, das monarchische Prinzip habe sich in Deutschland überlebt, aber vorgreifen wollte er seinerseits der staatlichen Lebensentwickelung ebenfalls nicht. Würde sich aus der provisorischen Maßregel einer Elektiv-Monarchie mit der Zeit eine Bundes-Republik mit einem alle sechs Jahre neu zu wählenden Präsidenten an der Spitze herausbilden, so hatte er dawider wohl nichts einzuwenden, wie denn einerseits die große, möglichst wenig durch eine Konstitution beschränkte Gewalt, welche er dem Wahlkaiser eingeräumt, andererseits die Verantwortlichkeit, unter welche er denselben gestellt wissen wollte, sehr stark auf das Vorbild eines Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten hinweisen, deren Verfassung er vor der Abreise nach Frankfurt — also noch eh' er mit den Vertretern ähnlicher Ansichten in der Nationalversammlung in Berührung gekommen — aus eigenem Antrieb studirt hatte.

An Haltbarkeit eines monarchischen Wahlreichs für spätere Zeiten glaubte er im Herzen vielleicht so wenig, als die Mehrzahl der entgegengesetzt Stimmenden an Annahme des Erbkaiserthums von Seiten des Königs von Preußen, oder wenigstens an eine Förderung des dem Kaiserthum unterliegenden Gedankens durch Jenen glaubte. Von beiden Seiten konnte man der Gewalt der Umstände nicht gebieten, sondern mußte unerquickliche, die lebendige Begeisterung erstickende Kompromisse mit derselben schließen, und Uhlands Mißgriff war somit, nach unserer Ansicht, wenigstens der, daß

er einen, wenn auch nur auf vorübergehende Zeit absehenden Kompromiß durch Vorschiebung eines Phantoms schloß, durch das die Nation nicht zusammengehalten, sondern zersplittert worden sein würde, wie in Folge des frühern deutschen Wahlreichs die Kraft der Nation als solcher zuletzt völlig auf Null herab sank, Oesterreich und Preußen aber zu gewaltiger Eigenmacht empor wuchsen.

Bei der Kaiserwahl am 28. März erklärte er: „Ich wähle nicht", und am 11. April stimmte er schließlich gegen die ganze Reichsverfassung, wie denn auch sein Name nicht unter den Unterzeichnern derselben steht.

Als gegen Ende Mais die Stellung der Nationalversammlung eine sehr schwierige geworden, verfaßte Uhland im Auftrag des Dreißiger-Ausschusses eine sofort in der Sitzung am 25. jenes Monats angenommene Ansprache an das deutsche Volk, worin es unter Anderem heißt:

„Die Schwierigkeiten, die sich vor uns aufthürmen, kommen theils von außen her durch den Widerstand der fünf mächtigsten Einzelregierungen, und nun auch der von uns selbst in's Leben gerufenen Centralgewalt, gegen Durchführung der endgiltig beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung, theils aber, und zumeist, noch aus unserer Mitte durch den massenhaften Austritt derjenigen Mitglieder, die entweder dem Abruf ihrer Regierungen folgen zu müssen vermeinten, oder am Gelingen des Werkes und an allem fruchtbaren Fortwirken der Versammlung verzweifelten. Diesen Hindernissen zum Trotz glauben wir noch immer unsern Bestand und die uns anvertraute Sache aufrecht erhalten zu können..... Den Regierungen, deren Staatsweisheit im vorigen Jahr so macht- und rathlos,

so gänzlich erstarrt war, daß sie jene siebzehn Vertrauensmänner am Bund auffordern mußten, die Initiative eines Verfassungsentwurfes zu ergreifen, und die, nachdem sie wieder warm geworden, uns nicht blos Vereinbarung anſinnen, ſondern ſogar Oktroyirung in Aussicht stellen, ihnen halten wir beharrlich den ſchon im Vorparlament geltend gemachten, dann im Anfang unſerer Verhandlungen feierlich ausgeſprochenen und fortan thatſächlich behaupteten Grundſatz der Nationalſouveränetät entgegen; wir lehnen uns an diejenigen, wenn auch minder mächtigen Staaten an, welche die Beſchlüſſe unſerer Verſammlung für bindend und die verkündete Verfaſſung für rechtsbeſtändig anerkannt haben. Die neueſten Erfahrungen haben ſchlagend bewieſen, daß aus einer Vereinbarung von 39 Regierungen, unter ſich und mit der Nationalvertretung, dazu noch mit allen Landesverſammlungen, niemals eine Reichsverfaſſung hätte hervorgehen können, und daß die Nationalverſammlung, ſelbſt gegen eigene Neigung, das Verfaſſungswerk hätte in die Hand nehmen müſſen, wenn es überhaupt zu Stand kommen ſollte."

„Gegenüber der durch unſer Geſetz geſchaffenen proviſoriſchen Centralgewalt, welche jetzt, da es gälte die auf Durchführung der Verfaſſung gerichteten Beſchlüſſe zu vollziehen, ſich deſſen weigert und ein Miniſterium am Ruder läßt, dem die Verſammlung ihr Vertrauen abgeſagt hat, iſt am 19. Mai beſchloſſen worden, daß die Verſammlung ſofort, wo möglich aus der Reihe der regierenden Fürſten, einen Reichsſtatthalter wähle, welcher vorerſt die Rechte und Pflichten des Reichsoberhauptes ausübe. Damit glaubte man auch für die Zeit des Uebergangs dem Sinn der Verfaſſung ſelbſt am nächſten zu kommen. — Endlich der durch Maſſenaustritt der Verſammlung erwachſenen Gefahr ſuchten wir durch den geſtrigen Be-

ſchluß zu begegnen, daß ſchon mit hundert Mitgliedern die Verſammlung beſchlußfähig ſei. Nicht als ob wir eine ſo ſtark herabgeſchmolzene Zahl für keinen Uebelſtand anſähen, oder dadurch den Sieg einer ausharrenden Partei erringen wollten, ſondern darum, daß nicht das letzte Band der deutſchen Volkseinheit reiße, daß jedenfalls ein Kern verbleibe, um den bald wieder ein vollerer Kreis ſich anſetzen könne. Noch ſitzen in der Paulskirche Vertreter faſt aller deutſchen Einzelſtaaten, und gerade diejenigen ſind noch immer namhaft vertreten, deren Abgeordnete zurückberufen wurden: Preußen, Oeſterreich und Sachſen. Eine bedeutende Zahl von Mitgliedern iſt nur zeitig abweſend, und es ſoll für ihre Einberufung geſorgt werden; durch Stellvertreter und Nachwahlen iſt für Abgegangene Erſatz zu erwarten. Sollte aber auch nicht der ernſte Ruf des Vaterlandes ſeine Kraft bewähren, ſo gedenken wir doch, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühſal, die Vollmacht, die wir vom deutſchen Volk empfangen, die zerfetzte Fahne, treugewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der, nach den Beſchlüſſen vom 4. dieſes Monats, am 15. Auguſt zuſammentreten ſoll, und für deſſen Volkshaus die Wahlen am 15. Juli vorzunehmen ſind. Selbſt aus dieſen Beſchlüſſen iſt ein Eingriff in die Regierungsrechte herausgefunden worden, während ſie eben dadurch unvermeidlich waren, daß vom Inhaber der proviſoriſchen Centralgewalt kein Vollzug zu gewarten ſtand."

„Für dieſe Beſtrebungen, die Nationalvertretung unerloſchen zu erhalten und die Verfaſſung lebendig zu machen, nehmen wir in verhängnißvollem Augenblick die thätige Mitwirkung des geſammten deutſchen Volkes in Anſpruch. Wir fordern zu keinem Friedensbruch auf, wir wollen nicht den Bürgerkrieg ſchüren, aber wir finden in dieſer eiſernen Zeit nöthig,

daß das Volk wehrhaft und waffengeübt dastehe, um, wenn sein Anrecht auf die Verfassung und die mit ihr verbundenen Volksfreiheiten gewaltsam bedroht ist, oder wenn ihm ein nicht von seiner Vertretung stammender Verfassungszustand mit Gewalt aufgedrungen werden wollte, den ungerechten Angriff abweisen zu können. Wir erachten zu diesem Zweck für dringlich, daß in allen der Verfassung anhängenden Staaten die Volkswehr schleunig und vollständig hergestellt, und mit ihr das stehende Heer zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung verpflichtet werde..... Vor Allem aber hegen wir zum Männerstolz und Ehrgefühl unsers zur Freiheit neu erwachten Volkes das feste Vertrauen, daß es nimmermehr auf ein willkürlich oktroyirtes Reichswahlgesetz,* sondern einzig nach demjenigen, welches die verfassunggebende Versammlung erlassen hat, die Wahlen vornehmen, und daß, wenn der bestimmte Wahltag herankommt, gleichzeitig in allen deutschen Gauen ein reger Wetteifer sich bethätigen werde, das gemeinsame Wahlrecht zu gebrauchen oder zu erlangen."

Hatte die Rede über das Reichsoberhaupt in mehr als Einer Beziehung darauf hingewiesen, daß in dem Redner „der freiheitliebende Patriot den abwägenden Politiker überwogen",** so wird man gestehen, daß der eben mitgetheilte Aufruf, wenn auch minder reich an glänzenden Bildern und schütternden Gedanken, als jene Rede, das innerste Gefühl von all' den viel Tausenden aussprach, welche den Zusammentritt der Nationalversammlung mit hochschlagendem

* Nämlich das von den Regierungen von Preußen, Hannover und Sachsen verkündete Wahlgesetz zum nächsten Reichstag.

** Worte des Nekrologs in der Allg. Ztg. hinsichtlich Uhlands Verhalten während der Nationalversammlung überhaupt.

Busen begrüßt hatten, geſetzt ſie beſaßen jetzt noch guten Muth genug, an eine glückliche Durchführung der nationalen Sache mit derjenigen Kraft zu glauben, mit welcher Uhland entweder aus freiem Herzen daran glaubte, oder zu glauben dem zweifelnden Verſtand mindeſtens abgerungen hatte. Selbſt der entſchiedene Gegner ſeines politiſchen Syſtems, Buß von Freiburg, welcher kurz nach ihm zu Bekämpfung jenes Aufrufs die Rednerbühne betreten, räumte unverhohlen ein: „Er“ (der Aufruf), „iſt vom Standpunkte der Partei, zu welcher der Herr Verfaſſer gehört“ (d. h. Derjenigen, welche die Reichsverfaſſung wollten) „ſo vortrefflich gefaßt, und zeichnet ſich durch eine ſo ruhige Mäßigung aus, daß ich mich faſt vor dem Schritt geſcheut habe, dagegen aufzutreten.“ — Das ganze Benehmen Uhlands bis zum gewaltſamen Schluß der Nationalverſammlung liegt zum Voraus angedeutet in den Worten: „Nicht als ob wir dadurch“ (durch Erklärung der Beſchlußfähigkeit ſchon mit hundert Mitgliedern) „den Sieg einer ausharrenden Partei erringen wollten, ſondern darum, daß nicht das letzte Band der deutſchen Volkseinheit reiße.“

Damit wenden wir uns, um einen karakteriſtiſchen Zug des Menſchen und Dichters beizuziehen,* einen Augenblick von dem Volksabgeordneten ab. Uhlands faſt einzige Erholung während des Aufenthaltes in Frankfurt war der Umgang mit der ihm ſehr befreundeten Familie des dortigen Arztes Dr. Mappes geweſen. Der Sonntag wurde meiſt

* Aus der Beilage zur Allg. Ztg. vom 22. Februar 1863.

in deſſen Hauſe, oder auf gemeinſamen Landausflügen zugebracht. Frau Uhland, welche ihrem Gatten nach Frankfurt gefolgt war, hatte am 9. Mai einer Tochter des Freundes folgende Zeilen in's Album geſchrieben, die, dem Grundgedanken nach von Jean Paul, durch eine Dame (Karoline Rudolphi?) in gebundene Form gebracht ſind:

Ein weinend Kind lagſt du auf Mutters Schoß,
Als lächelnd rings umſtanden dich die Deinen;
Nun lebe ſo, daß, wann erfüllt dein Loos,
Du lächeln mögſt wenn Alle um dich weinen.

Erſt am 22. Mai, alſo eben während Uhland von der Abfaſſung jenes Aufrufs hingenommen war, fand er die Stimmung, zu obigen Verſen nachſtehende hinzuzudichten:

Inzwiſchen wandle friſch hinan
Die wechſelvolle Lebensbahn,
Auf der man lacht, auf der man weint,
Bald Regen fällt, bald Sonne ſcheint,
Und doch im gläubigen Gemüth
Das Ew'ge, Wechſelloſe blüht.

Zum freundlichen Andenken. L. Uhland.

Am gleichen Tag, fahren wir zur politiſchen Thätigkeit zurückkehrend fort, an welchem jener Aufruf von der Nationalverſammlung angenommen ward, wurde der Antrag auf Verlegung derſelben nach Stuttgart eingebracht, gegen welchen Uhland ſich bei der fünf Tage nachher (30. Mai) erfolgten Abſtimmung entſchieden ausſprach: „Wenn wir dieſen Ort" (Frankfurt) „verlaſſen", ſagte er unter Anderem, „ſo machen wir einen neuen Riß in die große deutſche

Gemeinſchaft; es wird in vielen Gegenden nicht gut angeſehen werden, wenn wir uns in eine ſüdliche Ecke zurückziehen. Ich weiß wohl, die beantragte Verlegung hat nur den Zweck einer Schwenkung, um von Süden aus den Norden für die Verfaſſung zu erobern, aber es gemahnt mich, wir würden die Schwenkung machen, die Eroberung machen wir nicht!.... Wir haben beſchloſſen, aufzufordern zur Vornahme von Erſatzwahlen, aber ich zweifle, ob dieſe Aufforderungen fruchtbar ſein werden in ſolchen Gegenden, in denen ſich die Vorſtellung bilden würde, es werde das deutſche Parlament ſich in einen, die ſüddeutſche Bewegung nicht leitenden, ſondern von ihr beherrſchten und bewältigten Winkelkonvent verwandeln."

Als der Antrag gleichwohl mit der geringen Majorität von 7 Stimmen (71 gegen 64) durchging, folgte Uhland der Verſammlung. Aber auch jetzt trat der Dichter noch einmal hoheitvoll in die Wirkſamkeit des parlamentariſchen Kämpfers ein. Er ſchenkte einer Freundin des genannten Mappes'ſchen Hauſes Göthe's Gedichte, und ſchrieb vor ſeinem Abſchied von Frankfurt, am 31. Mai 1849, folgende Zeilen in das Buch:

In dieſen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu ſchlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unſterbliche Geſänge.*

Zu dem Parlamentsalbum in Facſimile's, das kurz vor-

* Aus der Allg. Ztg. a. a. O.

her von einer frankfurter Verlagshandlung veranstaltet worden, hatte er den Spruch beigesteuert:

Ach und Weh im ganzen Land!
Ist uns noch kein Haupt geboren?
Nein! es ist ein Uebelstand:
Deutschland hat den Kopf verloren.*

Der Weg ward vom größten Theil der Abgeordneten, des badischen Aufstandes wegen, durchs Tauberthal herauf über Mergentheim genommen. In dieser Stadt hielt man fast einen Tag lang an, und Uhland sah sich dort genöthigt, seinen Amtsgenossen nochmal eine Erklärung über die Gründe zu geben, aus welchen er gegen die Verlegung nach Stuttgart gestimmt. Der Wortlaut dieser Erklärung ist uns nicht bekannt, eben so wenig wissen wir, ob ein Besuch bei seinem damals in Mergentheim wohnenden Freund, dem Dichter Eduard Mörike, vor oder nach Abgabe derselben stattgefunden; jedenfalls aber machte Uhland dem Freund, dem von diesen Vorgängen nichts kund geworden, den Eindruck eines aufgeregten, einen innern Kampf kämpfenden Gemüthes. Auch hatte er, obwohl mit fester Stimme und strammer Haltung, zu Mörike gesagt: „Ich habe da eine schwierige Stellung".

In der ersten in Stuttgart gehaltenen Sitzung, am 6. Juni, stimmte er, blos von neun Mitgliedern unterstützt, worunter der Oesterreicher Giskra und mehrere Württemberger, wie Römer, Albert Schott u. s. w., umsonst gegen Einsetzung der Fünfer-Regentschaft bis zum Amtsantritt des

* Ebendas.

neu zu wählenden Reichsſtatthalters. Verworfen worden war ſein eigener Antrag: „1) Die am 19. v. M. beſchloſſene Wahl eines Reichsſtatthalters wird in einer der nächſten Sitzungen vorgenommen; 2) dieſelbe iſt ein entſchiedener Proteſt gegen das Fortwirken der Reichsverweſerſchaft in bisheriger, dem Geſetz vom 28. Juni widerſtrebenden Weiſe.“ — Ein zweiter Antrag von ihm, über welchen erſt nach Annahme der Fünfer-Regentſchaft abgeſtimmt wurde, hatte gelautet: „Die württembergiſche Regierung als diejenige des größten Staates unter denen, welche die Verfaſſung für rechtsgiltig anerkannt haben, wird erſucht, ſofort nachdrückliche Vermittelung dafür eintreten zu laſſen, daß der Ausbruch des Krieges gegen die Rheinpfalz und Baden noch rechtzeitig abgewendet und in dieſen Ländern ein verfaſſungsmäßiger Rechts- und Friedenszuſtand auf verſöhnlichem Weg hergeſtellt werde.“ — Wider dieſen Antrag war eingewendet worden, die Sorge für den Frieden komme der Fünfer-Regentſchaft zu, welche die Rechte einer proviſoriſchen Centralgewalt habe, der Antragſteller aber hatte dagegen bemerkt: „In dieſen Tagen kann der Krieg losbrechen gegen Baden und die Pfalz; vielleicht iſt er ſchon losgebrochen. Daher iſt es höchſt wünſchenswerth, daß ſogleich etwas geſchehe, damit er abgewendet oder ſiſtirt werde. Glauben Sie, daß die Centralgewalt, die Sie heute beſchloſſen haben und Sie morgen wählen werden“ (die Fünfer-Regentſchaft) „daß dieſe irgend eine Macht haben werde, hier hemmend einzuſchreiten? Es iſt ſehr zweifelhaft, ob dieſe Gewalt nur irgend in's Leben treten wird!“ — Der Antrag wurde verworfen.

her von einer frankfurter Verlagshandlung veranſtaltet worden, hatte er den Spruch beigeſteuert:

Ach und Weh im ganzen Land!
Iſt uns noch kein Haupt geboren?
Nein! es iſt ein Uebelſtand:
Deutſchland hat den Kopf verloren.*

Der Weg ward vom größten Theil der Abgeordneten, des badiſchen Aufſtandes wegen, durchs Tauberthal herauf über Mergentheim genommen. In dieſer Stadt hielt man faſt einen Tag lang an, und Uhland ſah ſich dort genöthigt, ſeinen Amtsgenoſſen nochmal eine Erklärung über die Gründe zu geben, aus welchen er gegen die Verlegung nach Stuttgart geſtimmt. Der Wortlaut dieſer Erklärung iſt uns nicht bekannt, eben ſo wenig wiſſen wir, ob ein Beſuch bei ſeinem damals in Mergentheim wohnenden Freund, dem Dichter Eduard Mörike, vor oder nach Abgabe derſelben ſtattgefunden; jedenfalls aber machte Uhland dem Freund, dem von dieſen Vorgängen nichts kund geworden, den Eindruck eines aufgeregten, einen innern Kampf kämpfenden Gemüthes. Auch hatte er, obwohl mit feſter Stimme und ſtrammer Haltung, zu Mörike geſagt: „Ich habe da eine ſchwierige Stellung".

In der erſten in Stuttgart gehaltenen Sitzung, am 6. Juni, ſtimmte er, blos von neun Mitgliedern unterſtützt, worunter der Oeſterreicher Giskra und mehrere Württemberger, wie Römer, Albert Schott u. ſ. w., umſonſt gegen Einſetzung der Fünfer-Regentſchaft bis zum Amtsantritt des

* Ebendaſ.

neu zu wählenden Reichsstatthalters. Verworfen worden war sein eigener Antrag: „1) Die am 19. v. M. beschlossene Wahl eines Reichsstatthalters wird in einer der nächsten Sitzungen vorgenommen; 2) dieselbe ist ein entschiedener Protest gegen das Fortwirken der Reichsverweserschaft in bisheriger, dem Gesetz vom 28. Juni widerstrebenden Weise." — Ein zweiter Antrag von ihm, über welchen erst nach Annahme der Fünfer-Regentschaft abgestimmt wurde, hatte gelautet: „Die württembergische Regierung als diejenige des größten Staates unter denen, welche die Verfassung für rechtsgiltig anerkannt haben, wird ersucht, sofort nachdrückliche Vermittelung dafür eintreten zu lassen, daß der Ausbruch des Krieges gegen die Rheinpfalz und Baden noch rechtzeitig abgewendet und in diesen Ländern ein verfassungsmäßiger Rechts- und Friedenszustand auf versöhnlichem Weg hergestellt werde." — Wider diesen Antrag war eingewendet worden, die Sorge für den Frieden komme der Fünfer-Regentschaft zu, welche die Rechte einer provisorischen Centralgewalt habe, der Antragsteller aber hatte dagegen bemerkt: „In diesen Tagen kann der Krieg losbrechen gegen Baden und die Pfalz; vielleicht ist er schon losgebrochen. Daher ist es höchst wünschenswerth, daß sogleich etwas geschehe, damit er abgewendet oder sistirt werde. Glauben Sie, daß die Centralgewalt, die Sie heute beschlossen haben und Sie morgen wählen werden" (die Fünfer-Regentschaft) „daß diese irgend eine Macht haben werde, hier hemmend einzuschreiten? Es ist sehr zweifelhaft, ob diese Gewalt nur irgend in's Leben treten wird!" — Der Antrag wurde verworfen.

In der Sitzung vom 8. Juni hatte Simon von Trier den Antrag geſtellt: „Nach Einſicht der Anſprache der Mitglieder der deutſchen Reichsregentſchaft vom 7. dieſes Monats verſichert die Nationalverſammlung die deutſche Reichsregentſchaft ihrer hingebendſten Unterſtützung auf dem betretenen Wege", und es war ſofort in das Protokoll geſetzt worden, beſagter Antrag ſei einſtimmig angenommen. In der nächſten Sitzung (13. Juni) erklärte Uhland dieſen Ausdruck des Protokolls für irrthümlich, denn er (Uhland) habe ſich nicht für den Simon'ſchen Vorſchlag erhoben, — eine Erklärung, welcher ſich ſofort noch zwei Mitglieder, F. Viſcher (der Aeſthetiker) und Klett von Heilbronn anſchloſſen. Der Abſtimmung zur Wahl der Mitglieder der proviſoriſchen Regentſchaft in der Nachmittagsſitzung vom 6. Juni hatte er ſich mit Schott, Römer und den fünf Andern, die ſich gegen die Einſetzung erklärt, enthalten. Als ſofort in der Sitzung vom 16. Juni ein Geſetz über Bildung der, das ſtehende Heer in ſich einſchließenden Volkswehr angenommen wurde, zunächſt um die Reichsverfaſſung in Baden gegen die anrückende bewaffnete Macht Preußens zu ſchützen, hatte ein Abgeordneter bemerkt, er erwarte von dem württembergiſchen Miniſterium, es werde mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln dieſes Geſetz in's Leben einführen. Thu' es Das nicht, ſo zeige es ſich vor der deutſchen Nation als Verräther an ihr und ihrer Verfaſſung. Hierauf erwiderte Uhland: „Ich nehme für mich und meine Freunde, zu denen ich Römer", (die Ausſchlag gebende Perſönlichkeit in jenem Miniſterium), „einen treu-feſten Freund, zähle, in Anſpruch, daß Diejenigen nicht Landesverräther

ſeien, welche nicht zugeben können, daß Land und Volk Württemberg willenlos, gedankenlos, unbedingt der neuen Regentſchaft zu Handen und Banden gegeben werden. Man hat eben heute noch die Macht der Ereigniſſe geltend gemacht, und auch ich bekenne mich dazu, daß es der formellen Folgerichtigkeit gegenüber Unmöglichkeiten gibt; daß ihr ein Thatverhalt, thatſächliche Unmöglichkeiten gegenüberſtehen können, und zu dieſen rechne ich, daß Württemberg von dem Geſetz, das Sie hier eiligſt geben wollen, überwältigt werde. Württemberg iſt nicht beſchaffen, wie jetzt dieſe Verſammlung; es ſtellt nicht, wie dieſe, nur eine der Parteiungen dar, in welche das deutſche Volk zerklüftet iſt. Dieſe Verſammlung iſt formell die Nationalverſammlung, wie ſie es immer war, aber in der Wirklichkeit müſſen Sie ſich ſagen, daß ſie nur noch eine jener Parteiungen in ſich darſtellt. Auf dieſe Weiſe werden Sie, wenn dieſes Geſetz in das Land hinaus geſchleudert wird, den innern Kampf hervorrufen, und dadurch Württemberg unkräftig machen, nach Außen dazuſtehen."

Gegen eine Einwendung Ludwig Simons bemerkte er dann noch: „Es iſt mir ein Widerſpruch vorgeworfen worden Deſſen, was ich in der Anſprache, die ich zu Frankfurt im Namen des Dreißiger-Ausſchuſſes verfaßt, und Deſſen, was ich heute geſagt. Ich habe mich dort für die allgemeine Volksbewaffnung erklärt, ich erkläre mich noch heute dafür, und habe zuletzt nicht ein Wort gegen dieſelbe geſprochen; etwas ganz Andres aber iſt, ob die ganze württembergiſche Volkswehr in dieſe oder jene Hand unbedingt gegeben werden ſolle." — Es ſei eine ſchmerzliche

Nothwendigkeit für den größern Theil der Verſammlung, hatte hierauf Schoder in längerer Rede geſagt, ſich bei der heutigen Abſtimmung von einem würdigen Mann trennen zu müſſen, der in Frankfurt ſtets mit dieſem Theile gegangen ſei. „Aber wir trennen uns nicht von ihm, ſondern er trennt ſich von uns!“ Ein anderer Abgeordneter aber hatte bemerkt: „Wenn Sie die Worte Uhlands und ſeiner Freunde angehört haben, ſo werden Sie wohl erinnert ſein an die guten alten deutſchen Zeiten, an die alte deutſche Beſcheidenheit, wo zwölf Deutſche, wenn ſie auf der Straße von Einem Mann angefallen wurden, nach der Polizei um Hilfe riefen. Gegenwärtig aber iſt es Zeit ſich ſelbſt zu helfen, und dazu ſoll dieſes Geſetz die Hand bieten.“ — Zugleich hatte die Reichsregentſchaft in dieſer Sitzung die Bewilligung eines Kredits von 5 Millionen Gulden für die Monate Juni und Juli gefordert.

Man ſieht, Uhland wollte daß die Nationalverſammlung nicht zum Rumpfparlament werde, wollte den Gedanken, daß der Nation das Recht zuſtehe über ihre Angelegenheiten ſelbſtmächtig zu entſcheiden, ſoweit an ihm lag, auf jede Weiſe retten; aber er war mit der Mehrzahl Derjenigen, welche die Verſammlung jetzt bildeten, nicht einverſtanden. Im vertrauten Geſpräch mit den Wenigen, die ſeiner Anſicht näher ſtehend, — völlige Geſinnungsgenoſſen ſcheint er nicht gehabt zu haben, — noch in dem Parlament ſaßen, oder ſich doch als ausgetretene Mitglieder in Stuttgart befanden, — im Geſpräch mit dem Miniſter Römer, welcher ihm die Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit eines Bürgerkriegs vorſtellte, wenn die Verſammlung in ihren Beſchlüſ-

ſen fortfahre, erklärte er mehrmals: „Austreten wäre eine Schande!“ Unwürdig, ſieht man, dünkte es ihm, wenn das Schiff der deutſchen Einheit und Selbſtberechtigung im Augenblick des Sinkens von irgend Jemand verlaſſen würde, vor Allem unwürdig wenn von ihm, deſſen Name ſo weiten Klang durch ganz Deutſchland hatte. Aber daß die Verſammlung von der württembergiſchen Regierung geſchloſſen werde, vorausgeſetzt, daß kein Akt unwürdiger Gewalt dabei ſtattfinde, dagegen ſchien er nichts zu haben. Wieder und wieder fragte er die Freunde: „Was wollen wir thun?“ und wenn die Wenigen, die mit ihm die Anſicht theilten, es zieme ſich hier ein Ausharren bis zum letzten Augenblick, achſelzuckend entgegneten: „Wir müſſen uns eben ſprengen laſſen, dem württembergiſchen Miniſterium bleibt nichts Andres übrig,“ — ſo wußte er hiegegen nichts vorzubringen. Unglückliche Verwicklungen führten dahin, daß jene Schließung der Nationalverſammlung eine gewaltſame, daß aus dem „Sprengen“, was Jene nur als die auf die Spitze geſtellte Möglichkeit angedeutet, Ernſt wurde.

In der Verſammlung der württembergiſchen Abgeordneten, welche neben der Nationalverſammlung in Stuttgart tagte, hatte am 18. Juni Römer, welcher ſeinerſeits am 13. d. M. aus letzterer ausgetreten, bemerkt, das Miniſterium habe Nichtanerkennung aller auf die Volksbewaffnung bezüglichen Beſchlüſſe ausgeſprochen, und allen Landesbehörden ſtrenge verboten, denſelben nachzukommen, zugleich aber ſei Tags zuvor der Präſident der Nationalverſammlung (Löwe von Calbe) in einem Schreiben „erſucht worden“, ohne Verzug dahin zu wirken, daß Parlament und Regentſchaft

ihren Sitz außerhalb Württembergs verlegen und ſchon jetzt die Vornahme jedes weitern officiellen Aktes unterlaſſen möchten, „indem Mißachtung dieſes ergebenen Anſinnens nöthigen würde, demſelben durch Anwendung der geeigneten Mittel Geltung zu verſchaffen.“

In dieſem im Hauſe vorgeleſenen Schreiben war unter Anderm folgende, die Sachlage kennzeichnende Stelle enthalten: „Nachdem die Verſammlung beiſammen war, und die Vollzähligkeit von Hundert erreicht hatte, wollten wir ihr zunächſt kein Hinderniß in den Weg legen. Wir glaubten annehmen zu dürfen, ſie werde, ihrer Schwäche und den Verhältniſſen Rechnung tragend, eine vermittelnde, zuwartende Stellung einnehmen; ſie werde ſich als den Stamm der ſo ſehr herabgeſchmolzenen Nationalverſammlung betrachten, und neben der Permanenz bis zu den neuen Wahlen ihr Hauptaugenmerk darauf richten, die getrennten Theile wieder an ſich zu ziehen, und ſo allmälig wieder zu einer nachhaltigen Beſchlußfähigkeit zu erſtarken. — Wie ſehr befanden wir uns im Irrthum! Die Beſchlüſſe vom 6. und 16. Juni gehören zu den extremſten, die man faſſen kann, und das Auftreten Ihrer Regentſchaft iſt ſo geſtaltet, daß man vermuthen ſollte, es ſtehen ihr 200,000 Bajonnette zu Gebot.“

Antwort hierauf, war von Römer beigeſetzt worden, ſei noch nicht erfolgt. Sofort hatte Schoder, Mitglied der württembergiſchen Kammer und Vicepräſident der Nationalverſammlung, erwidert: „Ich kann die Antwort geben. Die nächſte Sitzung der Nationalverſammlung iſt heute Nachmittag um drei Uhr.“ Später war von demſelben bemerkt

worden: „Meine Herren Miniſter, werden Sie die in Ihrem Schreiben enthaltene Drohung gegen die Verſammlung ausführen, ſo machen Sie ſich nach dem im württembergiſchen Regierungsblatt verkündigten Reichsgeſetze des Hochverraths ſchuldig, welcher mit Gefängniß, beziehungsweiſe mit Zuchthaus bis zu zwanzig Jahren bedroht iſt.“ Auf Dies hin gab Römer die in dem Schreiben an den Präſidenten bereits angedeuteten Aufträge, deren Ausführung in Perſon zu überwachen weder ſeines Amtes, noch ihm im Augenblick auch nur möglich geweſen wäre, da ſeine Obliegenheit ihn in der Kammer der Abgeordneten feſthielt.

Man kann der Anſicht ſein, eine bewaffnete Einſchreitung ſei gar nicht nöthig geweſen, denn mehrere Mitglieder der Nationalverſammlung haben ſich ſeitdem entſchieden dahin ausgeſprochen, dieſelbe würde ſich in den nächſten zwei oder drei Tagen von ſelbſt aufgelöst haben, d. h. durch fortwährenden Austritt beſchlußunfähig geworden ſein; mehrere haben erklärt, es ſei dem Parlament nichts mehr übrig geblieben, als ſeine unfruchtbare Rolle vollends mit Anſtand in möglichſt kurzer Zeit auszuſpielen. Das Miniſterium jedoch befürchtete, wie es ſcheint, inſofern Gefahr im Verzug, als bei der aufgeregten Stimmung eines Theils der Bevölkerung, wenn die Verſammlung länger in Thätigkeit blieb, durch bewaffnete, mitunter dem Parlament bereits zugeſagte, Zuzüge blutige Konflikte entſtehen mochten. Vielleicht irrte es ſich hierin nicht, obwohl in dergleichen Fällen in der Regel mehr verſprochen als gehalten zu werden pflegt.

Um Mittag hatte ſich Uhland zu einem ſeiner politiſchen

Freunde begeben, der neben ihm noch in der Nationalverſammlung ausharrte, dieſelbe aber in den zwei letzten Tagen nicht mehr beſucht hatte, und auch am jetzigen nicht mehr beſuchen wollte. Er traf ihn bei Tiſche. „Was ſollen wir thun?“ war abermals die, in dem kleinen Kreis faſt zum halben Scherz gewordene Frage des Eintretenden. Und abermals lautete die humoriſtiſche Erwiderung des Andern: „Uns ſprengen laſſen!“ Jener ſetzte ſich mit zum Eſſen nieder, ohne an demſelben Theil zu nehmen, und war zutraulich und geſprächig, wie der Freund ihn ſelten geſehen. Die Stunde der Seſſion nahte heran; plötzlich hörte man Truppen, die ſich dem nicht weit entfernten Fritz'ſchen Reithauſe, dem Sitzungslokal der Verſammlung, näherten. Eine ſolche Einſchreitung hatte Uhland denn doch nicht erwartet. Er ſprang auf, der Freund wollte ihn zurückhalten, er jedoch eilte mit den Worten: „Nichts! nichts! da muß ich dabei ſein!“ hinweg und ließ dem, im damaligen Hotel Marquardt in der Königsſtraße befindlichen Präſidenten Löwe zu wiſſen thun, nach ſeiner Meinung ſollten ſich alle Abgeordneten, die gerade beiſammen wären, in Einem Zug nach dem Sitzungsſaal begeben, um, wenn es ſein müßte, die Gewalt an ſich konſumiren zu laſſen. Der Präſident, Anfangs nicht zu einem förmlichen Zug geneigt, begriff, wie er ſich in dem hierüber verfaßten Protokoll, dem letzten des deutſchen Parlamentes, ausdrückt, „doch wohl, daß die Verſammlung, geführt von dem erſten deutſchen Dichter, nicht beſſer enden könne*“, und der Vorſchlag

* Stenographiſcher Bericht über die Verhandlungen der

ward angenommen. Uhland und Albert Schott, als die zwei Aeltesten der eben Anwesenden, den Präsidenten Löwe in die Mitte nehmend, schritten voran, unmittelbar hinter denselben folgten die beiden an diesem Tag im Amt befindlichen Schriftführer*, dann die übrigen Mitglieder, so weit sie, deren Mehrzahl im Hotel Marquardt gespeist oder doch sich eingefunden hatte, beisammen waren.

So zog man, zwischen einer dichtgedrängten Menschenmasse, durch die Langestraße dem erwähnten Reithaus zu. Von den zwei obersten Straßen, die sich mit der eben genannten kreuzen, ist, in der Richtung gegen jenes Reithaus zu, die Hohestraße die vorletzte, die Kasernenstraße, welche diesen Stadttheil abschließt, die letzte. Das Reithaus selbst sieht mit der Vorderseite nach der Kasernen-, mit der Rückseite nach der Hohenstraße. Um in dasselbe zu

deutschen konstit. Nationalversammlung, Bd. 9. Nr. 237. S. 6877.

* Es sind in Folge von Uhlands Tod in nichtwürttembergischen Blättern so viele irrthümliche Darstellungen der Sprengung des deutschen Parlaments gegeben worden, daß es nöthig wird, den Sachverhalt hier so genau als immer möglich darzulegen; die dabei berührten Aeußerlichkeiten sind freilich nur Dem vollkommen verständlich, der mit der Oertlichkeit Stuttgarts näher bekannt ist. — Der Herausgeber selbst war nicht Augenzeuge, denn er war in der Kammer der württembergischen Abgeordneten als Mitglied derselben zurückgehalten; unter den vielen, vollkommen zuverlässigen Zeugen aber, die ihm ihre Mittheilungen gemacht, befindet sich namentlich einer der beiden eben erwähnten Schriftführer, Herr Rechtskonsulent Fetzer von Stuttgart, welcher während des ganzen hier zu erzählenden Vorganges sich kaum zwei oder drei Schritte von Uhland entfernt befand.

gelangen, muß man die Langeſtraße ganz hinauf, und an ihrem Ende in die Kaſernenſtraße einbeugen. Ueberhalb der Hohenſtraße, nur wenige Schritte von dem (ehemals Schwab'ſchen) Hauſe entfernt, wo Uhland als junger Mann eine Zeit lang gewohnt und jenen Brief an die Eltern geſchrieben hatte, in welchem er den Entſchluß anzeigt, für die Befreiung Deutſchlands kämpfen zu wollen (S. 144 vgl. mit 137), hatte ſich Infanterie queer über die Langeſtraße herüber aufgeſtellt, während der entferntere, unmittelbar hinter dem Reithaus befindliche Theil der Hohenſtraße mit Reiterei beſetzt war. Ein Civilkommiſſär mit weißer Schärpe über die Schulter erklärte, vor die Reihen des Fußvolks tretend, den Ankommenden, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe, und zog ſich dann ſogleich hinter die Soldaten zurück. Der Präſident Löwe forderte dieſe im Namen der deutſchen Nation auf, ihm, als Vorſitzendem der Reichsverſammlung, Raum zu geben. Sobald er Dies ausgeſprochen, wirbelten, auf Befehl eines Offiziers, die Trommeln, jedoch nur einen Augenblick. Als es wieder ſtille geworden, erhob der Präſident abermals die Stimme, um der bewaffneten Macht zu erklären, daß ſie ſich durch dieſen Widerſtand gegen die Verſammlung an einem mit ſchweren Strafen bedrohten, hochverrätheriſchen Angriff auf die Nation betheilige. Abermalige Trommelwirbel übertäubten ſeine Worte, und die Soldaten wurden zum Vorrücken befehligt, was jedoch durch dieſe, wie von allen Zeugen einſtimmig verſichert wird, keineswegs auf eine ſchonungloſe Weiſe geſchah; vielmehr ſcheint die Bewegung nach Anſicht des Kommandirenden

eher etwas zu zögernd erfolgt zu ſein*, denn er fragte mit lauter Stimme: „Wo bleibt die Reiterei?“ Auf dieſe Frage rief ein Infanterieoffizier Uhlanden zu: „Stellen Sie ſich hier her, zwiſchen uns, Herr Profeſſor; hier ſind Sie vollkommen ſicher!“ Uhland machte von der Aufforderung keinen Gebrauch, die Reiter aber ſetzten ſich, auf die erwähnte, ihnen durch einen Offizier gemeldete Frage, anfangs in leichten Trab; je näher ſie jedoch der Langenſtraße kamen, deſto gemäßigter wurde der Lauf der Roſſe, und als ſie bis zu den Abgeordneten gelangt, war derſelbe zum völligen Schritt geworden. Die Schützen unter der Reiterei, welche als ſolche keine Lanzen führen und hier die Mehrzahl bildeten, hatten den Säbel gezogen, während derſelbe bei den mit Lanzen Verſehenen ſelbſtverſtändlich in der Scheide blieb.

Wie das Fußvolk ſchienen übrigens auch die Reiter, obwohl antreibende Stimmen erſchollen, ja ſogar der Ruf „Haut ein!“ mehrfach gehört worden ſein will, zu gewaltſamem Einſchreiten durchaus nicht geneigt. Ein einziger richtete mit der Lanze eine drohende Bewegung gegen einen der ihm zunächſt ſtehenden Abgeordneten, ohne jedoch denſelben wirklich zu berühren; eben ſo wenig ward von irgend einem der gezogenen Säbel ernſtlicher Gebrauch gemacht, wie denn auch, falls nicht ſchon in dem von uns unbeſichtigten Verhaltungsbefehl ſtand, es ſolle keine Gewalt angewandt werden, wenigſtens in dem ſpäter erſtatteten

* Im Protokoll der Nationalverſammlung iſt ſogar geradezu angegeben, es ſei dem Befehl, das Bajonett zu fällen, keine Folge geleiſtet worden. A. a. O. S. 6878.

Rapport der Reiterei ausdrücklich gesagt ist, die Straße sei „ohne Anwendung von Gewalt“ gesäubert worden, eine Thatsache, wodurch jener angeblich gehörte Ruf „Haut ein!“ minder wahrscheinlich wird*. Natürlich hinderte übrigens dieses von der Gewalt der Waffen keinen Gebrauch machende Verhalten nicht, daß die Abgeordneten sich durch die vorschreitenden Pferde bald aus einander gedrängt sahen.

In diesem Augenblick müssen, falls sie wirklich ausgesprochen wurden, die oft erwähnten Worte eines Abgeordneten an die Annahenden gerichtet worden sein: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?“ Die Mitglieder der Nationalversammlung aber kehrten jetzt, indem sie ihre durch die Kavallerie aus einander getriebenen Reihen, so gut es gehen wollte, wieder ordneten, durch die Langestraße in das (damalige) Hotel Marquardt zurück, Uhland, mit dem Vorsitzenden Löwe an der Seite, abermals voran. Schott hatte sich im Gedränge verloren und fand sich erst etwas später wieder ein. Der ganze Auftritt, dem Militär gegenüber, mochte sieben bis acht Minuten gedauert haben. Kein Parlamentsglied war verwundet oder sonst körperlich beschädigt, einem Mann aus dem Volke aber soll, sei's durch absichtlich scharfen Hieb, sei's daß der Thäter nur mit

* Weder Uhland selbst, wie gleich nachher zur Sprache kommen wird, noch Rechtskonsulent Fetzer, noch irgend einer der Augen- und Ohrenzeugen, an welche wir uns gewendet, erinnerte sich, denselben gehört zu haben; dagegen geben im Protokoll der Nationalversammlung fünf bis sechs Abgeordnete, worunter Albert Schott, Moriz Mohl u. s. w. auf's Bestimmteste an, sie hätten jenen Ruf vernommen.

flacher Klinge treffen gewollt, ein Finger abgehauen worden sein, was zu dem Gerücht Anlaß gegeben zu haben scheint, als seien einige Abgeordnete verletzt worden. Eben so zog die Reiterei, als sie sich nun wieder entfernte, in scharfem Trab ab, was, verbunden mit dem Umstande, daß sie, als die Annäherung gegen die Langestraße begann, sich ebenfalls schnell in Bewegung gesetzt, die Behauptung hervorgerufen haben mochte, sie sei im Trab oder gar im Galopp auf die Abgeordneten eingeritten. Denn im Nu hatten sich die übertriebensten Gerüchte durch die ganze Stadt verbreitet: Albert Schott liege mit gespaltenem Kopf auf dem Pflaster, Uhland sei niedergeritten worden, u. s. w. Ein Freund, der als Bürgerwehrmann mit seiner Kompagnie in einer vom Orte der Sprengung ziemlich weit entfernten Straße aufgestellt war, erzählte dem Herausgeber, die schlimmen Botschaften seien so zahlreich und in so beunruhigender Weise bei ihnen eingetroffen, daß die Offiziere die größte Mühe gehabt, die Mannschaft an der ihr angewiesenen Stelle zurückzuhalten. Uhland selbst hat diese Gerüchte, soweit sie seine Person betrafen, in einem wenige Tage nachher von Tübingen aus in den Schwäbischen Merkur eingesandten Artikel widerlegt. Dort heißt es unter Anderm:

„Ueber die gewaltsame Abtreibung der deutschen Nationalversammlung aus ihrem Sitzungslokal am 18. Juni hat unmittelbar nachher ein Zusammentritt der Abgeordneten zu Feststellung des Thatbestandes stattgefunden. Dieser Verhandlung hab' ich beigewohnt, nicht aber der am Abende des nächsten Tages erfolgten Vorlesung des darüber aufgenommenen Proto-

kolles. Bei jenem Zuſammentritt wurde eine Bemerkung vorgebracht..... die im Protokoll nicht richtig aufgefaßt iſt..... Sie ging dahin, daß ich die Bedrohung des Präſidenten durch den Ruf: „Haut ein!“ und durch Schwingen der Säbel nicht wahrgenommen, was übrigens auch daher kommen könne, daß ich durch die vorrückende Reiterei von ſeiner Seite verdrängt wurde, und erſt nach einer Weile ihn wieder aufſuchen konnte. Der Abgeordnete Pfahler hat, meines Erinnerns, die angeführte Bedrohung hinſichtlich des Präſidenten beſtätigt, nicht aber in Bezug auf meine Perſon, wie ich denn wirklich nicht „zwiſchen den Schwertern“ mich befand, wenn auch die Säbel gezogen waren..... Es wäre der Nationalverſammlung nicht angeſtanden, auf die bloße Meldung, daß die Straßen geſperrt ſeien, den Gang nach ihrem Sitzungslokal aufzugeben. Sie war es ſich und dem Volk, das ſie zu vertreten hatte, ſchuldig, thatſächlich und augenfällig feſtzuſtellen, daß ſie nur der äußern Gewalt weiche, und zugleich gegen dieſe Gewaltmaßregel angemeſſene Verwahrung einzulegen. Daß hiebei zwei Abgeordnete aus Württemberg zur Seite des Präſidenten mit an der Spitze gingen, war nahezu die einzige Gaſtfreundſchaft, welche der Verſammlung zu Theil geworden iſt. Hier kam auch nicht die politiſche Parteiung in Betracht, ſondern einzig das Bewußtſein des Zuſammengehörens in dem zuletzt noch aufrecht gebliebenen Beſtande der deutſchen Nationalvertretung. In dem gemeinſamen Zuge lag weder für die Verſammlung ſelbſt, noch für den öffentlichen Frieden eine Gefahr. Es war nicht zu viel verlangt, wenn man erwartete, der Civilkommiſſär werde unter Hinweiſung auf die aufgeſtellten Truppen den Durchgang verweigern und ſodann den Präſidenten der Nationalverſammlung ſeine Verwahrung entgegenſetzen laſſen. Damit wäre der Sache von beiden Seiten Genüge geſchehen. Nicht zu erwarten war aber, daß die wiederholten Verſuche des Präſidenten, ſeinen

Proteſt zu erheben, übertrommelt würden, und noch weniger war durch die Umſtände geboten, daß von der Seite her, und vor den Reihen des Fußvolkes die Reiterei heranzog, um, wenn auch nur im Schritt vorrückend, die unbewaffneten Volksvertreter wegzudrängen oder abzuſchließen. Dadurch erſt war die Gefahr hervorgerufen, daß, wenn die Entrüſtung des, obwohl nicht zahlreich verſammelten, Volkes ſich Luft gemacht hätte, die Abgeordneten mitten in den Zuſammenſtoß gerathen wären. Die Gerüchte, daß ich ſelbſt körperlich verletzt worden, ſind ſchon anderwärts widerlegt; die einzige Verletzung, die ich davon getragen, iſt das bittre Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reſte der deutſchen Nationalverſammlung in meinem Heimatlande widerfahren."

Er war zum freiwilligen Opfer der Hingabe an das deutſche Vaterland geworden, wie ohne Zweifel noch mehr als Einer, der bis zur gewaltſamen Auflöſung in jener Verſammlung ausgeharrt. Ja er war hiezu gewiſſermaßen geboren, ſofern Naturen, welchen das künſtleriſche Geſchick, die ihnen vorſchwebende und ſie begeiſternde Idee in die Wirklichkeit einzuführen, in einem Grade wie ihm fehlt, in der Regel eher zu Märtyrern als zu Helden jener Idee werden. Aber kein Andrer, der mit ihm im Parlament verblieb, trug dieſes Märtyrerthum ſo heldenhaft wie er; keiner hat ſo laut erklärt, daß, während er der Verſammlung an ſich, dem Gedanken, aus welchem dieſelbe hervorgegangen, feſt anhange, er der Wirklichkeit nach in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nur noch eine Partei der Nation erkenne. Und durch das Urtheil der alle Parteien in ſich vereinigenden und ſie berechtigenden Nation iſt er denn auch aus dem Märtyrer alsbald dennoch zum Helden geworden. Alle

Parteien haben dem einsam gestandenen Vaterlandsfreunde, wenn er als Staatsmann nicht vollkommen folgerichtig gehandelt, die Mannhaftigkeit seines Verfahrens als Hauptvorzug angerechnet, und den Kranz, den er als Dichter trug, auch um die Stirn des Volksvertreters geschlungen.

Tief niedergeschlagen war er in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und nie mehr hat er von da an dort jenen geselligen Kreis besucht, dem durch ihn bis zum März 1848 so manche heitre Stunde mitbereitet worden. Durch eine noch im Sommer angetretene Reise nach Hannover suchte er sich zu zerstreuen. Bei der Rückkehr traf er die Justiz, welche Preußen auf badischem Boden an den Theilnehmern des niedergeworfenen Aufstandes übte, in voller Thätigkeit, was ihn veranlaßte unterm 18. Oktober, gerade ein Menschenalter nachdem er jenen Prolog zur Feier der Verfassung geschrieben (S. 217), nachfolgenden Artikel in das württembergische Blatt, Der Beobachter, zu geben:

„Das Standrecht in Baden.

Die Auflehnungen der öffentlichen Meinung gegen das rastlos fortarbeitende Blutgericht in Baden sind nicht blos Ausdruck des natürlichen Gefühls oder der politischen Parteiung; es steht ihnen das strenge, tief verletzte Rechtsbewußtsein zur Seite. Wohl hätte sich erwarten lassen, daß im rechtsgelehrten Deutschland gerade dieser Standpunkt nachdrücklicher, entschiedener eingenommen würde. Dem Schreiber dieser Zeilen ist nicht bekannt, was nach solcher Seite in Baden selbst durch angesehene Rechtskundige, Volksvertreter, Reichstagsabgeordnete, die zu den Grundrechten mitgewirkt haben, öffentlich und mit vollem Gewicht ihres Namens geschehen ist.

Wenn die Genossen der besiegten Partei dort ihre Stimme nicht erheben können, wohl auch nur zu ihrem Nachtheil erheben würden, so ist jetzt eben die rechte Zeit für das abwehrende Einschreiten der Gemäßigten, Unverdächtigen, und wenn der Parteiruf verstummen muß, ist es stille Lust für die Schärfe des juristischen Urtheils. Aber es handelt sich auch nicht lediglich um eine badische Angelegenheit. Mag die Reichsgewalt zerfallen, das Vaterland mehr als je zerrissen sein, dennoch ist es eine gemeinsame deutsche Sache, daß nicht auch die Rechtsbegriffe untergehen; daß an keinem einzelnen Orte die Rechtsordnung und mit ihr die deutsche Bildung und Nationalehre zu Boden liege.

Lebhaft hat sich an dieser Angelegenheit Württemberg betheiligt; aber auch hier ist weniger der streng rechtliche Gesichtspunkt festgehalten worden.

Zu Gunsten derjenigen Württemberger, die in Baden wegen Theilnahme an dem dortigen Aufstand gefangen und dem standrechtlichen Verfahren ausgesetzt sind, ist die Ansicht und Thätigkeit des württembergischen Ministeriums in folgender Weise kund geworden: Die allgemeine Rechtsregel, daß den Gerichten des Landes, in welchem ein Verbrechen begangen worden, auch dessen Bestrafung zustehe, gestatte dem Ministerium nicht, die Auslieferung jener Gefangenen zu verlangen; es könne sich nur dafür verwenden. Es habe darum auch dieselben nicht reklamirt, wohl aber für sie sich dringend verwendet, und es sei Hoffnung vorhanden, daß bei Weitem der größere Theil derselben an Württemberg werde ausgeliefert werden. Diese Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, und wenn sie auch in bezeichnetem Maße sich verwirklicht, so werden doch unter jenem größern Theile gerade die am meisten Beschwerten und Gefährdeten kaum begriffen sein.

Daß ein Staat nicht in die unabhängige Rechtspflege des andern eingreifen darf, iſt ein unbeſtrittener Rechtsſatz. Aber damit iſt der vorliegende Fall rechtlich nicht erſchöpft. Wenn die Angehörigen eines Staats in dem andern einer gerichtlichen Behandlung unterworfen werden, welche mit der Verfaſſung und den Geſetzen des letztern ſelbſt, wie mit den allgemeinen Rechtsnormen, im Widerſpruche ſteht, dann iſt nicht blos eine Verwendung, ſondern eine Einſprache, eine Forderung gerechtfertigt und geboten — das Verlangen, daß jene Angehörigen nicht anders als in rechtsgiltiger Form unterſucht und abgeurtheilt werden. Iſt es nun mit der badiſchen Verfaſſung, mit den badiſchen Geſetzen, geſchweige mit den von Baden verkündeten Grundrechten des deutſchen Volkes vereinbar, daß die Strafrechtspflege dieſes Landes einſeitig von der Regierung — ein wohl niemals erhörter Fall — der Militärgewalt eines andern Landes überantwortet iſt? daß die Standrechte fortdauern und von Monat zu Monat, als wären es die gleichgiltigſten Friſterſtreckungen, erneuert werden, nachdem die Grundbedingungen jeder Standrechtsbeſtellung, Kriegsgefahr, Aufruhr, ſo augenſcheinlich beſeitigt ſind, daß der größere Theil des eingerückten Heeres zurückgezogen werden konnte? Oder wäre Das ein Rechtsgrund für das Fortleben der Standgerichte, daß nur mittelſt ihrer Diejenigen, die alle getroffen werden ſollen, mit der Todesſtrafe getroffen werden können? Wenn das württembergiſche Miniſterium, wie nicht zu zweifeln, ſich dieſe Fragen verneint, ſo wird es für ſein Recht und ſeine Aufgabe erkennen, neben der Verwendung, ſei es auch ohne beſtimmte Ausſicht auf Erfolg, einſprechend und verlangend aufzutreten. Es haftet Gefahr auf dem Verzuge.

L. U."

Ueber Uhlands perſönliche Stimmung aber und über die

Art, wie er die tief verletzte Seele einigermaßen zu heilen ſuchte, dürfte folgender, vom 31. Dezember 1849 datirte Brief an Profeſſor Haßler in Ulm, welcher mit ihm Abgeordneter zur Nationalverſammlung geweſen, die beſte Auskunft geben:

Sie haben mich ſehr erfreut, verehrteſter Freund, indem Sie meiner literariſchen Anliegen ſo treulich gedenken. Sämmtliche Lieder näher kennen zu lernen, wird mir von Intereſſe ſein, und nicht minder die Vieſenmayer'ſche Handſchrift, die ich in den Abgrund der Meuſebachiſchen Sammlungen verſunken glaubte, und nun zu meiner Befriedigung in Ihrem Beſitze weiß. Wollen Sie mir all Dies gütig zukommen laſſen, ſo geht meine Ungenügſamkeit noch weiter, wenn ich Sie bitte, das Lied auf Herzog Ulrich, von dem Sie mir ſagten, im Fall es ſich wieder vorgefunden hat, gleichmäßig beizulegen. Manches, was ſich mir nicht in die Liederſammlung ſelbſt eignet, zu der ich übrigens Nachträge zu geben denke, kann mir für die Abhandlung über die ältern deutſchen Volkslieder nützlich ſein, an der ich jetzt arbeite. Eben dieſe Beſchäftigung muß mich auch entſchuldigen, daß ich Ihre frühern Mittheilungen noch in Händen habe; ich werde ſie aber nunmehr erledigen und mit den neu zu hoffenden wohlbewahrt zurückliefern. Eine Arbeit dieſer ſtillen Art ſetzt ſich freilich dem Vorwurf aus, daß ſie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit ſei; ich betrachte ſie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutſchen Volkslebens, an deſſen Geſundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erſcheinungen des Tages vor Augen hat, und deſſen edlern, reinern Geiſt geſchichtlich hervorzuſtellen um ſo weniger unnütz ſein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart ſich anläßt."

„Nun, theurer Freund, noch meine besten Wünsche zum angehenden Jahre; mög' es Ihre Gesundheit völlig herstellen und in lichtern Augenblicken für das Vaterland auch dem Vaterlandsfreunde frohen Muth bringen."

Der Ihrige L. U."

Daß Uhland und ebenso sein ehemaliger Berufsgenosse in der Paulskirche, der Aesthetiker Vischer, trotz den gegen sie verhängten Geldstrafen, die gerichtliche Vernehmlassung auf eine, längere Zeit nachher, erfolgte Requisition Kurhessens gegen vormalige Mitglieder der Nationalversammlung verweigern würden, „weil dieselben für ihr dortiges Verhalten von Niemand zur Rechenschaft gezogen werden könnten", ließ sich von der unabhängigen Gesinnung der beiden Männer zum Voraus erwarten.

Im Sommer 1850 ward unser Dichter noch einmal von Amtswegen in die Bewegung gezogen, welche die Nationalversammlung in Württemberg nachgelassen. Der nunmehrige provisorische Minister des Auswärtigen nämlich — (das Märzministerium war im Spätjahr 1849 abgetreten) — war von der außerordentlichen württembergischen Landesversammlung in Anklage versetzt worden, weil durch einseitig erfolgten Beitritt der Staatsregierung zu dem sogen. Interim, d. h. zu der Uebereinkunft der deutschen Regierungen vom 30. September 1849, welche an die Stelle des abtretenden Reichsverwesers bis zum 1. Mai 1850 eine andere Centralgewalt gesetzt hatten, und gleicherweise durch einseitigen Abschluß der Uebereinkunft Württembergs, Baierns und Sachsens vom 27. Februar 1850 über Grundzüge zu einer künftigen Konstituirung Deutschlands, die

württembergiſche Verfaſſung, welche für ſolche Verträge Einwilligung der Stände fordert, verletzt worden ſei. Die Landesverſammlung verlangte, daß gegen den Beklagten die verfaſſungsmäßige Strafe, nämlich Entfernung vom Amt, ausgeſprochen werde, und Uhland, ſchon vor einigen Jahren von der Ständeverſammlung in den Staatsgerichtshof gewählt, welcher, aus einem Vorſitzenden und ſechs vom König, ſechs von den Ständen ernannten Mitgliedern beſtehend, über Verfaſſungsverletzungen zu richten hat, — bekam das Korreferat über die Sache zugetheilt. In dieſem Bericht, der volle 35 Oktavſeiten der gedruckten Verhandlung einnehmend, ſich in gleichem Grade durch Entſchiedenheit, wie durch ruhige Unparteilichkeit auszeichnet, fand er die Anklage begründet, blieb aber mit ſeiner Anſicht in der Minderzahl. Die ſtreng eingehaltene ſyſtematiſche Form läßt das Herausgreifen einzelner, für den Berichterſtatter beſonders bezeichnenden Stellen aus dieſer Abhandlung ſehr ſchwer zu. Wir beſchränken uns daher nur auf einige wenige:

„So wenig" — (heißt es nach einer kurzen Einleitung) — „das deutſche Verfaſſungswerk im Ganzen Beſtand erlangt hat, ſo iſt doch durch daſſelbe und durch Manches, was in ſeinem Gefolge ging, eine tiefgreifende Umwandlung unſers einheimiſchen öffentlichen Rechtes herbeigeführt worden. Namentlich durch das von der noch allſeitig anerkannten Reichsgewalt verkündete und in Württemberg amtlich veröffentlichte Geſetz vom 27. Dezember 1848, betreffend die Grundrechte des deutſchen Volkes, iſt dem III. Kapitel der (württembergiſchen) Verfaſſung von den allgemeinen Rechtsverhältniſſen der Staatsbürger, eine höchſt bedeutende Bereicherung und Erweiterung zugewachſen.

Diese zum Eigenthum des württembergischen Volkes gewordenen Grundrechte haben nach vielen Seiten hin eine bedeutende Abänderung nicht blos der Landesgesetze, sondern auch der Landesverfassung angebahnt, und insbesondere hat die grundrechtlich verbürgte Abschaffung aller Standesvorrechte das Kapitel der Verfassung von den Landständen von Grund aus umgeschaffen. Die staatsbürgerlichen Rechte aber, wie sie im III. Kapitel bestimmt waren, haben durch die Erhebung der deutschen Nation im Jahr 1848 noch eine andere, wesentliche Ausdehnung gewonnen: sie reichen hinaus über die Grenze der engern Heimat in das deutsche Gesammtvaterland, und der Bürger des Einzelstaats hat ein Anrecht erworben auf mitstimmende Theilnahme an den allgemeinen deutschen Staats- und Rechtsverhältnissen. ... Bis daher gab die württembergische Verfassung nach dieser Seite hin mehr nur Pflichten als Rechte..... Vergeblich, und selbst für strafbar angesehen, waren die Versuche, eine Vertretung des deutschen Volkes am Bunde anzuregen; der Bewegung des Jahres 1848 war es vorbehalten, diesem gerechten Anspruch Bahn zu brechen..... Daß die württembergische Regierung nicht nur zu diesen Vorgängen mitgewirkt, sondern daß sie auch so entschieden, oder entschiedener als irgend eine andere, die ausschließliche verfassung- und gesetzgebende Gewalt der deutschen Nationalversammlung anerkannt hat..... Dies sind allbekannte und mehrangeführte Thatsachen..... Wenn (aber) die Nationalversammlung sich als verfassunggebende aufgestellt und jeden in ihrer Mitte auf Vereinbarung des Verfassungswerkes mit den Regierungen gestellten Antrag zurückgewiesen hat, so war sie hiezu nicht einzig durch den theoretischen Grundsatz der Volkssouveränetät bestimmt, sondern durch den thatsächlichen Umstand der vollkommensten Rath- und Hilflosigkeit der Regierungen wahrhaft genöthigt..... Was

unter solchen Umständen kommen müsse, sprach nicht ein demokratischer Mund, sondern ein von demokratischer Seite heftig angefochtenes Promemoria des großherzoglich hessischen Gesandten in der Sitzung der Bundesversammlung vom 4. Mai aus: „„Verhalten sich aber die Regierungen ganz unthätig, so ist vorauszusehen, daß die bevorstehende Versammlung eine rein konstituirende sein und den Regierungen eine Konstitution oktroyiren, wenigstens Dies zu thun versuchen werde, auch den mächtigsten gegenüber. Selbst übrigens wenn — — wie augenfällig — die Regierungen in ihrer Gesammtheit nicht im Stande sein sollten, mit einem ihnen genehmen Verfassungsentwurf hervorzutreten, würden ihre Rechte und Interessen noch sich wahren lassen.““

„Diese Nothwendigkeit, der denn auch die Nationalversammlung fortan gefolgt ist, wurde vor allen von der württembergischen Regierung wohl erkannt..... Ist hienach die deutsche Verfassungssache, jedenfalls der württembergischen Regierung gegenüber, allerdings über den in den Bundesbeschlüssen vom 30. März und 7. April bezweckten Standpunkt der Vereinbarung hinausgetreten, und ist es somit nicht lediglich ein „„Hirngespinnst““, wenn die Landesversammlung in der Anklageakte an dem so gestalteten Rechtsverhältnisse festhält, so macht doch der klägerische Bevollmächtigte die erhobene Anklage ausdrücklich nicht von der Machtvollkommenheit der Nationalversammlung und der unerloschenen Rechtsgiltigkeit der Reichsverfassung abhängig, sondern er hält dieselbe aufrecht auch unter Voraussetzung des, wenn schon nicht von ihm anerkannten, Grundsatzes der Vereinbarung.“

Vier Jahre nach dem beklagenswerthen Schluß des deutschen Parlamentes wurde der Volksmann Uhland fast

gleichzeitig von zwei Ordenskapiteln, welche zwei der ersten Fürsten Deutschlands, die Könige von Preußen und Baiern, für Wissenschaft und Kunst gegründet, zum Mitgliede gewählt, und erachtete es angemessen, beide Orden zurückzuweisen. Im Sommer 1851 hatte er nämlich mehrere Wochen in Berlin zugebracht, wo er die öffentliche Bibliothek benutzte und im Kreise der Brüder Grimm und Varnhagens behaglich verkehrte. Nachwirkung dieses Aufenthaltes war es ohne Zweifel, daß, als durch Tiecks Tod ein Orden pour le mérite erledigt wurde, das Kapitel desselben auf Anregung Alexanders von Humboldt beschloß, diesen Orden an Uhland zu verleihen. Jakob Grimm, der seinen Freund auf diesen Punkt kannte, hatte Bedenken, ob Uhland annehmen werde, und richtete deßhalb eine vertrauliche Anfrage an ihn. Der Befragte zögerte einige Zeit mit der Antwort, entschloß sich aber endlich zu einer verneinenden, weil Annahme eines solchen Ehrenzeichens mit seinen Grundsätzen und seiner ganzen politischen Vergangenheit in Widerspruch stehen würde. Deutlicher noch drückt er sich über die Gründe dieser ersten Ablehnung in dem Schreiben über die fast unmittelbar nachher geschehene zweite aus, die eine nothwendige Thatfolge der ersten war. Wir rücken den in genannter Beziehung an den bairischen Minister, Freiherrn von der Pfordten, gerichteten Brief, dessen abschriftliche Mittheilung, zunächst für den Nekrolog im Schwäbischen Merkur, Seine Majestät der König von Baiern, auf eingereichtes Gesuch an uns gestattet hat, hier nach seinem ganzen Inhalt ein:

Euer Excellenz

verehrte Zuschrift, wodurch ich von der Aufnahme unter die Mitglieder des von Seiner Majestät dem Könige von Bayern neu gestifteten Ordens für Wissenschaft und Kunst benachrichtigt werde, kommt so eben in meine Hände.

Die königliche Huld, von der mir diese große und überraschende Auszeichnung zugedacht ist, verehre ich mit tiefgefühltem Danke, und würde den Ausdruck desselben an Seine Majestät unmittelbar gerichtet haben, wenn nicht die nachbemerkten Umstände Dies als weniger zukömmlich erscheinen ließen.

Gleichzeitig mit der hohen Begünstigung in München bin ich eben so unverhofft vom Kapitel des für gleichen Zweck gegründeten königlich preußischen Ordens zum Mitgliede gewählt worden. Da jedoch diese Wahl erst noch höherer Bestätigung bedurfte, so ergriff ich den Zeitpunkt der noch unentschiedenen Sache, um den Vorstand des Kapitels in Kenntniß zu setzen, daß ich durch den Eintritt in eine solche Ehrenstelle mit literarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verläugnet habe, in unlösbaren Widerspruch gerathen, und dieser Widerspruch um so stärker hervortreten würde, wenn ich in derselben Zeit mich mit Ehrenzeichen geschmückt fände, in welcher Solche, mit denen ich als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zwar nicht in Allem, aber doch in Vielem und Wichtigen zusammenging, dem drückendsten Loose verfallen sind.

Die Ueberzeugungen, die mich in dem einen Falle über Verdienst zuerkannter Auszeichnung geleitet haben, müssen auch im andern Falle meine Handlungsweise bestimmen. Das Statut des Maximiliansordens kennt nun zwar nicht die zwei verschiedenen Stufen der Wahl und der Bestätigung, aber bis jetzt hat auch die Ausfertigung der königlichen Ernennungsdekrete

noch nicht ſtattgefunden. In dem Augenblicke, da ich die hochverehrliche Benachrichtigung empfing, war ich im Begriff, an einen würdigen Gelehrten in München die Bitte zu ſtellen, daß er am geeigneten Orte mein Bedenken zur Sprache bringen möchte, womit ſich dann das Beruhen der förmlichen Ernennung von ſelbſt ergeben würde. Jetzt bleibt mir nur übrig, Euer Excellenz zu verſichern, daß es mir für Erweiſe reichen Wohlwollens nicht an regem Gefühle fehlt, zumal in einer Zeit, die auch bitt're Erfahrungen brachte, und daß es mir ſchwer fällt, durch Feſthalten an Grundſätzen, denen ich Treue ſchuldig bin, mich dem von andrem Standpunkt begründet erſcheinenden Vorwurf der Schroffheit gerade da auszuſetzen, wo ich ſo gerne nur den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben möchte.

Der ich in ausgezeichneter Verehrung unterzeichne

Euer Excellenz

Tübingen, 3. Dez. 1853. ehrerbietiger

Dr. Ludwig Uhland.

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!“ Dieſe Worte Shakeſpeares ſind ſchon von verſchiedener Seite her auf den Briefſteller angewandt worden. An vorliegender Stelle, ſowie gegenüber ſeinem Verhalten im Rumpfparlament in Stuttgart, paſſen ſie wohl am meiſten. War er mit ſeinem politiſchen Idealismus, mit ſeiner Forderung und ſeinem männlichen Glauben, daß die der Menſchheit würdigere Idee deßhalb auch ſogleich in's praktiſche Leben einzuführen ſei und ſich dort ungetrübt erhalten werde, mitunter kein Staatsmann, ſo war er vielleicht, wie der große Fichte, der ein ſolcher eben ſo wenig genannt werden konnte, ein Prophet künftiger Jahrhunderte!

Zu neuer, faſt jugendlicher Triebkraft regte ihn zwei

Jahre ſpäter, im Sommer 1855, die von dem trefflichen Freund Pfeiffer für deutſches Alterthum unternommene Zeitſchrift „Germania“ an. Als Dieſer Jenem den Plan zu derſelben mittheilte, aber die Ausführung von ſeiner Theilnahme abhängig machte, ging er ſogleich auf Gründung eines ſolchen Organs in Schwaben ein, und das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen ſeine Mitwirkung zuzuſagen, nachdem er Jahre lang der Aufforderung, ſich an einer in Norddeutſchland erſcheinenden Zeitſchrift gleichen Faches zu betheiligen, widerſtanden, war unſchwer zu überwinden. Pfeiffer hatte die Freude, gleich das erſte Heft mit einem Aufſatz Uhlands eröffnen zu können, und ſeitdem gehörte er zu den ausdauernſten Mitarbeitern; kein Jahr verging, wo er nicht wenigſtens Eine Frucht ſeines Geiſtes dort niedergelegt hätte.*

Im November 1859 trug der zweiundſiebzigjährige Greis kein Bedenken, der Einladung zum ſtuttgarter Schillerfeſte, welche ſein Freund Kerner aus Geſundheitsrückſichten abgelehnt, von Tübingen aus zu folgen. Hier zum erſten Mal machte er dem Herausgeber dieſer Blätter den Eindruck eines gealterten, in der körperlichen Kraft etwas herabgekommenen Mannes. Der Gang vom Rathhaus durch mehrere feſtlich geſchmückte Straßen bis zur Schillerſtatue, der, räumlich nicht ſehr lang, durch die Menge der Theilnehmenden ſich zu einer Dauer von mehr als zwei Stunden ausgedehnt, hatte ihn ſichtbar angegriffen, ſo daß er, als nun bei jener Bildſäule Halt gemacht wurde, und

* S. 15 des Nachrufs.

Wagen und Reiter vor uns Fußgängern vorüberzogen, das Glas „Marbacher", welches ihm vom Wagen des Küfergewerkes geboten ward, mit augenfälliger Befriedigung annahm und mit einigen raſchen Zügen bis zum Grund leerte. Bei dem großen darauf folgenden Feſtmahl im Muſeum brachte er, durch einen an ihn gerichteten Toaſt veranlaßt, folgenden längern Trinkſpruch aus, dem man zwar die Improviſation einigermaßen anfühlt, der aber eben als improviſirt um ſo mehr Beachtung verdient, da Reden aus dem Stegreif ſonſt ſeine Sache keineswegs war.

„Als auf dem Feſtplatz die große Glocke der Stadt Stuttgart erklang, gemahnte ſie mich daran, daß Schiller in jungen Jahren dieſelbe vielmals gehört haben muß; daß eben dieſer Klang in ſeiner Seele geſchlummert haben und lange nachher zum berühmten Lied von der Glocke geworden ſein mag. Er hat die Glocke zum Symbol einer umfaſſenden, dichteriſch-ſittlichen Weltanſchauung erkoren. Eine große, weit hallende Glocke iſt Schillers ganze Poeſie. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblicke, da die blühenden Töchter der Stadt den Fuß der Säule bekränzten, ſahen wir das edle, gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenſcheine beleuchtet. Ueber Länder und Meere tönt heute die Feſtglocke der Schillerfeier. Auch jenſeits des Oceans werden Deutſche, die nun ſeit zehn Jahren in der Verbannung leben, von einer heftig erregten Zeit her, in welcher ſelbſt die Höchſten und Edelſten nicht auf feſtem Boden ſtanden, dieſen Laut vernehmen, mit ſchmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimatlande. In der deutſchen

Heimat selbst wird die Glocke nicht unwirksam und segenlos verhallen. Daß die Feier, zu der sie geladen, eine volksthümliche sei, deß sind wir Alle Zeugen, die wir den in Ernst und Scherz wohlgelungenen Festzug angesehen. Mahnend und zugleich ermuthigend wird der ernste Klang in deutsche Länder dringen, die so lange schon in ihren theuersten Rechten sich gekränkt fühlen. „Heil'ge Ordnung, Himmelstochter", spricht der Meister des Glockenguſſes; zu der heiligen Ordnung aber zählt er das froh bewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutz". Ertönen wird der Glockenruf in die Zerrissenheit des deutschen Gesammtvaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten. „Concordia soll ihr Name sein!" Concordia tauft der Meister seine Glocke. Concordia bedeutet aber nicht eine träge, todte Eintracht, nein! wörtlich: Einigung der Herzen, in Schillers Sinne gewiß: Eintracht frischer, thatkräftiger, redlicher, deutscher Herzen. Concordia schalle hoch!"*

Weit rüstiger dem Ansehen nach traf ich ihn im folgenden Sommer zu Friedrichshafen. Hieher war er von einem seiner gewöhnlichen längern Ausflüge an den Bodensee gekommen, und erschien bei dem vor der Abreise mit mir und Andern im Gasthof eingenommenen Abendessen ungewöhnlich heiter. Hier sprach, hier sah ich ihn zum letztenmal, und hatte bei der gewohnten strammen, aufrechten Haltung seiner Gestalt, bei dem frischen Blick seines Auges nicht die leiseste Ahnung, daß er schon nach zwei Jahren nicht mehr

* Das Schillerfest in Schillers Heimat, von O. Elben. 1859. S. 53.

unter den Lebenden sein werde. Selbst sein Haar kam mir beim Lampenlichte nicht auffallend grau vor; er war, wenigstens für diesen Tag, wieder ganz der Mann geworden, dem man sein Alter nicht ansah. — Siebzehn Monate später, im Februar 1862, war er, noch rüstig wie immer und des Winters nicht achtend, zum Begräbniß seines Freundes Kerner geeilt, wobei er sich etwas erkältet hatte. Wenige Wochen später ließ er sich's nicht nehmen, dem Sarg eines Jugendgefährten, des in Tübingen verstorbenen Professors der Anatomie, Baur, folgend, dem noch nicht ganz verwundenen schlimmen Einfluß der weinsberger Reise abermals entgegenzutreten, so daß von da ab die Zeit seines Kränkelns beginnt. Sein im April dieses Jahres eingetretener, in allen Gauen Deutschlands festlich begangener fünfundsiebzigjährige Geburtstag traf ihn bereits leidend. Fast fiel ihm in diesem Zustande die Unzahl der glückwünschenden Telegramme, so sehr er sich dieser Liebeszeichen erfreute, etwas beschwerlich, aber Eine Gabe rührte und erheiterte ihn durch ihre liebenswürdige Naivetät im höchsten Grad, und wir bezeichnen ihn selbst näher, wenn wir hier ausführlicher auf dieses Angebinde und dessen Aufnahme uns einlassen. Aus einer oberschwäbischen Stadt traf ein Schreiben von weiblicher Hand — so schloß man aus der Handschrift, ein Name oder sonst eine Andeutung des Geschlechtes war nicht beigefügt — ein, in welchem erzählt ward, die Schreiberin sei am letzten Feste der Verkündigung Maria's (25. März) nach der Messe spazieren gegangen, und da, unter dem lichten, blauen Frühlingshimmel, habe sie der Gedanke an die herrliche Schilderung im Waller:

Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Roſenwolken
Ihres Fußes lichte Spur? ꝛc.

ſo ergriffen, daß ſie nicht anders könne, ſie müſſe dem verehrten Dichter heut' an ſeinem Geburtstag ein Zeichen des Dankes ſchicken. Da ſie aber Das, was ſie ihm am liebſten zukommen laſſen möchte, in ihrer Umgebung nicht in gehöriger Güte aufzutreiben im Stand ſei, ſo erlaube ſie ſich, ihm beiliegend einen — Dukaten zu ſenden. Für dieſen ſolle er ſich eine oder zwei Flaſchen recht guten Weins anſchaffen, und beim Trinken der Ueberſenderin freundlich gedenken. — „Wir wollen das Geld ins Armenhaus ſchicken", ſagte Uhlands Gattin. „Zweimal ſo viel!" entgegnete der greiſe Dichter, „aber der Dukaten gehört mir, und der freundlichen Geberin muß der Wille geſchehen!" Und er beſtand darauf, daß das Goldſtück wirklich zu dem angegebenen Zweck verwendet werde, und verſicherte mehrmals, ſelten habe ihn etwas ſo gefreut, als die treuherzige, liebevolle Art, womit ihm dieſe Anerkennung ſeines Sängerberufes dargebracht worden.

Damit ſind wir von ſelbſt auf die Bahn gerathen, noch einige Züge von Uhlands Privatleben, bald den Dichter, bald den Forſcher, bald den Menſchen ſchildernd, zu geben.

Der Manifeſtation der Naturanlage nach war Uhland ein Dichtertalent in eminentem, wenn auch auf ein enges Feld zu beſchränkenden Sinn, aber keine Dichternatur, vielmehr beinahe das Gegentheil der letztern; nicht blöde, aber wortkarg, graniten, ſelbſt im vertrauteſten Kreis

nicht ſelten mit dem Ausdruck ringend, machte er Unbekannten wohl nie den Eindruck eines von den Muſen Geweihten. War ſchon in ſeiner Seele nichts frei Aufquillendes, wie man ſich eine poetiſche Perſönlichkeit unwillkürlich vorzuſtellen geneigt iſt; — gingen bei ihm neben der wärmſten Empfindung, wenigſtens ſcheinbar, eine oft faſt unbegreifliche Kühle und Zurückhaltung her, ſo daß er in Bezug auf dichteriſche wie auf vaterländiſche Angelegenheiten mitunter mehr wie der alleinige Prieſter eines Myſteriendienſtes in ſeinem Innern, der da plötzlich durch ein ungeahnetes bedeutendes Wort überraſcht, als wie der von dem Gott zur Rede hingeriſſene Sprecher an die Menge erſchien, ſo ſtand ſein Aeußeres zu der Begabung ſeines Innern in noch ſtärkerem Gegenſatz. Wenn Schiller, wie eine ſinnige Frau ſich einmal eben ſo naiv als bezeichnend ausdrückte, „ausſah, wie ein Mann aus einem fremden Land", ſo erſchien Uhland, zumal wenn die bedeutungsvolle Stirn durch Hut oder Mütze bedeckt war, dem oberflächlichen Blick wie Einer, dem man in jeder Straße begegnen kann. Ja die ſchon erzählte Täuſchung jenes Univerſitätsgenoſſen, welcher, als er in Karlsruhe den Doktor Juris Uhland im Gaſthof traf, verlegen bekannte, er habe eigentlich den Dichter Uhland geſucht, wiederholte ſich viele Jahre ſpäter am Rhein. Hier wurde Uhland von der ſtark beſetzten Abendtafel des Gaſthofs abgerufen, und kehrte nach einiger Zeit lachenden Mundes zu den Reiſegefährten zurück, erzählend, der Kellner habe ihn einem Herrn zu lieb hinaus beſchieden, der dringend die Bekanntſchaft des ſchwäbiſchen Sängers zu machen gewünſcht, bei ſeinem Anblick aber alsbald, überzeugt das

Gerücht von der Anwesenheit des Letztern beruhe auf einem Irrthum, mit Entschuldigungen weggegangen sei.*

Noch mehr! schon während der pariser Reise selbst, auf welcher, wie es scheint, das Mißverständniß des karlsruher Freundes vorgekommen, wiederholte sich dasselbe in ziemlich entsprechender Weise. Uhland hatte zum Weggefährten von Straßburg aus unter Andern einen französischen Offizier, Elsäßer seiner Heimat nach, der sich mit dem jungen Deutschen freundlich unterhielt, und ihn nach einiger Zeit in der kaiserlichen Gemäldesammlung zu Paris wieder traf. Sehr erfreut, denselben an einem Ort, „wo er ihn gar nicht vermuthet hätte", zu finden, machte er sich's zur Pflicht, ihm die geschichtlichen Bilder zu erklären, und bemerkte, als die Reihe sofort an die mythologischen kam: „Das werden Sie nun freilich nicht verstehen, Das liegt über Ihrem Bildungskreis." Er hatte seinen Reisegenossen für einen der zahllosen deutschen Handwerker gehalten, die in der französischen Hauptstadt ihre Schule vollenden zu müssen glauben. —

* Die in Karlsruhe spielende, in des Dichters Heimat ziemlich bekannte Geschichte wurde dem Herausgeber zuerst von Gustav Schwab, wenigstens zwanzig Jahre vor der Zeit, in welche die zweite, am Rhein vorgekommene, fällt, erzählt, kann also unmöglich auf einer Verwechselung mit der zweiten beruhen. Schwabs Bericht wich von der Darstellung, die wir weiter vorne, S. 108, gegeben, nur darin ab, daß er den Vorgang nicht nach Karlsruhe, sondern, unserer Erinnerung nach, in's Wildbad verlegte, während mehrere wohl unterrichtete Personen, die wir jetzt befragt, insgesammt für Karlsruhe sich erklärten. Die minder bekannte Geschichte am Rhein wurde uns von einem Augenzeugen, Herrn Oberstudienrath Cl. mitgetheilt, und so muß man denn nothwendig annehmen, der wunderliche Fall sei zweimal vorgekommen.

Ebenſo ward Uhland auf einer weit ſpätern Reiſe von einem mitfahrenden Phrenologen nach Unterſuchung ſeines Schädels für einen Uhrmacher erklärt, ohne daß er nöthig erachtete, den Irrthum zu berichtigen; den Lorbeer auf dem ſcheinloſen Haupt fühlend hatte er vielmehr ſeinen herzlichen Spaß an dergleichen Urtheilen.

Zur heiterſten Laune und zu Darlegung ſeines Selbſts in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit ſtimmte ihn folgendes, in ſeine ſpätere Lebenszeit fallende Mißverſtändniß, mit welchem die Reihe der hier erzählten geſchloſſen ſein möge. An der Straße zwiſchen Pfullingen und dem durch W. Hauffs Roman bekannt gewordenen, jetzt im mittelalterlichen Styl neugebauten Schloſſe Lichtenſtein, erhebt ſich ſeit geraumer Zeit in maleriſcher Lage eine Papierfabrik. Als Uhland dieſelbe auf einer Fußwanderung zum erſtenmal zu Geſicht bekam, verweilte er, von dem einladenden Anblick gezogen, eine Zeit lang mit ſichtbarem Wohlgefallen, ſo daß ein ältliches Mütterchen endlich die Frage an ihn richtete: „Iſt Er auch ein Papiermacher?“ „Ach nein, gute Frau,“ entgegnete der Dichter, „verdorben hab' ich ſchon viel Papier, aber gemacht noch keins.“

Es muß dabei bemerkt werden, daß Uhlands Kleidung, obwohl immer höchſt ſauber und ſorgfältig, und keine Spur von poetiſcher Unordnung oder Schlottrigkeit an ſich tragend, doch ſtets ungemein einfach war: Sommers wie Winters der ſchlichte, dunkle Tuchrock, auf dem Kopf bei den ſo häufig eingeſchlagenen Fußwanderungen gewöhnlich die eben ſo ſchlichte Mütze; auf dem Rücken, wenn der Weg von größerer Ausdehnung, nicht ſelten der Torniſter.

Zu jenem Widerſpruch in der Plaſtik der Natur aber kam als weiterer Grund, welcher Fremde über ihn irrführte, daß des ſtillen Mannes Anſpruchloſigkeit und zarte Beſcheidenheit faſt in's Unglaubliche gingen. Nicht nur jede geräuſchvolle Huldigung war ihm im höchſten Grade zuwider, ſondern ſelbſt um die gewöhnlichſte Dienſtleiſtung ſprach er einen Fremden, und war derſelbe zu ihr auch von Amtswegen verpflichtet, nur ſchüchtern, ja, wenn er vorausſetzte ſie ſei dem Anzuſprechenden aus irgend einem Grund nicht ganz genehm, lieber gar nicht an, ſo ſehr er für ſeine Perſon den Dienſt wünſchen mochte. Als er bei der Nachricht, die ſogenannte Klingenbergiſche Kronik ſei in St. Gallen aufgefunden, eigens dorthin geeilt war, kehrte er, ohne die Handſchrift geſehen zu haben, mit der ihm gewordenen Verſicherung zurück, dieſelbe enthalte nichts von der ihn intereſſirenden Tellſage. „Haben Sie denn auch die Handſchrift verlangt?“ fragte ſein Freund Pfeiffer. Dazu, erwiderte Uhland, habe er, da man ſie ihm nicht von ſelbſt gereicht, nicht den Muth gehabt. Er hatte nämlich aus dem Nichtreichen geſchloſſen, der Auskunftgebende wolle vielleicht ſelbſt etwas über jene Sage ſchreiben, es werde ihm ſomit unangenehm ſein, wenn er das Manuſkript zu dieſem Zweck Andern vorzulegen habe*.

Natürlich konnte er öffentlich dargebrachten Ovationen

* Bei der Darſtellung im Schwäbiſchen Merkur war dieſer letztere, uns damals nicht bekannte Zug in vorliegender Geſchichte weggelaſſen. Jetzt werden wir ausdrücklich darauf aufmerkſam gemacht, derſelbe möge hier nachgetragen werden, weil Uhlands Zurückhaltung ſonſt gar zu unbegründet erſcheinen würde.

nicht immer entgehen, und gab ſich dann mehr wie das Opfer, als wie der zu Feiernde zu denſelben her. Bekannt iſt, daß er einmal einen ihm zum Abſchied überreichten Lorbeerkranz zwar mitnahm, unterwegs aber an einem Baum, an welcher der Wagen vorüberkam, aufhängte. Noch in ſeiner Krankheit erfreute er ſich in dieſer Hinſicht an folgender ihm erzählten Anekdote. Als der ſchweizeriſche General Dufour vor einiger Zeit in den Kanton Neufchatel gekommen, hatten ihm die Bewohner von La Chaux de Fonds eine Anerkennung bereitet, die ihm etwas läſtig war. Zur Rechtfertigung hatte man ihm geſagt, die Deutſchen hätten auch ſo einen Alten, welchen ſie aller Orten öffentlich ehrten. „Wen?“ fragte der General; „gewiß einen Gelehrten!“ „Nein,“ war die Antwort, „einen Dichter, den Uhland!“ Nun, der ſei freilich eben auch ſo ein bon diable, wie er ſelbſt! hatte Dufour erwidert.

Aus jener rührenden Zurückhaltung rein perſönlicher Wünſche, aus jenem Fliehen vor den Beifallszeichen der Menge darf man übrigens durchaus nicht den Schluß ziehen, Uhland ſei nicht im Stand geweſen, ſich ſelbſt bei paſſender Gelegenheit energiſch geltend zu machen. Wie ſo manche andre edle Natur hatte er Dies vollkommen in ſeiner Gewalt, ſobald er von einer Idee getragen wurde. Es wird ein Fall aus dem Anfang der Bewegung von 1848 erzählt, wo er in größerer Geſellſchaft einen Gegner ſeiner politiſchen Anſichten mit ein paar kräftig hingeworfenen Worten ſo außer Faſſung brachte, daß derſelbe den ganzen Abend keine Sylbe mehr hervorzubringen vermochte. Nur wo es ſich rein um ſein ſterbliches Ich handelte, war er ſcheu, und

wo er einen Streit für unziemlich oder auch für unfruchtbar hielt, zurückhaltend, wie z. B. im Gegensatz mit politischen Angelegenheiten, in literarischen. Polemik in letzterer Beziehung war durchaus nicht seine Sache; kaum daß im ersten Jugendmuth einige Plänkeleien gegen Weisser und Konsorten vorkamen, und selbst diese ohne daß der Name Dessen oder Derer, gegen welche die Pfeile gerichtet waren, genannt wurden!

An diese Bemerkung reiht sich am schicklichsten ein Ausspruch des genau und liebevoll beobachtenden Pfeiffer über das literarische Geschäftsleben Uhlands an: „So wenig als in seinen poetischen Schöpfungen war er als Gelehrter was man einen raschen Arbeiter nennt. Alle Arbeiten Uhlands sind nur langsam und zögernd gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntniß wußte, und Jahre lang konnte er auf die Oeffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Erst wann er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an, und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Sagenstoffe, deren Erforschung und Erklärung Orts- und Lokalkenntniß voraussetzt, nahm er nie in Behandlung, ohne zuvor an Ort und Stelle das Terrain zu studieren, und die genauesten Erhebungen zu pflegen. Auf solchen gewissenhaften, sorgfältigen und wiederholten Studien der Ruinen, ihrer Umgebungen und des ganzen Umkreises des sog. „Untersees“ beruht z. B. die Ab-

handlung über die Pfalz „Bodmann“ und deren Sage vom Nebelmännlein, die nun aber auch ein unübertreffliches Muſter klarer, lebendiger, anſchaulicher Schilderung iſt. — Derſelbe Fall iſt es mit der „Tellſage“ und der „Sage von Struthan Winkelried, dem Drachentödter,“ die ihn beide in den letzten Jahren ſeines Lebens lebhaft beſchäftigten. Er wurde nicht müde, Jahr um Jahr im Sommer oder Herbſt nach der Schweiz zu reiſen, die Ufer des Vierwaldſtätterſees und die Orte und Gegenden, an denen jene Sagen haften, zu unterſuchen und zu beſichtigen und die Eingeborenen, Gelehrte und Ungelehrte, zu fragen und zu berathen“ *.

„Der Lieblingsboden ſeiner Forſchungen“ — bemerkt, damit übereinſtimmend, ein anderer ihm nahe geſtandener Freund — „war das Ineinandergreifen von Sage und Geſchichte; es war ihm ein beſondrer Genuß in einer Sage oder Mythe die geſchichtlichen Beſtandtheile, die (ſchon berührten) örtlichen Anſchauungen, den perſönlichen, religiöſen oder naturwiſſenſchaftlichen Kern nachweiſen zu können.“ Außer den bereits beiſpielsweiſe genannten Wanderungen in die Schweiz waren auch die meiſten ſeiner andern Reiſen durch derartige Unterſuchungen hervorgerufen, und namentlich wurden außer der St. Galler und Züricher Bibliothek auch diejenigen „zu München, Wien, Berlin, Braunſchweig, Wolfenbüttel, ſo wie die Privatſammlung ſeines Freundes Laßberg zu Meersburg durchforſcht. Ja in den letzten zwölf Lebensjahren hatte ſich auf dieſe Studien ſeine ganze Thä-

* Nachruf. S. 16 ff.

tigkeit reducirt, und Politik und Poesie traten dagegen zurück. Noch auf dem Krankenlager ging er damit um; in den Fieberträumen und Zuständen halbwachen Bewußtseins beschäftigte er sich mit den Namen und Thaten der in der Sage vorkommenden Helden" *. — Daß er bei solcher Geistesrichtung manchmal sehr lebhaft gegen die Manier, welche die Geschichte bei den Diplomen anfängt, gesprochen; daß er versicherte, ihn, für seine Person, habe immer mehr der Volksgeist, das Ursprüngliche, auch Heidnische im Volk angezogen, wird man von selbst erwarten.

Wie wortkarg er in Bezug auf andre Dichter, besonders in Bezug auf solche ersten Ranges gewesen, ward bereits angeführt. Mit Ausnahme seiner bereits berichteten Aeußerung über eine Stelle in Dante kam er in unsrer Gegenwart nur Einmal über ein Erzeugniß der Poesie in's Feuer — über Chamisso's damals eben erschienene Terzinendichtung Salas y Gomez, die ihn so mächtig ergriff, daß er sie alsbald vorlas, eine gesellschaftliche Dienstleistung, die wir, für unsre Person, ihn später nie wieder ausüben sahen. Sich über noch lebende Dichtergrößen vor minder Bekannten, zumal in zahlreicher Gesellschaft, auszusprechen, scheint ihn übrigens mitunter auch die Besorgniß abgehalten zu haben, seine Worte, als diejenigen, auf welche man natürlich ein großes Gewicht legte, möchten zu einer ihm nicht wünschenswerthen Kundbarkeit gelangen, oder wohl auch auf entstellte Weise herumgetragen werden. In einer Ge-

* Joh. Ludwig Uhland. Heft 74 von Unsere Zeit. S. 105.

ſellſchaft bei Döderlein in Erlangen, der den Dichter im Herbſt 1828 mit einer gewählten Geſellſchaft ſeiner akademiſchen Amtsgenoſſen feierte, eröffnete ein geiſtreicher Profeſſor ein Geſpräch mit Uhland über Göthe damit, daß er die jugendliche Epoche deſſelben entſchieden über die ſpätere, klaſſiſch genannte, ſtellte. „Ich erinnerte mich dabei," erzählt Adolph Schöll*, dem wir dieſen Zug wieder entnehmen, „daß mir Uhland einmal geſagt, der „Fauſt" ſei ihm ſelbſt am liebſten in der Geſtalt des Fragments, wie ihn Göthe zuerſt herausgegeben. Ich war begierig, ob er ſich in dieſem Sinne weiter ausſprechen und der Anſicht des Profeſſors nähern werde. Dies erfolgte keineswegs. Der beredte Angreifer entwand ihm nicht das kleinſte Wort der Zuſtimmung. Er entgegnete zwiſchen deſſen lebhaftern und längern Ergüſſen immer nur wenige Worte. Die einzelnen hab' ich vergeſſen, weiß aber noch, daß ſie, ohne Urtheile von Uhland ſelbſt über die Dichtungen auszuſprechen, die Berufung auf die eingeſtandene und unverkennbare Wirkung dieſer angefochtenen Werke auf die verſchiedenſten Talente und geiſtigen Beſtrebungen enthielten, was doch eine ganz andre Kernbeſchaffenheit vorausſetze, als der Gegenredner finden wolle!"

Oft ſprach Uhland gegen den Subjektivismus in der neuern Literatur. Schon Göthe in Dichtung und Wahrheit ſcheine ihm zu weit gegangen zu ſein; auf dieſe Art entſtehe keine Nationalliteratur. Ihm gefalle, daß man von Shakeſpeare ſo wenig wiſſe, etwa nur, daß er ſich mit Wilddieberei ab-

* A. a. O. des Orion S. 132.

gegeben, was doch etwas Frisches gewesen. Die Lyrik unsrer Tage besage öfters nur, daß es den Dichtern heute so, morgen anders sei.

Gehen wir damit näher zu unsres Dichters schon berührten literaturgeschichtlichen und sagenforschenden Arbeiten über, so haben wir der Abhandlung über das altfranzösische Epos und der Monographie über Walther von der Vogelweide bereits gedacht. Durch keine einschlägigen Studien in den Stand gesetzt, über dieses Feld von Uhlands Thätigkeit ein genügendes eigene Urtheil zu fällen, geben wir über diejenigen Erzeugnisse derselben, von welchen noch nicht die Rede gewesen, abermals das Urtheil Pfeiffers, wohl des spruchfähigsten Richters, an welchen in dieser Sache verwiesen werden könnte. Zunächst über den „Mythus von Thor", der als erster Band der „Sagenforschungen" im Jahr 1836 erschien.

„In dieser vom feinsten poetischen Sinn und Verständniß, vom liebevollsten Eindringen in die religiöse Weltanschauung der germanischen Völker Zeugniß gebenden Arbeit," sagt unsre Quelle*, „hat Uhland der deutschen Mythen- und Sagenforschung, wenn sie mehr sein soll, als gelehrte Spielerei, für immer Richtung und Ziel angewiesen. Leider bis jetzt vergeblich; denn das zarte Erfassen, die maßvolle Besonnenheit, die er in seinen Mythendeutungen überall an den Tag gelegt, ist ohne Nachfolge geblieben. Nicht ohne Unmuth betrachtete er den verkehrten Betrieb der deutschen Mythologie, und hat demselben in seinen Gespräch-

* Aus dem Nachruf S. 13 f. etwas abgekürzt.

chen oft Wort geliehen. Beim Leſen dieſer ungeheuerlichen Ausſchreitungen ungezügelter Einbildungskraft, ſagte er einſt, meine er oft in einem Narrenhauſe zu ſein.“

Dem Thormythus ſollte ein zweites Bändchen mit dem Mythus von Odhin (Wuotan) folgen, als die Bewegung des Jahrs 1848 den Verfaſſer von dieſer Arbeit abrief. In den fünfziger Jahren nahm er ſie wieder auf, ohne damit zum Abſchluß zu kommen; doch vermuthet Pfeiffer, daß einzelne Abſchnitte davon ausgearbeitet unter den Papieren des Verſtorbenen ſich finden dürften. — Als Hauptwerk auf dem Gebiet ſeiner Forſchungen betrachtete Uhland die ſchon erwähnte Sammlung „alter hoch- und niederdeutſcher Volkslieder,“ von welchen der erſte, die Liederſammlung umfaſſende Band in den Jahren 1844 und 1845 in zwei Abtheilungen herauskam. „Aus einer ungeheuern, faſt überwältigenden Fülle theils handſchriftlicher, theils gedruckter Quellen,“ ſagt Pfeiffer*, „traf er, geleitet von ſeinem eignen poetiſchen Genius und einem ihn nie täuſchenden Sinn für alles Volksmäßige, mit ſicherer Hand die Auswahl. „„Das Ganze,““ ſollte „„weder eine moraliſche noch äſthetiſche Muſterſammlung, ſondern ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens““ ſein. Dies wäre es auch ohne Zweifel geworden durch die für den zweiten Band verheißene Abhandlung, die über die Gründe der Auswahl und Anordnung Rechenſchaft gegeben und dem Ganzen die Krone würde aufgeſetzt haben. — Was wir von dieſer „„Abhandlung““, wie er ſie beſcheiden nannte,

* Nachruf. S. 14 f.

hätten erwarten dürfen, zeigen die aus ihr entnommenen Abschnitte 1) Zwei Gespielen, 2) Der Rath der Nachtigall, 3) Sommer und Winter, die er mir für die Germania mitgetheilt hat; drei herrliche, farbenreiche, von Poesie gesättigte Gemälde, wie nur ein ächter Dichter sie entwerfen kann."

Ueber Uhlands Theilnahme an genannter Zeitschrift haben wir bereits gesprochen. Seine dorthin gegebenen „Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde: „„Die Pfalzgrafen von Tübingen,"" „„Dietrich von Bern,"" „„Bodmann,"" — und zur deutschen Heldensage: „„Sigemund und Sigeferd,"" „„Der Rosengarten von Worms,"" bemerkt Pfeiffer*, „sind Abhandlungen, die eben sowohl durch die ungemeine Belesenheit und Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der gesammten Literatur des germanischen Alterthums, als auch durch die meisterhafte Beherrschung des Stoffes und die klassische Darstellung Bewunderung erregen und eine Zierde unsrer Literatur bilden."

Fast könnte man sagen, die letzte Freude für ihn in diesem Leben haben zwei damals erschienene, in seine Forschungen einschlagende Bücher hervorgerufen, nämlich Michelauts Ausgabe des altfranzösischen Gedichtes von den Haimonskindern, und die durch Wackernagel und Rieger besorgte neue Ausgabe des Walther von der Vogelweide. Beide sind ihm, (das erstere neben ihm auch Adelbert Keller) gewidmet.

Fassen wir endlich Uhlands eigene Dichtungen in's

* Ebend. S. 16.

Auge, die wir bis jetzt nur nach deren Beziehung zum innern oder äußern Leben ihres Verfassers in Betracht genommen, uns die eine oder andre kritische Bemerkung nur im Vorüberflug erlaubend, — so steht Eine Thatsache für uns fest: Uhland ist zu dem umfassenden Ruhm, den er bei der deutschen Nation genießt, fast in gleichem Grade durch seine Wirksamkeit und vor Allem durch seine Gesinnung als Abgeordneter des Volkes und als Kämpfer für dessen Rechte, wie durch seine dichterischen Leistungen gelangt; sein Name ist mit der Entwickelung und mit dem Geschicke des Vaterlandes verflochten, und schwerlich wird Jemand hierin eine Herabsetzung des Kranzes erblicken, der ihn schmückt. Nebenher verdankt aber der Dichter einen großen Theil der Liebe, die sein Volk bis jetzt zu ihm als solchem trägt, nur der Sangbarkeit seiner lieblichen Lieder, vor Allem Konradin Kreutzers vortrefflichen vierstimmigen Kompositionen für Männergesang, die in tausend und aber tausend Liederkränzen und Liedertafeln durch ganz Deutschland widerhallen*,

* In Württemberg und wahrscheinlich auch sonst in Deutschland sind außer den Kreutzer'schen Kompositionen zu Uhlands Liedern namentlich auch die höchst gelungenen Tonsetzungen von dem verstorbenen E. F. Kaufmann bekannt und vielgesungen, z. B. zum Ständchen („Was wecken aus dem Schlummer mich" ꝛc. ꝛc.), zu Des Knaben Tod, Der Meerbräutigam, Waldlied u. s. w. Eben so hat Musikdirektor Hetsch in Mannheim, ein geborner Württemberger, mehrere Uhlandische Lieder komponirt, und in neuester Zeit sind von Musikdirektor Otto Scherzer in Tübingen Kompositionen erschienen zu Die Nonne, Die Zufriedenen und Bauernregel. — Außer diesen haben bekanntlich auch Silcher (ebenfalls ein Württemberger), Schumann, Mendelssohn sich durch Komposition Uhlandischer Lieder ausgezeichnet.

und in dieſer Hinſicht werden die Lorbeeren um Uhlands Haupt noch wachſen. Schon vor ein und zwanzig Jahren ſprachen wir unſre Anſicht in dieſer Beziehung dahin aus*: „Gerade die trefflichſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe ſcheinen bei dem größern Publikum geringern Anklang gefunden zu haben, ja geradezu weniger bekannt zu ſein; als diejenigen Produkte eines vorangegangenen Zeitabſchnittes, welche nach der richtigen Bemerkung eines frühern Beurtheilers, (des verſtorbenen Wilhelm Müller, Verfaſſers der Griechenlieder,) ihrem Schöpfer eher nur den Namen eines Sängers als eines Dichters eintragen dürften". Schon damals hatten wir bemerkt: „Und ſo läßt ſich denn wirklich ſchwer begreifen, warum Bertran de Born, der dichteriſchen Idee nach die Krone von Uhlands Schöpfungen (während Der Waller es der Form nach iſt) bis jetzt noch ſo ſelten eine öffentliche Anerkennung erhalten hat. Hier ſtört kein als noch fortlebend behandelter Glaube, keine verklungene Empfindungsart den Genuß; ohne irgend ein ausdrücklich ſo genanntes Wunder" — (wie in Sankt Georgs Ritter, von welchem in jenem Aufſatz vorher die Rede geweſen) — „zu Hülfe zu nehmen, wird die wundergleiche Gewalt der Dichterkraft über das Menſchengemüth auf eine triumphirende Art zur Anſchauung gebracht, und es fragt ſich, ob die Literatur irgend eines andern Volkes dieſen Gedanken auf ſo ergreifende Weiſe ausgedrückt habe." Die Anerkennung von Seiten der Kunſtrichter iſt ſeitdem in reichlichem Maß erfolgt; daß die Sache aber hinſichtlich des größern Publikums noch

* S. die Vorrede.

jetzt nicht bedeutend anders geworden, daß mit Uhlands seitdem mächtig gewachsenem Ruhm Uhlands richtige Würdigung nicht in gleichem Verhältniß vorgeschritten, dafür könnte sein Biograph Beweise anführen.

Schon weiter vorn wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Uhlands plastische Kraft ungemein früh gereift, daß sich unter Erzeugnissen seines siebzehnten und achtzehnten Lebensjahres bereits solche befinden, welche zu seinen gelungensten gehören, wie z. B. Die Kapelle, Die sanften Tage u. s. w. Gleichwohl macht sich auch bei ihm eine jugendliche Periode — oder vielleicht sagen wir richtiger eine nicht ganz selten eintretende, selbst in ein höheres Alter hinauf reichende Stimmung — geltend, in welcher sich einerseits der Spieltrieb des Talents noch nicht zum reinen Künstlersinn verklärt hat, andrerseits der Empfindung noch nicht die volle Kraft des Ausdrucks, oder umgekehrt dem Drang zur Darstellung nicht die volle Kraft der Empfindung zu Theil geworden ist.

Man glaubt es diesen Tönen, soweit sie das Innere des Verfassers zum Gegenstande haben, anzufühlen, daß ihnen kein recht individuell gewordener Zustand, sondern nur ein gewisser Anklang zu Grund liegt; ein Glaube, der sich um so stärker aufdrängt, sofern unsrem Dichter häufig nicht so sehr Kraft oder Neuheit des Gedankens, als Innigkeit des Gemüthes zu Gebot steht, somit bei hie und da vorkommendem Mangel an solcher Innigkeit der Eindruck einer gewissen Vagheit um so weniger zu vermeiden ist. So weit aber innerhalb jener Stimmung fremde Zustände geschildert, mit andern Worten soweit uns Balladen und Ro-

manzen vorgeführt werden, erſcheinen dieſelben auch ihrerſeits zu wenig originell.

So läſen wir denn manche minder bedeutende Ballade Uhlands lieber bei Bürger oder Stolberg, als bei einem zwei Menſchenalter ſpätern Verfaſſer; ſo würde manches kleinere Uhlandiſche Lied dieſem oder jenem ältern Stimmführer unſrer poetiſchen Literatur trefflich anſtehen, während es bei Uhland ſelbſt nur deßhalb keinen ganz genügenden Eindruck macht, weil bereits Andre dieſen Ton angeſchlagen haben. Fühlbarer wird, wie wir ſchon weiter vorne ausgeſprochen, der unbefriedigende Eindruck, wenn Jener einerſeits ausdrücklich nach alten, der jetzigen Sprechweiſe nicht mehr angemeſſenen Wendungen haſcht, wie z. B. wenn er eine Ballade mit den Worten beginnt:

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufſteh'n,

oder wenn andrerſeits durch eine erzwungene Kindlichkeit oder Schlichtheit des Ausdrucks ein volksthümlicher Anſtrich gewonnen werden ſoll, wie z. B. in den Worten:

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das ſteht den Jägern gut.

Ja, wir wollen es kein Hehl haben, daß es uns bei einigen dieſer Stücke, die jedoch allerdings auch beim größern Publikum in keiner ſonderlichen Gunſt zu ſtehen ſcheinen, wie bei der eben genannten Jungfrau Sieglinde,

(deren Grundgedanke übrigens sehr dichterisch ist,) bei dem Rosengarten, den Drei Fräulein ꝛc. ꝛc. immer zu Muthe wird, wie wenn der gefeierte Dichter hier nur so thäte, als ob Dies auch Poesie wäre.

Neben diesen hie und da vorkommenden Mängeln in der Form läuft bei manchen seiner rein lyrischen Stücke ein, wie es scheint, von der Masse der Leser noch weniger bemerkter Mangel im Gemüthe des Verfassers selbst her, ein Mangel, auf den wir bei Gelegenheit der Freiheitslieder bereits hingewiesen haben, und welcher, fast noch mehr, als der schon weiter vorne (S. 279) angedeutete Grund, Göthe'n zu dem dort angeführten Ausspruch veranlaßt zu haben scheint, unter welchem er jedoch, nach einer andern Aeußerung von ihm, die Mehrzahl der Balladen offenbar nicht mitbegriffen hatte*.

* Göthe schrieb am 4. Oktober 1831 in Bezug auf ein poetisches Werk an Zelter: „Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen." (Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, Bd. VI. S. 306). Schon acht Jahre vorher aber, am 21. Oktober 1823, hatte Göthe sich gegen Eckermann also geäußert: „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Uebrigens hab' ich über seine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vorne herein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat." (Eckermann, Gespräche mit Göthe, I. S. 65 f.) Die vollendetsten der Uhland'schen Balladen, wie Bertran de Born, Der

Deutet man nämlich Göthes Forderung einer Bezwingung des Menſchengeſchickes, wie kaum anders denkbar, dahin, daß die Dichtung uns aus dem oft ſo trüben Rechte der Wirklichkeit in die höhere Bedeutung der Dinge und unſres Selbſtes hinüber verſetzen, einen Herzſchlag der Unendlichkeit in uns, wenn auch nur auf wenige Minuten, erwecken ſoll, ſo fehlen unſerm Dichter, um in der nicht der erzählenden Form (Balladen und Romanzen) angehörigen Form dieſer Forderung zu entſprechen, und ſomit das Höchſte zu leiſten, allerdings in der Regel jene Energie und Elaſticität des Gemüthes, durch welche der Menſch zum volleſten Gefühl ſeiner ſelbſt gelangt.

Dabei entbehrt er, wie ſchon geſagt, jenes Zuges, welcher in die Tiefen des Daſeins hinab leitet: er ſchließt uns nirgends neue Offenbarungen des Gemüthes über das Verhältniß des Menſchen zu den höhern, oder doch ihm gebietenden Mächten, über das Wirken des Göttlichen unter den Verhüllungen dieſer irdiſchen Welt auf. — Göthe für ſeine Perſon erregt die durch Jenen nicht hervorgerufene Stimmung

---

Waller u. ſ. w. waren damals noch nicht erſchienen. — Noch günſtiger über Uhland ſprach ſich Göthe kurz vor ſeinem Tod, bald nach jener an Zelter gerichteten Aeußerung, alſo gegen Eckermann aus: „Geben Sie Acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände ſein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, iſt keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit ſeinem Geſange wird es aus ſein, und das iſt gewiſſermaßen zu bedauern. Schwaben beſitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt ſind, um Mitglied der Stände zu ſein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland" (Ebend. II. S. 358 f.) — Leider hatte Göthe in Dem, was er hier vorausſagt, nicht ganz Unrecht.

in der Regel ebenfalls nicht durch unmittelbare Geistesmacht, wohl aber durch jene selige Leichtheit des Bewußtseins, die, wenn sie sich auch nicht in das Menschengeschick bezwingenden Gedanken äußert, mindestens die Melodie solcher Gedanken in der Brust erweckt. Ganz anspruchlos hingeworfene Liedchen desselben — mit welchem Lebensmuthe wehen sie uns an! Und welche Flügel wachsen vollends der Seele da, wo die Dichtung eine höhere Stufe einnimmt, wie z. B., um unter Hunderten an Ein Lied zu erinnern, bei den Worten: „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!“ ꝛc. ꝛc. Bei Uhland dagegen sind die ihn bezeichnende Zartheit und Innigkeit mit einer gewissen Schwere und Sprödigkeit verbunden, die man selbst in denjenigen Erzeugnissen nachfühlt, welche absichtlich einen lebensfrischen Ton erstreben, wie sich denn z. B. seine Trinklieder gegen die wahrhaft begeisterten Weingesänge, die der derbern Vitalität eines Simon Dach, Günther, Claudius u. s. w. entquollen, als etwas blos künstlich Gemachtes zu erkennen geben, während das zarte, sinnreiche, aber ernster und leiser gehaltene Theelied zu seinen gelungensten Schöpfungen gehört. Eben so wenig haben seine Kriegsgesänge, wenigstens nach unserm persönlichen, bereits weiter vorne ausgesprochenen Gefühl, etwas wirklich Hinreißendes. Theodor Körner, der im Ganzen an dichterischem Werth weit unter Uhland steht, ragt in Bezug auf manche Kriegslieder von 1813 weit über ihn empor; davon gar nichts zu sagen, daß wohl Jeder fühlt, ein Gedicht von dem Schwung und der populären Kraft, wie z. B. Schillers Reiterlied, das sich den für jenen heiligen Kampf gedichteten Gesängen freilich keines-

wegs anreihen darf, ſondern nur die ſchäumende, ungebundene Kriegsluſt zu Poeſie bringt, hätte nimmermehr aus Uhlands Seele hervorgehen können!

Ja ſelbſt die Freude, wenn er ſie beſingen will, weiß er ſelten beim rechten Namen zu rufen. Jenes erſt von uns zur Oeffentlichkeit gebrachte Gedicht z. B., worin er den freudigen Abenden des Schattenkränzchens Wort zu geben ſucht, hat wenig von dem wirklichen Tumult eines freudebewegten Herzens an ſich. Nur Einmal eigentlich trifft er in ſeinen Liedern den vollgiltigen Klang hiefür, wenn er in dem Gedicht von dem jubelnden Lerchenzug ſagt:

Manche ſchwingt ſich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn;
Eine voll von Liebesluſt
Flattert hier in meiner Bruſt!

Eher bei Beſprechung von Gegenſtänden, welche ſich rein auf die Poeſie beziehen, findet man jenen, die Leſer anſteckenden Herzſchlag des Muthes und der Freude in ihm, wie z. B. ſein den Dichterwald eröffnender Aufruf:

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenns von allen Zweigen ſchallt —

etwas in der That Bewältigendes hat. Ebenſo im Mährchen die S. 122 angeführte Strophe, welche das angebliche Wiedererwachen der deutſchen Dichterkraft feiert.

Sonſt aber wird die Angſt des Lebens in Uhlands rein lyriſchen Erzeugniſſen äußerſt ſelten mit jenem Triumph

weggeworfen, der in der Seele des Dichters nothwendig iſt, wenn deſſen Empfindung auf den Hörer übergehen ſoll; im Gegentheil herrſcht in ſeinen Liedern faſt zu häufig eine milde Sehnſucht, eine zarte Wehmuth, eher Mitgefühl für die Opfer des Menſchengeſchickes, als etwas daſſelbe Ueberwindendes vor. Ungemein treffend bezeichnet er ſich ſelbſt in dem, deßhalb wohl nicht ohne Grund an die Spitze aller übrigen geſtellten Gedichte

Des Dichters Abendgang.

Ergehſt du dich im Abendlicht, —
Das iſt die Zeit der Dichterwonne —
So wende ſtets dein Angeſicht
Zum Glanze der geſunknen Sonne!
. . . . . .
Wenn aber um das Heiligthum
Die dunkeln Wolken niederrollen,
Dann iſt's vollbracht, du kehreſt um,
Beſeligt von dem Wundervollen.
In ſtiller Rührung wirſt du geh'n;
Du trägſt in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geſeh'n,
Umglänzt dich mild auf finſtern Wegen.

Es iſt mehr Abend- als Morgenklang in ſeiner Sangesweiſe, ſoweit er reiner Lyriker. Das Licht, von dem er kündet, umſtralt ihn nur mild und ſanft auf finſtern Wegen. Er wirft es nicht wie ein freudiger Götterſohn ſonnig in die Bruſt des Hörers.

Bei dieſem Mangel an Herrſchermacht des unmittel-

baren Gefühls gelingt ihm innerhalb des rein lyrischen (nicht erzählenden) Gebietes am besten die Behandlung solcher Stoffe, welche mehr der Betrachtung als der eigentlichen Empfindung, oder wenn dieser, mehr einer aus lange angehaltenen Zuständen, als aus Erregung des Augenblicks hervorgegangenen angehören, wie z. B. das meisterhafte Gedicht Die Abgeschiedenen, wie ferner Mein Gesang, Der Ungenannten, Das Thal, Gruß der Seelen, Maienthau, Sonnenwende, Der Mohn (eine Dichtung, die wir übrigens nur der Form, nicht der Idee nach, für vortrefflich halten), Die Malve, Reifen, Theelied, Ernst der Zeit, Die neue Muse, Schäfers Sonntagslied, Die Kapelle, Die sanften Tage, Ein Abend, Rückleben, Harfnerlied am Hochzeitmahle, Des Dichters Abendgang, Der König auf dem Thurme, Maiklage, Mönch und Schäfer, Die Zufriedenen u. s. w. In manchen dieser eben genannten Stücke, wie Die Abgeschiedenen, Der Ungenannten, Ein Abend, Rückleben, Mein Gesang u. s. w. sprechen sich denn auch wirklich Liebe oder Schmerz so lebenskräftig aus, daß dieselben, selbst abgesehen von der fast ausnahmlos gleichen Trefflichkeit der Form, nicht minder dem Inhalt nach zu den werthvollsten Schätzen deutscher Dichtung gehören. Ja eines, Die neue Muse, „schüttert den Busen“ mächtig mit denjenigen Empfindungen, welche, das sittliche Bewußtsein in die Waffen rufend, den kräftigsten Hebel zu Bezwingung des Menschengeschickes in Anwendung bringen. Mit eben so männlichem Gefühl, aber freilich hier mit demjenigen der Entsagung, nicht dem

der Hoffnung, ſpricht ſich das ſchon weiter vorn berührte Harfnerlied am Hochzeitmahle aus. Allem Anſchein nach ſoll in demſelben geſagt werden, der Verſtorbene trage, mög' er auch das Ruhmwürdigſte vollbracht haben, nicht in ſich ſelbſt die Kraft, im Angedenken der Nachgebliebenen lange fortzudauern, und den, gegen Uhlands ſonſtige Weiſe, etwas undeutlichen Worten:

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand ſah des Donners Pfad;
Noch den Fittich ſanfter Lüfte —

iſt wohl der Sinn unterzulegen: ſo wenig der weitere Pfad des Donners, mag dieſer auch noch ſo laut erklungen ſein, oder das Säuſeln der ſanften Lüfte, wenn es einmal vorüber iſt, verfolgt werden kann, ſo wenig bleibt eine Spur der menſchlichen Wirkſamkeit nach dem Tod für die Ueberlebenden übrig: nur im Liede dauert ſie fort. Wobei denn allerdings auch die Hoffnung eines Wiederſehens im Jenſeits in Frage geſtellt zu ſein ſcheint, in welcher Beziehung wir das Gedicht früher (S. 129) angeführt haben. Daß der Harfner die Fortdauer der Perſönlichkeit ſelbſt in Abrede ſtelle, wie aus obigen Verſen an ſich freilich auch gefolgert werden könnte, dünkt uns, verglichen mit andern Stellen Uhlands, völlig unglaublich, wie denn die Schlußſtrophe des in der Sammlung unmittelbar folgenden großartigen Liedes Der König auf dem Thurm

O ſelige Raſt, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie ſäumſt du ſo lang,

Da ich ſchaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang —

mit ſolcher Anſicht in vollendetem Widerſpruch ſtände! — Ein liebliches Bild heitern, ſtillen Glückes, der gemäßigtere, irdiſchere Ausdruck der Empfindung, die in Die Abgeſchiedenen herrſcht, iſt das Gedicht Die Zufriedenen. In andern, wie Maienthau, Maiklage, Die Malve, macht ſich dagegen wieder jene vorhin erwähnte Sehnſucht und Wehmuth etwas geltend; der Leſer fühlt, wenn er von der Meiſterhaftigkeit der Form abſieht, die freilich ſchon an ſich groß genug iſt, um ihn mit ſtets neuem Entzücken zu dieſen Dichtungen hinzu ziehen, ſeinem innern Weſen zu wenig Gehalt durch dieſelben zugeſetzt, um ſie entſchieden denjenigen anreihen zu können, auf welche jener Ausſpruch Göthes nicht paſſe. Eines dieſer Stücke, Der Mohn, in der Form nicht minder trefflich als die andern, hat es ſich gewiſſermaßen zur Aufgabe geſtellt, den Sterblichen, oder wenigſtens den Dichter, wirklich aus dem Bann des Menſchengeſchickes zu befreien, aber es thut Dies auf eine Art, die wir für nicht ganz richtig ausgedrückt, vielmehr für ein bloßes, vom Dichter ſelbſt ſo angeſehenes, geiſtreiche Spiel halten.

Indeſſen ſind das Nebenzüge, die bei einem ſo bedeutenden, in mancher Hinſicht ſo einzigen Talent von keiner großen Erheblichkeit erſcheinen; und haben wir bemerkt, daß manche von Uhlands gelungenſten Schöpfungen ſchon deſſen früheſten Jünglingsjahren angehören, ja befanden ſich eben unter den zuletzt beſprochenen höchſt ausgezeichneten Gedichten mehrere aus dieſem Alter, ſo müſſen wir jetzt noch hinzuſetzen, daß, neben und über dieſen Blüten einer frühern

Zeit, mit dem letzten Drittel von Uhlands kurzer Dichterperiode eine geiſtige Wiedergeburt deſſelben beginnt, wie man ſie ſelten bei einem Schriftſteller finden wird, welcher bereits eine ſo ſichere und, könnte man beifügen, eine ihn zum Sichgehenlaſſen oft ſo verlockende Grundlage der allgemeinen Anerkennung erlangt hatte. Ein Fortſchritt von dem, während der beiden frühern Drittel ſeiner Wirkungszeit noch hie und da bemerklichen, Dilettantismus zum vollendeten Künſtlerthum gibt ſich auf triumphirende Art kund. Wohlklang und Adel der Sprache, Friſchheit und Anmuth der Bilder ſtreiten ſich um den Kranz in den meiſten Schöpfungen dieſer letzten Periode; alle Schlacken der frühern Zeit, — die mitunter gar zu große Weichheit, die hie und da vorgekommene Vagheit, das Spielen mit veralteten Sprachwendungen und Worten, werden abgeworfen, und der manngewordene Dichter ſteht in voller Glorie vor uns. Sind dieſe Gebilde, ſowie die vollendetſten Dichtungen aus dem vorhergegangenen Zeitabſchnitt, weniger im Munde der Menge, als diejenigen, in welchen ſich der Dichter noch nicht recht vom Sänger geſchieden, ſo läßt ſich hiefür nur Ein Rechtfertigungsgrund beibringen.

Jene Gedichte, der Mehrzahl nach Romanzen, in welcher Form Uhland offenbar ſeinen innerſten Beruf gefunden, gehören, ganz abgeſehen von dem Umſtande, daß ſie im Durchſchnitt minder oder hie und da wohl gar nicht ſangbar ſind, einem Felde an, welches den größern, an den unmittelbaren Erſcheinungen des Lebens haftenden Haufen der Leſer ſtets etwas minder anziehen wird, nicht etwa weil es ihnen poetiſirte Empfindungen, ſondern weil es ihnen

poetiſirte Situationen vorführt. Für die Zartheit, die Treue, ſelbſt für die romantiſche Hingabe, überhaupt für die Idealität des Herzens, iſt jedes Publikum, das überhaupt Gedichte lieſt, empfänglich; nicht aber für ſolche äußere Verhältniſſe, welche ſich ihm als etwas künſtlich Erfundenes darſtellen. Göthe's Balladen ſind nicht minder zart, nicht minder ätheriſch, als z. B. Uhlands Durand, Rudello, der Waller, St. Georgs Ritter, der nächtliche Ritter u. ſ. w.; aber ſie ſind inſofern lebendiger, als ſie mehr in die Gegenwart paſſen. Auch Göthe gebraucht gefangene Grafen, wandernde Sänger, kampfluſtige Ritter und Dergleichen als das Perſonal ſeiner Dichtungen, aber er ſchildert deshalb keine Chevalerie; ſein Schauplatz gehört keiner Welt an, deren Sitte, Glaube, Anſchauung nicht mehr die unſrigen ſind; er ſchiebt uns nichts Verlebtes, Fremdes als etwas unſern Verhältniſſen Vertrautes, Heimiſches unter. Die Anforderung jedes unverkünſtelten Menſchen an die Poeſie iſt, daß ſie ihm nicht blos als ein in der Seele des Dichters vorhandenes Bild erſcheine, ſondern den Eindruck von Wirklichkeit mache. Muthet uns derſelbe dagegen, ſtatt einer allgemein giltigen Empfindungsweiſe, die beſondere eines bereits abgeſchloſſenen Zeitabſchnittes, wenn auch auf die geiſtvollſte und lieblichſte Art, an, oder löst er die Aufgabe nicht befriedigend, einem Ereigniß, das uns nach dem gewöhnlichen Gange des Lebens unwahrſcheinlich vorkommt, durch innere Kraft das Siegel der Beglaubigung aufzudrücken, ſo fühlt ſich der Leſer, ſtatt von den Schranken des Vergänglichen und Zufälligen in ſeinem Innern befreit zu werden, im Ge-

gentheil bedingt und beſchränkt, und zwar um ſo ſtärker, je weniger gebildet er iſt, d. h. je mehr ſeine Anſchauungsweiſe an dem Alltäglichen hängt. So darf man denn nicht lange fragen, warum z. B. Uhlands St. Georgs Ritter, der eben ſo herrlich gedacht als gedichtet iſt, aber ſtatt des allgemeinen Glaubens an uns umgebende übernatürliche Kräfte, umſtändlich den beſondern einer genau vorgehobenen, vergangenen Zeit in Anſpruch nimmt, im Durchſchnitt ſelbſt auf dasjenige Publikum minder günſtigen Eindruck machen wird, das andererſeits Einbildungskraft genug beſitzt, ſogar rein mährchenhafte Schöpfungen, wie z. B. den Harald oder den ſchwarzen Ritter, mit Genuß in ſich aufzunehmen. Letztere Dichtungen, erweiſen ſie ſich immerhin als rein erfunden, ſtoßen gegen die allgemeine Empfindungsweiſe nicht an, die Annahme aber, daß ein Heiliger in der Schlacht unmittelbare Hilfe leiſte, verſtößt dagegen, was auch Varnhagen, — der übrigens dieſes zuerſt im Jahr 1815 veröffentlichte Stück* ohne Zweifel noch nicht vor

* Nach dem chronologiſchen Verzeichniß von Uhlands Gedichten in O. Jahns angeführtem Werke, S. 226. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß in dieſem, im Uebrigen höchſt verdienſtlichen und mit großer Genauigkeit zuſammengetragenen Verzeichniß zwei, zuerſt im Dichterwald erſchienene, mit Spindelmann (Scherzname für Chr. Fr. Weiſſer) unterzeichnete Stücke, nämlich Kritik der Gegend und Recenſion von A. W. Schlegels Gedichten, S. 224 aus Verſehen unſerm Dichter zugeſchrieben werden. Sie rühren von J. Kerner her, und hat das zweitgenannte mit dem Inhalt von Schlegels Gedichten ſelbſt gar nichts zu thun, ſondern entſtand dadurch, daß Kerners einfältiger Hauswirth zu dieſem von jenen Gedichten, die er auf dem Tiſch gefunden, und ſich zum Durchblättern erbeten hatte, geſagt: „Hm! —'s iſt kein ſchlechtes Leſen; ich meine das Ding

Augen gehabt — an der angeführten Stelle (S. 77) zur Rechtfertigung jener Vorzeitlichkeit in Uhlands Erzeugniſſen ſagen mag, und die größere Maſſe der Leſer wird ſich daher in einem Gedichte ſolcher Art nie ganz heimiſch fühlen.

Ganz andere Rechte hat dagegen der Dichter, wenn er ſtatt auf dem Boden einer nur beſtimmten Zeiten angehörigen Empfindungsweiſe oder Weltanſicht, auf demjenigen einer allgemein giltigen, lebendigen Idee ſteht. Jede zu Lied gebrachte Begebenheit, wodurch ſich die Hoheit oder Tiefe der Menſchennatur offenbart, ſollte, ſelbſt in der ganzen Beſonderung des Ortes und der Zeit dargeſtellt, auf allgemeines poetiſche Verſtändniß rechnen können, denn das beſondere Koſtüm, das bei jenen oben erwähnten Stoffen gleichſam als etwas Fortlebendes, auch für die Gegenwart noch Paſſendes auftritt, wird in letzterm Fall wohl ausdrücklich als einer beſtimmten Periode angehörig erſcheinen, jedenfalls aber iſt es hier nicht die von ihrer Zeit gefärbte Empfindungsweiſe, ſondern die Idee, durch welche der poetiſche Darſteller in die Welt der Poeſie erheben will.

Und ſo ſcheint es denn in der That nur durch den Mangel an muſikaliſcher Kompoſition zu erklären, daß Bertran de Born, Der Waller, Die Bidaſſoabrücke, Der Roſenkranz, Don Maſſias, Dante, Entſagung u. ſ. w. ſelbſt dem gebildetern Leſer im Durchſchnitt weniger gegenwärtig ſind, als Der Wirthin Töchterlein, Sän-

---

rieche nach was wie Quitten," — ein Ausſpruch, der alsbald Herrn Weiſſer in den Mund gelegt wurde. Dagegen ſind die zwei andern im Dichterwald mit Spindelmann unterzeichneten Gedichte Frühlingskritik und Gloſſe wirklich von Uhland verfaßt.

gers Fluch, Der gute Kamerad u. ſ. w. Der nämliche Widerſpruch in der Gunſt findet zwiſchen manchen durch den Geſang verbreiteten, nicht zu den Balladen gehörigen Erzeugniſſen Uhlands, und den vorhin angeführten bald im höchſten Adel der Form gehaltenen, bald lieblich einfachen Dichtungen Die Abgeſchiedenen, Maienthau, Mein Geſang, Sonnenwende, Ernſt der Zeit u. ſ. w. ſtatt.

Gehen wir damit zu einer umſtändlichern Beſprechung der einzelnen Uhlandiſchen Schöpfungen über, ſo treten uns zunächſt die durch ganz Deutſchland ertönenden Wanderlieder entgegen, und hier gehört die populärere Dichtung denn auch wirklich, wenigſtens einem Theil nach, zu dem Lieblichſten, was der Dichter gegeben. In dem an der Spitze ſtehenden „Lebewohl“ liegt in dem zarten Wohllaut für das Ohr eine eben ſo ſüße Muſik für das Herz; in der Nummer 3, „In der Ferne“, glaubt man Göthe in ſeiner wärmſten Jugendperiode zu hören, ſo wenig ſonſt Uhland gerade mit dieſem Ton zuſammentrifft; in der „Heimkehr“ muß man die ergreifende Kürze des Ausdrucks bewundern, mit welchem das ganze Ziel des Daſeins einzig in der Geliebten gefunden wird. In Bezug auf die übrigen Nummern könnte man vielleicht hie und da die wirkliche Tiefe der Empfindung weniger finden, und eine gewiſſe, wenn auch nur ſehr leiſe ſich andeutende Abſichtlichkeit erblicken, welcher die innere Seele nicht das volle Gegengewicht hält. Die Nummer 7, „Abreiſe“ würde vielleicht noch ſtärker wirken, wenn die mittlere Strophe: „Man hat mir nicht den Rock zerriſſen ꝛc.“ ausgelaſſen wäre. Der dort

geſchilderte Wanderer gebraucht die übertriebenen Bilder einer ihm nicht zu Theil gewordenen Anhänglichkeit freilich nur im humoriſtiſchen Scherz, aber nach unſerer Empfindung ſtören ſie doch etwas den Eindruck der rührend innigen Naivetät in den Schlußworten:

Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mir's weh.

Nicht ganz zufriedengeſtellt fühlen wir, für unſere Perſon, uns durch das achte Wanderlied, „Die Einkehr". Die durchgeführte Vergleichung eines Apfelbaums mit einem Schildwirth ſcheint uns etwas Geſuchtes, nicht ganz Edle zu haben, und der Gedanke, den Baum zuletzt nach der „Schuldigkeit" zu fragen, würde an's Tändelnde anſtreifen, müßte man ſich nicht vorhalten, der Dichter wolle eigentlich nicht ausſprechen, er habe den Baum in der That nach der Zeche gefragt und dieſer ſie dann nachgelaſſen, ſondern nur andeuten: ſolche Frage an den „wundermilden" Wirth ſei ſelbſtverſtändlich gar nicht zu ſtellen.

Wenden wir uns von da, der Stufenleiter der Begünſtigung folgend, zu den faſt noch beliebtern, ſich der Weiſe des Volksliedes nähernden Dichtungen, (Balladen und Nichtballaden), ſo iſt wohl die tiefſt empfundene, gelungenſte und bekannteſte derſelben Der Wirthin Töchterlein, und der Dichter muß ſeiner Nation um ſo theurer werden, als er dieſe weiße Roſe auf den Stamm eines ſchmutzigen Volksgeſangs geimpft hat. Gleichwohl ließe ſich fragen: Steht es dem höher Gebildeten zu, auf dieſem Wege Volksdichter zu werden? Die Art, wie der Gedanke

ewiger Liebe und Treue hier auf seine für jede Klasse der Gesellschaft gleich ansprechende Weise dargestellt wird, ist im höchsten Grade zu loben, durch die gewählte Form aber wird dem Gebildeten denn doch einigermaßen ein Herabsteigen zu dem Felde des minder Gebildeten zugemuthet, wodurch sich jener wenn nicht fremd, doch etwas künstlich angesprochen fühlt. Jedermann wird zugeben, daß Uebergänge von einer Schroffheit, wie

Mein Bier und Wein ist hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr,

so genau sie auch den gewöhnlichen Volksliedern abgelauscht sind, in letztern doch auf einer Mangelhaftigkeit der dichterischen Darstellung, auf einer gewissen Unbeholfenheit des Gemüthes beruhen, das, bei aller Tiefe, die Empfindungen noch nicht gehörig zu nüanciren vermag. Und läßt sich auch keineswegs in Abrede ziehen, daß dergleichen schneidende Gegensätze im Munde des Volkes selbst oft von höchst erschütternder Wirkung sind, so dürften sie doch als Aeußerung eines feinfühlenden, zarten Sinnes minder am Platze sein.

Soll einmal die Ausdrucksweise des Volkes in ein Gedicht mit herein gezogen werden, das die Bestimmung hat ein solches auch vollgiltig für die Gebildeten zu bleiben, so möchte wohl Alles, worin jene Weise für den reinen Ausdruck des Gemüthes nicht vollkommen genügt, zu vermeiden und dagegen nur das Naive, Schlichte, Treuherzige, wodurch sich das Volkslied in der Regel der in höherem Ton gehaltenen Poesie gegenüber auszeichnet, herein zu nehmen

ſein, wie z. B. in Kerners in dieſer Form muſterhaftem Liede:

Schwarzes Band, o du mein Leben,
Ruh auf meinem Herzen warm u. ſ. w.

Ganz anders wird das Verhältniß dann, wenn Empfindungen und Lebensanſchauungen der niedern Klaſſen ausſchließlich als ſolche, die keinen Anſpruch machen, auch in das Gemüth des Gebildetern überzugehen, geſchildert werden, wie z. B. in Uhlands Der gute Kamerad, Der Schmied u. dgl. In Bezug auf dieſe waltet jener von uns hervorgehobene, wie wir übrigens gerne zugeben, nicht ſchwer ins Gewicht fallende Mißſtand ſelbſtverſtändlich nicht vor.

Uebrigens braucht eine Dichtung um zur Volkspoeſie zu werden, keineswegs nothwendig im Volkston, ſondern nur in derjenigen Weiſe gehalten zu ſein, welche ſich, im Gegenſatze zu dem Ton des Kunſtdichters, an keine beſondere Klaſſe von Menſchen, ſondern, ſo viel möglich, nur an das rein Menſchliche wendet. In dieſem Sinn kann z. B. Uhlands treffliche Ballade Das Schifflein füglich ein Volkslied genannt werden. Sie beruht bei aller ihr inwohnenden Poeſie auf einem ſo ungeſuchten, jedem Menſchen nahe liegenden Motiv, daß ſie unter den verſchiedenſten Klaſſen Anklang finden muß. Ebenſo z. B. Graf Eberhards Weißdorn, die meiſten der Wanderlieder, Waldlied u. ſ. w.

Dieſe Bemerkung führt von ſelbſt auf die Balladen von Graf Eberhard dem Rauſchebart, bei welchen dem Verfaſſer wirklich eine Dichtung vorgeſchwebt zu haben

ſcheint, die für Gebildete und Ungebildete gleich anziehend ſein ſoll, bei welcher alſo nicht ausdrücklich auf Ton und Hauch der untern Stände Rückſicht zu nehmen, ſondern nur das rein Menſchliche darzuſtellen wäre. Denn man fühlt dieſen Balladen, ohne daß ihre Sprache ſich zur eigentlichen Volksweiſe herabließe, doch ein Bemühen nach Zugänglichkeit auch für den minder Gebildeten an, und es iſt bekannt, welche Gunſt dieſelben ſich denn auch wirklich unter den verſchiedenſten Ständen erwörben haben.

Dennoch ließe ſich auch hier wieder fragen, ob der Verfaſſer auf dem völlig richtigen Wege geweſen, wenn er jene Einfachheit und allgemeine Verſtändlichkeit dadurch erreichen zu müſſen glaubte, daß er das Gedicht auf einer gewiſſen Inferiorität, gleichſam nicht auf der ganzen Höhe ſeines Stoffes hielt. Denn, es ſei wiederholt was ſchon vorhin bemerkt worden, nicht das Dichteriſche an ſich macht ein Gedicht höhern Stils (geſetzt der Stoff ſei ein rein menſchlicher, wie Graf Eberhard, nicht einer, deſſen Verſtändniß ſchon an ſich eine beſondere Bildung erfordert,) dem minder Gebildeten ungenießbar, ſondern wenn für dieſen, bei einem ſolchen Stoff, ein Hinderniß der Genießbarkeit vorwaltet, ſo liegt es faſt immer in dem Nebenſchmuck, welcher auf erfundenen, oder doch künſtlichen, nicht allgemein verſtändlichen Verhältniſſen beruht. Und ſo dürfte denn Uhland, wenn er, ſtatt blos auf jenen Nebenſchmuck, auf die gehörige Verwerthung der poetiſchen Situationen ſelbſt verzichtete, durch das Opfer der Beſchränkung nicht nur keinen Gewinn für die Volksthümlichkeit gemacht, ſondern vielleicht eher verloren haben. In den Thaten und Begegniſſen des

Grafen Eberhard iſt nämlich ſo viel Stoff zu einem noch höhern Gedicht enthalten, als, wie es ſcheint, unſer Autor daraus ſchaffen zu dürfen glaubte, falls es, ſeiner Anſicht nach, allgemein zugänglich ſein ſollte — ſo viel Stoff für jenen ächten, hohen Balladenton, deſſen Uhland vor Allen mächtig war, daß das Ganze, unter dieſem Geſichtspunkt aufgefaßt, wohl auch bei den ungebildetern Klaſſen, wenn nicht mehr, mindeſtens eben ſo viel Bewunderung erregt haben würde, als in der Geſtalt, in welcher es ihnen jetzt vorliegt. Der Vater, der beim Tod ſeines Sohnes die erſchrockenen Krieger ermahnt: „mein Sohn iſt wie ein anderer Mann!“ — der geniale Heldengedanke, ſeinen vor dem vordrängenden Feind allmälig wankenden Schaaren zuzurufen: „Seht, wie die Feinde weichen!“ — die dramatiſche, überraſchende Wendung, womit Wolf von Wunnenſtein den durch ſeine Mithilfe errungenen Sieg dem greiſen Kämpfer höhnend vor die Füße wirft, und als erneuter Gegner von ihm wegſprengt: ſind dies nicht lauter ungeſungene Gedichte ſchon an ſich, werth durch den großen Künſtler Klang zu bekommen, welcher z. B. die Bidaſſoabrücke ſchuf, dieſe Dichtung, die ſo ganz auf der Grundlage der allgemein verſtändlichen Wirklichkeit gehalten, und doch ſo unendlich poetiſch iſt? — Oder welcher, wenn die Bidaſſoabrücke als ausländiſcher, zu ſehr mit ſüdlichem Schmelz umgebener Stoff hier zum Vergleichungspunkt nicht paſſen ſollte, mindeſtens in dem Lerchenkrieg gezeigt hat, wie Volksthümlichkeit ſich mit dichteriſchem Schwung vereinigen kann? Wirklich erwartet man, wenn man die Einleitung zu

den Eberhardsballaden, namentlich die feierliche Beſchwörung lieſt:

Brich denn aus deinem Sarge, ſteig aus dem düſtern Chor
Mit deinem Heldenſohne, du Rauſchebart, hervor,

faſt noch etwas Anderes, Mächtigeres, als das wirklich Gegebene, ſo weit wir auch entfernt ſind, das Verdienſt dieſes letztern irgend ſchmälern zu wollen.

An die eben beſprochenen Balladen reihen ſich die Vaterländiſchen Gedichte inſofern an, als in ihnen ebenfalls nach allgemeiner Verſtändlichkeit geſtrebt wird. Wir haben uns über dieſelben bereits weiter vorne geäußert. Einige, dort von uns näher bezeichnete, die in edler und doch allgemein faßlicher Sprache das Schlagwort unſerer Zeit bilden, ſind ganz gemacht, mit ewiger Jugendkraft durch die Nation zu gehen, bei jeder ſchicklichen Gelegenheit als ein Volksſpruch wiederholt zu werden und ſtets die gleiche Wirkung hervorzubringen. Dieſe Gedichte durchweg nach einem äſthetiſchen Maßſtab beurtheilen zu wollen, wäre ungerecht. Der Dichter hatte hier die ausdrückliche Aufgabe, ſich mehr an den Verſtand, als an das Gemüth der Leſer wenden zu müſſen, und iſt es irgendwo erlaubt, ſich der Poeſie als bloßen Mittels zu bedienen, ſo war es bei dieſem hohen Zweck geſtattet. Das Ganze durch Hinüberſpielen auf ein die Einbildungskraft mehr anſprechendes Feld, etwa das geſchichtliche, der undichteriſchen Verſtandesſphäre zu entreißen, ohne es gleichwohl minder eindringlich für das Verſtändniß des Volkes zu machen, war bei der Kleinheit des Staates, um welchen es ſich hier handelte, unmöglich.

Wohl haben z. B. auch Württembergs Heere in hundert Schlachten geblutet; aber die Siege, welche sie errangen, waren nicht Siege für Württemberg; aber der Ruhm, den sie gewonnen, erhob nicht den Glanz des kleinen Landes, zu welchem sie in Unterthanenpflicht standen. — Wo dagegen Uhland in der Reihe jener Gedichte ausdrücklich nach einem auch der großen Masse zugänglichen Ton strebt, mehr in der Person eines schlichten, sein gutes Recht wahrenden Bürgers, als in derjenigen des Dichters spricht, verfällt er wohl einem noch fühlbarern Mißgriff, als in den Eberhardsballaden. Wandte er sich in letztern mitunter nur an ein nicht sehr hochstehendes poetische Vermögen, so wendet er sich in den Verfassungsgedichten hie und da beinahe an die Unpoesie, wie z. B. wenn er ausruft:

Das Recht, das mäßig Steuern schreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und kargt mit unserm Schweiß.

Eine vortreffliche Bezeichnung des Rechtes, die jedem Volksvertreter tief im Herzen stehen sollte, und gut als Inschrift auf die „geheime Truhe" gepaßt hätte, aber nimmermehr eine Umschreibung, wie sie die Poesie im Munde führen darf!

Wenden wir uns nunmehr den Gedichten zu, welche, im Gegensatz mit den erwähnten, mitunter im höchsten Adel der Sprache gehalten sind, wenn sie auch nicht selten noch der früheſten Periode angehören, so tritt uns hier zuerst Die verlorene Kirche entgegen. Wer hat jenen innern Sil-

berblick des Menſchen, wo plötzlich eine höhere Welt in das entfeſſelte Gemüth hereinzubrechen ſcheint, und wie an einen frühern, heiligern Zuſtand mahnt, je in einer ſinnigern Allegorie beſungen? Wem kamen nicht, wenn er, in von ihm minder begangener Gegend wandelnd, plötzlich von unbekannter Ferne her läuten hörte, verwandte Empfindungen, für welche der Dichter hier auf einmal das rechte Wort gefunden hat?

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

In dieſer Anfangsſtrophe liegt nach unſerm Urtheil die Haupttiefe des poetiſchen Gedankens. Daß der Wanderer nachher die verlorene Kirche wirklich findet, und wie er ſie beſchreibt, das hätte zwar nicht leicht ſchöner, aber, dem Ganzen unbeſchadet, vielleicht auch anders ausgedrückt werden können. Kein Wunder, daß, wie uns aus zuverläſſiger Quelle bekannt iſt, Todkranke nach dieſem Gedicht, das vom Verfaſſer im noch nicht vollendeten 25. Jahr veröffentlicht wurde,* vielleicht aber der Entſtehung nach in ein noch

* Im Sommer 1812, in dem für das Jahr 1813 beſtimmten „Dichterwald", worin auch Die Wanderlieder, Das Mährchen (von der deutſchen Poeſie), Das Thal, Geiſterleben, Des

jugendlicheres Alter fällt, wie nach der Erschließung eines himmlischen Jenseits verlangt haben.

Der Dichter hat dieses Stück unter die Balladen und Romanzen aufgenommen, wie auch Die versunkene Krone, Die Glockenhöhle, Das versunkene Kloster, ohne daß diese Schöpfungen gerade nothwendig unter jene Abtheilung zu bringen wären. Bezeichnend aber ist für ihn, und aus den bereits angeführten Gründen erklärbar, daß selbst unter denjenigen seiner gelungensten rein lyrischen Erzeugnisse, die er unter die Lieder aufgenommen, mehrere durch die Form an die Ballade erinnern, wie z. B. Die Kapelle, Mönch und Schäfer, Gruß der Seelen, Die Abgeschiedenen u. s. w., während andre eben so gut unter den Sinngedichten, wenigstens in dem Verständniß, in welchem Uhland selbst das genannte Wort nimmt, stehen könnten. Letztere deuten mithin schon durch dieses Element der Reflexion an, daß, wenn ihr Stoff nicht bereits an sich der Außenwelt gehört, wie z. B. in den zwei lieblichen Gedichten Sommerfaden und Auf eine Tänzerin, sie dem Dichter wenigstens etwas von der reinen Innerlichkeit mehr Abgelöstes, und in sofern zur vollkommenen Offenbarung seines Talentes Geeigneteres geworden sind. — Wieder andere, worunter denn auch Balladen und Romanzen selbst, nähern sich dem Sinngedichte wenigstens

---

Dichters Abendgang, Der Wirthin Töchterlein, Harald, An den Unsichtbaren und noch viele andre Uhlandische Gedichte erschienen, bald mit Uhland, bald mit Volker (ein Name, den auch Bürger einigemal für sich gewählt), bald blos mit dem Endbuchstaben —d unterzeichnet.

inſofern, als ſie, oft ſehr glücklich, mit einer Pointe enden, wie z. B. Der ſchwarze Ritter mit dem ergreifenden Worten:

Freund, im Frühling brech' ich Roſen;

wie ferner in ſcherzhafter Weiſe Schwäbiſche Kunde, Graf Eberſtein u. ſ. w. Ein einzigesmal, und zwar gerade in einem ſonſt ſehr tief empfundenen rein lyriſchen Gedichte, dünkt uns dieſer zuſpitzende Gedanke verfehlt. Wenn Uhland „auf der Ueberfahrt" ſagt:

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete!
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geiſtige Naturen,

ſo hat der Einfall, dem Fährmann ausdrücklich für den Umgang, welchen der Uebergeführte mit Abweſenden im Innern ſeiner Bruſt gepflogen, weiteres Frachtgeld zu zahlen, ſchon an ſich etwas Gezwungenes, ſo bereitwillig auch manch gerührtes Herz nach ſolchen Empfindungen dem Schiffer ohne ſolche Schuldigkeit zu fühlen mehr zahlen wird; noch weit mehr aber tritt die etwas ſchiefe Deutung des überwallenden Gefühles dann hervor, wenn jene Genoſſen der Fahrt ſo entſchieden als Geiſter bezeichnet werden:

Doch was alle Freundſchaft bindet,
Iſt wenn Geiſt zu Geiſt ſich findet:
Geiſtig waren jene Stunden,
Geiſtern bin ich noch verbunden.

Unwillkürlich wird man hier durch den Gegenſatz an das Witzwort jenes franzöſiſchen Poſtmeiſters erinnert, der als Voltaire in einem bereits überfüllten Poſtwagen noch Platz genommen und der Poſtillon nun ein weiteres Pferd verlangte, ausrief: „Fahr zu, der Geiſt wiegt nichts!“

Zu einem vortrefflichen Gedicht, und zu einem der wenigen komiſchen, welche Uhland gibt, hat ſeine Fähigkeit, gelegenheitlich über ſich ſelbſt zu ſpaſſen, die ſtellenweiſe auch in dem Vorwort zur erſten Ausgabe ſich bemerklich macht, geführt; wir meinen die Ballade Unſtern. Wenigſtens hat uns Guſtav Schwab verſichert, nach dem Sinne des Dichters ſei dieſer ſelbſt der Gegenſtand des Gedichtes, und wirklich ſteht ihm ſolch liebenswürdiger Humor zur Zeit, wo er ſich noch nicht gehörig anerkannt fühlte, und auch mancher ſonſtige Lebensplan nicht glückte, keineswegs unähnlich, und ſtimmt zu dem Ausſpruch, er habe in Allem Unglück (S. 220).

Lieblich dem unterliegenden Gedanken nach iſt die an Karl Mayer gerichtete Ballade Merlin der Wilde, deren in ſofern gleich nach Unſtern gedacht werden kann, als auch in ihr auf perſönliche Zuſtände des Dichters Bezug genommen wird. Doch dünkt uns der volle Zauber der Poeſie hier zu fehlen, der leichte, duftige Stoff — ſo erſcheint er wenigſtens in Uhlands Darſtellung, an ſich mag er ſich ernſter und gröber ausnehmen — etwas zu lehrerhaft behandelt zu ſein.

Unter den vielen in Weiſe der ſpaniſchen Romanze gehaltenen Liedern möchten wir dem Durand den Kranz zugeſtehen. Mit ſolch ſüßer Zartheit und doch zugleich ſolch

inniger Tiefe dürfte noch Weniges in deutſcher Sprache geſungen worden ſein! Als einziger Mangel an dem überaus herrlichen Gedicht könnte hervorgehoben werden, daß es eben allzu ſehr Gedicht, daß es zu zart, zu ätheriſch iſt, vornweg zu wenig Anſpruch auf Wirklichkeit macht! Was übrigens den Reiz der Diktion betrifft, ſo wetteifern faſt ſämmtliche in dieſer ſüdlichen Form gehaltene Gedichte mit dem eben genannten. Wie vom lauen Hauch der Orangenhaine überwallt, ſchmeicheln ſie der nordiſchen Bruſt mit ſehnſüchtigem Zauber, und wenn z. B. Rudello wegen ſeiner etwas kronikmäßigen Faſſung der Idee der Romanze nicht völlig entſprechen dürfte, ſo wird doch kein deutſches Ohr ohne Triumph Zeilen wie folgende vernehmen:

In den Thälern der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.

Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm der Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Noch ſtärker tritt der, wie es ſcheint mit Abſicht beibehaltene, etwas umſtändliche Kronikkarakter im Kaſtellan von Couci hervor, ohne daß wir deßhalb durch das uns

etwas anſchaudernde Eſſen des einbalſamirten Herzens für die mannigfaltigen Schönheiten dieſer Erzählung verſchloſſen würden. — Vortrefflich wieder iſt Don Maſſias, in welchem wir die einzige Zeile

Schlug ſo zierlich ſeine Zither

etwas abgeändert wünſchten, indem der Beiſatz zierlich, oder doch die Hinlenkung der Aufmerkſamkeit des Leſers auf den Umſtand, daß die Zither zierlich geſchlagen worden, zu dem Ernſte der hier geſchilderten Situation nicht recht paſſen will. Vielleicht hätte auch der Zug, daß der Graf, um den weit über ihm am Gitter ſeines Thurmes Stehenden mit der Lanze zu erreichen, ſich in den Bügeln heben muß, wegbleiben dürfen, denn dieſes mühſame Ausſtrecken und Zielen mit der Todeswaffe gibt ein etwas unbeholfenes Bild. — Eben ſo hohes Lob, als in allem Uebrigen Don Maſſias, verdient Dante, „welchem ird'ſche Liebe ſich zu himmliſcher verkläret.“ Ueber Sankt Georgs Ritter haben wir uns bereits ausgeſprochen, und halten uns bei ihm nur noch auf, um beiläufig zu bemerken, wie fein und ſinnig unſer Dichter im Benützen und Weiterausbilden eines gefundenen Stoffes war. Die Quelle nämlich, aus welcher er hier geſchöpft, berichtete, wie wir aus ſeinem eignen Munde wiſſen, nur von dem in der erſten Abtheilung erzählten Wunder, d. h. demjenigen, wonach Sankt Georg für Paskal Vivas eintritt; die zweite Abtheilung, wodurch der erſten erſt die Krone aufgeſetzt wird, nämlich die Uebertragung einer Heldenthat von Paskal Vivas auf Sankt Georg, iſt von Uhland hinzu gedichtet.

Nicht minder geſchickt ward von Dieſem, um hier zwiſchen hinein auch in Bezug auf Balladen von anderm Karakter einige Beiſpiele ſeines Verfahrens in jener Beziehung anzuführen, der Stoff zu dem Lerchenkrieg benützt, und wir erlauben uns die betreffende Urkunde hier beizuſetzen. Dieſelbe, die erſt nach dem Erſcheinen des Gedichtes veröffentlicht wurde* und daher noch in der Handſchrift geleſen worden ſein muß, lautet alſo: „Nach altem ob Menſchen Gedächtniß geübtem Gebrauch ſeien die Nördlinger bei 20 in vergangenem Herbſt nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim zu Oettingen habe ſie, da ſie außerhalb der Stadt, einstheils auf dem Nördlingiſchen" (Gebiet) „den Lerchen, der ein freier Vogel ſei, nachgegangen, durch die Seinen unerinnert" (ohne ſie zuvor zu warnen) „mit geſpannter Armbruſt und wehender Hand, auf des heiligen Reichs Straße überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrſchaft Oettingen Wiſſen und Willen nicht mehr zu vogeln; einer ſei auch blutrünſtig geſchlagen worden" u. ſ. w. Man ſieht, der Gedanke, daß um der Lerchen willen, der ein freier Vogel ſei, — (d. h. zunächſt blos durch kein örtliches Jagdrecht anſprechbar, von Uhland jedoch natürlich in weiterm Sinne genommen) — blutiger Menſchenhader entſtanden, hat bei dem Dichter gezündet; die weitere Ausbildung jener Thatſache aber, der tragiſche Ausgang, wie er wohl hätte eintreten können, jedoch nicht wirklich eintrat, iſt poetiſche Beigabe. — So

* Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart. Bd. XIV. S. 217.

ward endlich der Stoff zu der ergreifenden Ballade Traum, in welcher die Freuden in einem Schiff von der Erde wegfahren, höchst wahrscheinlich aus der an verschiedenen Orten haftenden Sage genommen, daß hier einmal die Zwerge (Elbe) insgesammt ausgewandert und, ein Schiff von dem am Ufer stehenden Fergen miethend, weit über's Wasser gezogen seien, weil sie unter den Menschen, gegen welche sie bisher freundlich und vertraulich gewesen, nicht mehr wohnen gewollt*.

Ein Meisterstück in der Darstellung und zugleich voll der lieblichsten Schalkhaftigkeit ist, um wieder zu den nach spanischem Vorbild entworfenen Romanzen zurückzukehren, Ritter Paris. Fast erstaunt man, gegenüber der etwas ätherisch gehaltenen Idee der meisten Uhlandischen Romanzen von höhern Styl, über die süße Fülle des hier quillenden irdischen Lebens. Eben so musterhaft ist Der Räuber, der freilich dem Inhalte nach nur ein Bild, nicht eine Romanze genannt werden kann. Wie eine herrliche Skizze zu einem größern Romanzenkranz nimmt sich Der kastilische Ritter aus. — Höchst anmuthig sind die unter der Ueberschrift Liebesklagen aufgeführten zwei Nummern Der Student und Der Jäger. Ein in ihnen leicht mitlaufender scherzhafter Ton nimmt sich in seiner Naivetät ungemein lieblich aus, wie denn, nach unsrer frühern Bemerkung, offenbar der nicht ausgeführte Entwurf eines heitern Liederspiels zu beiden Stücken die Veranlassung ge-

* Vgl. Grimms deutsche Mythologie 1844. S. 428, Anmerkung. Ebenso Deutsche Sagen von den Br. Grimm. I. S. 227 ff.

geben (vgl. S. 88). Zum erklärten Spaß, zur heitern Parodie wird die ſpaniſche Form in der Romanze vom Recenſenten benutzt. Geringern Werth hat die in der gleichen Form gehaltene, gleichfalls ſcherzhafte Romanze vom kleinen Däumling.

Unter den mehr dem Norden angehörigen oder mindeſtens nicht jene ſüdliche Färbung tragenden Balladen iſt die Vom treuen Walther eine der tiefſt gefühlten. Wo hat ein andrer Dichter die göttliche Unwiederbringlichkeit der einmal verlorenen Liebe ergreifender, man möchte faſt ſagen heiliger, beſungen? Unter den Sterbeklängen behandelt die Nummer 1) „Das Ständchen", einen, ſo rührend er erzählt iſt, doch ſchon etwas verbrauchten Gegenſtand; deſto mehr in Anſpruch nehmen die Nummer 2) „Die Orgel", und vor Allem die Nummer 3) „Die Droſſel". Die Geduld des kranken Kindes, ſeine naiv unſchuldige Sehnſucht nach dem Droſſelgeſang, als dem Einzigen, was ihm Labung zu gewähren vermag, ſein bittendes Hinblicken auf die ſtumme, und ſein verklärtes auf die endlich ſingende Droſſel könnte wohl Manchem Thränen entlocken. Vortrefflich nach Form und Gedanken iſt der ſchon S. 156 erwähnte Roſenkranz. Nur die darin vorkommende Vergleichung:

Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut,

dünkt uns widerlich und unwahr. Als nicht minder vorzüglich wird man die dem Roſenkranz etwas verwandte, noch in ſehr früher Jugend verfaßte Romanze Entſagung anerkennen müſſen.

Eine Perle in ihrer ſchlichten Treuherzigkeit iſt Der letzte Pfalzgraf. Hier quillt der naive Ton recht aus innerſter Seele, während er bei manchen andern Uhlandiſchen Erzeugniſſen mitunter ein wenig zu abſichtlich klingt. Tells Tod behandelt eine ſonſt wenig bekannte Sage*. Da die in der dritten Strophe vorkommenden Worte:

Und eben ſchritt ein Andrer
Zur Brücke, da ſie brach;
Nicht ſtutzt der greiſe Wandrer,
Wirft ſich dem Knaben nach,

den Retter des Kindes noch ungenannt laſſen, ſo möchte man beinahe wünſchen, daß derſelbe auch in der Ueberſchrift nicht namentlich aufgeführt wäre, denn um ſo ſtärker und überraſchender würde dadurch der Schluß der vierten Strophe:

Als kracht' in ſeinem Grunde
Des Rothſtocks Felsgeſtell,
Erſchallt's aus Einem Munde:
Der Tell iſt todt! der Tell!

Freilich hätte dieſe Weglaſſung des Namens auf dem Titel ſofort in der nachfolgenden fünften Strophe noch eine Verſicherung des Dichters nothwendig machen dürfen, daß der Ertrunkene wirklich Tell, der Tödter des Zwingherrn ſei.

* Nach dem ſchon angeführten Aufſatz J. L. Uhland in Unſre Zeit, der von einem dem Dichter nahe geſtandenen Verfaſſer herrührt, wäre dieſes Gedicht aus dem Bedürfniß eines Abſchluſſes der Tellſage entſtanden, und weder auf einer Thatſache, noch einer Sage beruhend. Irren wir jedoch nicht, ſo haben wir von dieſer Sage ſchon vor Erſcheinen des Gedichts geleſen.

Hätten wir etwas an dem ſchönen Ganzen auszuſetzen, ſo wäre es, daß daſſelbe zu ſehr gedacht, zu wenig gedichtet iſt.

Nicht ganz befriedigt uns Der Graf von Greiers; die Strophe

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied ſich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, ſie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt,

mahnt faſt an die berüchtigte Tanzſeuche im vierzehnten Jahrhundert, und gibt jedenfalls, weil ein übertriebenes, kein liebliches Bild; die Darſtellung, daß unter allen Tanzenden nur der Graf von dem Wolkenbruch weggeſchwemmt worden, klingt nicht recht glaublich, und ſelbſt wenn ſie auf einer Thatſache beruhen ſollte*, iſt, wie ein bekannter Ausſpruch ſagt, nicht Alles was wahr, deßhalb auch wahrſcheinlich und ſomit für ein Gedicht, das einen Eindruck von Wirklichkeit machen ſoll, verwendbar. Die Schlußverſe endlich, ſo ſchön ſie ſind, klingen faſt wie eine leiſe Parodie auf die bisweilen gehörte Betheurung dieſes oder jenes Fürſten, wie läſtig ihm der Schimmer der Krone falle und wie gern er mit dem Schäfer auf der grünen Aue tauſchen möchte, — eine Laſt, von welcher er ſich jeden Augenblick befreien könnte, wär' es ihm mit der Klage recht Ernſt! — Unſre

* Erinnert ſich der Herausgeber recht, ſo hat ihm Uhland geſagt, die Wegreißung des Grafen durch ein Hochwaſſer ſei Thatſache, der Tanz aber hinzugedichtet. Doch könnte hier ein Gedächtnißfehler vorwalten.

Anſicht über Des Sängers Fluch haben wir bereits ausgeſprochen. Finden wir jedoch die Idee des Ganzen, die uns an ſich zurückſtoßen würde, durch den erſt jetzt bekannt gewordenen allegoriſchen Sinn deſſelben gerechtfertigt, ſo können wir uns gleichwohl noch immer mit manchen Einzelheiten nicht verſöhnen. Das Bild z. B.

Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß,

hat etwas Unſchönes, faſt Grauſiges, nicht zu gedenken, daß man ſich das Verfahren des Alten bei dem aufrecht Feſtbinden eines Leichnams genügend kaum zu denken vermag, und ſomit, ſelbſt wenn hier immer noch allegoriſche Deutung feſtzuhalten und der eigentliche Sinn wäre, das Bild der Freiheit ſei, gerade durch die Unthat des Tyrannen, in den Herzen der Menge nur um ſo mehr aufrecht geworden, die Kraft der Allegorie etwas verloren ginge, denn dieſe darf nicht gegen die Wahrheit des unterliegenden ſinnlichen Bildes anſtoßen*.

In der ſchauerlichen Ballade Das Nothhemd ſcheint uns der Verfaſſer, nach zwei denkbaren Richtungen zu, etwas

* Bemerkenswerth iſt, daß Uhland ſpäter, als die Rede frei gegeben war, nicht Ein Gedicht weder über den noch regierenden, noch über den geſtürzten Napoleon, nicht einmal eines, das blos für einen Freundeskreis beſtimmt geweſen wäre, verfaßt zu haben ſcheint; wenigſtens iſt uns kein ſolches zu Geſicht gekommen. Juſtinus Kerner war auch hier das entzündbarere Gemüth. Von mehrern uns mitgetheilten nicht veröffentlichten Gedichten deſſelben gegen Napoleon, iſt ein Epigramm, das, wie es ſcheint, erſt nach dem Sturz deſſelben, zur Zeit entſtand, wo die Deutſchen von einer Nationaltracht träumten,

unter der Intention geblieben zu ſein. Will er, was wohl das Wahrſcheinlichſte iſt, ſagen, es habe blos eine, etwa bis zu einem Kuß gegangene, Liebe zwiſchen des Herzogs Tochter und dem ihn erſchlagenden Jüngling ſtattgefunden, ſo könnte das Ganze bedeutend zärter, ſinniger, und doch zugleich erſchütternder dargeſtellt ſein, indem die liebende Jungfrau gar keine Ahnung davon hätte, daß ihre Neigung ſchon an ſich den Zauber des Nothhemdes vernichten könne, der Jüngling aber umgekehrt im Vertrauen, daß die Liebe an ſich ſchon „die Höllenkunſt“ zu „Dunſt“ machen werde, den Herzog angriffe und ſo mit dieſem zugleich in eigner Perſon das Opfer des Kampfes würde. Will aber geſagt werden, der Tochter Hand ſei in einem Sinn, der über dieſes zarte Verhältniß hinausgriffe, „nicht mehr jungfräulich“, die dunkeln Mächte ſeien alſo gleich vornherein inſofern mit im Spiel geweſen, als das Mädchen in dieſem Fall einen, wenigſtens halb bewußten, Verrath am Vater beginge, dem zur Buße dann auch der Geliebte fallen würde, ſo ſollte auch hier, bei dem Zuſammentreffen zwiſchen Kind, Vater und Geliebten,

---

und das altdeutſche Kleid in der That eine Zeitlang bei den Frauen Mode wurde, werth der Vergeſſenheit entriſſen zu werden:

Mit den Männern um die Wette
Haſſeſt du den Korſen, Weib!
Haſſe denn auch die Korſette
Und befreie deinen Leib —

Jeder Druck iſt Zwang und Kette,
Jeder fremde Brauch iſt Schmach:
Drum ſo ſchleudre die Korſette,
Deutſches Weib, dem Korſen nach!

das Tragiſche eines ſolchen Verhältniſſes ſtärker hervorgehoben ſein. In beiden Fällen dünkt uns der von der Tochter gebrauchte Ausdruck:

Sie findt die todeswunden Zwei,
Da hebt ſie wildes Klaggeſchrei

nicht ſeelenhaft genug.

Ungemein rührend iſt der Stoff zu der Mähderin, einem Gedicht, das richtiger Erzählung, als Romanze oder Ballade genannt werden muß, da der Inhalt, über die eigentliche Begebenheit hinausſchreitend, nachträglich noch berichtet, daß die Unglückliche ſpäter Jahre lang nur noch hie und da einen Tropfen Honig als Speiſe zu ſich genommen habe. Der dem Mähen nachahmende Ton des gewählten Rhythmus iſt vortrefflich:

„Stets hört man die Senſe, die kräftig geſchwungene, ſauſen.“

Aeußerſt lieblich gehalten erſcheint die artige Spielerei Die Elfen, in deren Gebiet auch das minder bedeutende, etwas an Matthiſſon'ſche Scenerie erinnernde Gedicht Das verſunkene Kloſter gehört. Selten dagegen wendet ſich Uhlands Talent dem eigentlich Magiſchen und Mährchenhaften zu. Obwohl unter ſeinen Balladen mehrere in der Elfen- oder Geſpenſterwelt ſpielen, finden wir doch das eigenthümliche Geſchick, mährchen- oder geiſterhaft auf die Einbildungskraft zu wirken, faſt nur in dem einzigen Harald, namentlich in den drei Schlußſtrophen:

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;

Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Der ſchwarze Ritter kann als Beleg erregten Geiſterſchauders nicht wohl angeführt werden, da er nur als Allegorie gehalten iſt, die wohl erſchütternd wirkt, aber als ſolche kein eigentliches Geſpenſtergrauſen zu erregen vermag. Junker Rechberger ſoll nach des Verfaſſers Abſicht mehr einen ſcherzhaften Eindruck machen, bei welchem das Geſpenſtiſche nur leicht nebenher läuft.

Keine die Einbildungskraft magiſch berührende Wirkung macht, wenigſtens auf unſre Perſon, das Glück von Edenhall, ſo ſehr auch die Unerſchöpflichkeit des Reims in der gewählten Form bewundert werden mag. Der tiefſinnige, mährchenhafte Gegenſtand wird hier, nach unſrer Empfindung, mit etwas zu materieller Hand angefaßt, und das Gedicht ſcheint uns zu den wenigen zu gehören, in welchem der Dichter unter ſeinem Stoffe geblieben iſt. Weit eher entſpräche die vortreffliche Ballade Das Schloß am Meer ihrer Form nach dem von uns vermißten Tone, da es ſich in derſelben aber um einen Eindruck auf das Gefühl, nicht

auf die Einbildungskraft handelt, iſt es hieher nicht zu rechnen. — Höchſt dichteriſch, jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, keineswegs mit der Abſicht einen Geſpenſterſchauder zu erregen, ſind die Geiſterlaute berührt in dem herrlichen, ſchon auf den Lippen des Leſers faſt zum Geſang werdenden Gedichte Die Vätergruft.

Durch ihren naiv heitern Ton anziehend, — wenn auch vielleicht allzuſehr an einem noch nicht manngewordenen Zuhörerkreis ſich wendend, — ſind die beiden in die Sage von Karl dem Großen gehörigen Stücke Roland Schildträger und König Karls Meerfahrt, beſonders das letztere, in welchem der nicht ſprechende König zu den ſprechenden Paladinen einen ſinnigen Gegenſatz bildet. Gegen das dritte, dieſem Kreis beizuzählende Stück, Klein Roland, das voll rührend kindlicher Züge iſt, ließe ſich einwenden, der darin erſtrebte alterthümliche Klang trete etwas zu abſichtlich vor. Der Ausgang iſt übrigens vortrefflich.

Ver sacrum, einer der ſehr wenigen antiken Stoffe, welche Uhland behandelt hat, iſt ernſt, markigt, ſtreng, — ein gelungenes Abbild des Volkes, dem er entnommen, in deſſen beſſern Zeiten; nach unſrer Empfindung herrſcht aber hier das Element der geſchichtlichen Erzählung über dasjenige der Poeſie doch zu ſehr vor; erſteres wird durch letzteres nicht genug verklärt, nicht genug aus dem Körper in Seele verwandelt. Wir möchten das Ganze mehr einen ſchönen Gegenſtand, als ein ſchönes Gedicht nennen. — Neben ihm ſpielt nur noch die ſinnige Erzählung, Die Bildſäule des Bacchus, in der antiken Welt. Obwohl ſie blos

Allegorie, ſcheint ſie uns doch mehr in Poeſie getaucht, als Ver sacrum.

Die neueſte Zeit ward von Uhland noch ſeltener zum Feld der Ballade gewählt, als die antike, nämlich nur in dem Gedichte Die Bidaſſoabrücke. Aber hier kann er allen Dichtern, welche Gegenſtände aus unſern Tagen zum Vorwurf nehmen, Muſter werden. Welche Fülle der Poeſie bei Einhaltung der vollendetſten Wirklichkeit! Nur gegen die zweite, an ſich ungemein ſchöne Strophe:

Auf der Bidaſſoabrücke
Spielt ein zauberhaft Geſicht,
Wo der Eine Schatten ſiehet,
Sieht der Andre goldnes Licht u. ſ. w.

könnte wohl nicht ganz mit Unrecht behauptet werden, ſie führe den Hauch zarter Phantaſie in einen Stoff von ſo entſchiedener Realität etwas zu bedeutſam ein.

Als Gipfelpunkte von Uhlands Talent betrachten wir die Romanzen Der Waller und Bertran de Born. Der Diktion nach dürfte erſtere das Vollendetſte ſein, was ſeit dem Jahr 1830 im ganzen Umfang der deutſchen Sprache erſchienen iſt. Wo das Herz, wo das Ohr, die nicht entzückt würden bei Worten, wie:

Rührt ſich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöſtern
Werden alle Glocken wach,
Und es ſchweigt die Meereswoge,
Die noch kaum ſich tobend brach,

Und der Schiffer kniet am Ufer,
Bis er leis sein Ave sprach;

oder:

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Hundert und hundertmal kann man das Gedicht lesen, und immer wird man neu hingerissen, neu berauscht von diesen Bildern, diesem Wohllaut werden; ja der einzige Fehler liegt nur eben darin, daß es wirklich mit Schönheit berauscht, d. h. daß es etwas zu viel Reiz auf die bloße Form verwendet, und so die Aufmerksamkeit allzu stark auf sie lenkt! Wäre Dies nicht der Fall, und in der Schlußstrophe eine ganz leise Abänderung getroffen, so würden wir den Waller dem Bertran de Born noch vorziehen, dem wir, wie die Sache jetzt steht, den Preis zuerkennen zu müssen glauben. In den Schlußworten des erstern

Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht,
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht

ist nämlich der Gedanke, daß der Büßende vor den Thoren der Heiligen gestorben sei und so das Ende seiner Schmer-

zen gefunden habe, nach unſrer Empfindung mit keiner ſolchen Deutlichkeit ausgedrückt, daß man beim erſtmaligen Leſen nicht glauben könnte, der Dichter habe blos ſagen wollen, die Seele des noch lebenden Mörders ſei vom bisherigen Sündengefühl durch Gnade der Jungfrau befreit worden, und mithin der Ausdruck

Schwebet in dem Meer von Licht,

blos bildlich zu nehmen. Hiedurch würde aber die Spitze des Ganzen natürlich bedeutend geſchwächt.

In Bertran de Born wetteifert mit der Meiſterhaftigkeit der Form — (die gleichwohl nirgends, wie im Waller, als ſolche zu bedeutend hervortritt) — die Vortrefflichkeit des Gedankens. Wenn unter einem noch kindlichen Volk die Sage, daß der erſte Dichter Thiere, Pflanzen, Steine durch ſeine Gewalt bewegt habe, höchſt poetiſch und tief erſcheint, ſo bedarf es zur Feier der Dichterkraft bei uns, denen ein ſolches Wort zur leeren Allegorie würde, eines Beiſpiels ihrer wunderähnlichen Einwirkung auf ſittliche Mächte. Je überraſchender, je wunderähnlicher dieſe Wirkung mit ganz natürlichen Mitteln herbeigeführt wird, deſto tiefer iſt der Darſtellende in das Herz der Welt eingedrungen, deſto mehr hat er mit manngewordenem Geiſt wieder jenen Standpunkt aufgefunden, wo die Natur des Wunders fähig iſt, wie Dies jene kindlichen Völker auf eine der Kindheit angemeſſene Weiſe gefühlt und ausgeſprochen hatten. — Höhnend fordert der König den gefangenen Dichter, der, als Sänger und Ritter mit doppelter Kraft begabt, ſich gerühmt hatte, daß er nie mehr als die Hälfte

ſeines Geiſtes bedürfe, auf, ſeinen ganzen Geiſt herbeizurufen, damit er ihm die Feſſeln breche. Mit edelm Stolz erinnert der Gefeſſelte daran, wie mächtig bisher dieſer Geiſt geweſen, wie ſchon deſſen Hälfte hingereicht, ganze Provinzen zu entflammen und ſelbſt die eignen Kinder ſeines nunmehrigen Beſiegers gegen den Zorn ihres Vaters zu ſtählen. Jetzt jedoch, da ſein Freund, des Königs Sohn, um ſeinetwillen im Fluch des Vaters geſtorben, ſei ſeine ganze Kraft gebrochen, und nur zu einer Klage hab' er ſich noch aufraffen können. — Aber gegen das augenblickliche Gefühl des Gefangenen hat in eben dieſen Worten der Geiſt noch ſo mächtig aus ihm geſprochen, daß der König, von dieſem kurzen „Hauch" umgewandelt, und ſo wenig als ſeine Kinder dem Dichter zu widerſtehen vermögend, ihn frei gibt, und Letzterer ſomit durch wenige Worte und zur eignen Ueberraſchung die Aufgabe gelöst hat, wozu der höhnende Sieger noch drei Minuten vorher die ganze Kraft von deſſen Geiſt nicht hinreichend glaubte. — Und welcher Zauber der Sprache, in der uns dies Alles geſagt wird! Tönt ſie nicht bald wie liebeflehende Guitarren, bald wie herzbewehrende Schlachttrompeten an's Ohr?

„Deine Tochter ſaß im Saale,
Feſtlich, eines Herzogs Braut,
Und da ſang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einſt ihr Stolz geweſen,
Ihres Dichters Sehnſuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeſchmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

„Aus des Oelbaums Schlummerſchatten
Fuhr dein beſter Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgeſängen
Ich beſtürmen ließ ſein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor."

Schiller hatte geſagt: „Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen, ſie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen;" hier wird die Herrſchermacht der Poeſie im Triumph noch über die Macht der Throne erhoben.

Unter den Sinngedichten zeichnet ſich vor allen das vortreffliche Auf den Tod eines Landgeiſtlichen* aus, eines der ſchönſten Gebilde dieſer Art in deutſcher Sprache, welches an Einfachheit der Antike gleichkommt, und doch völlig modern gehalten iſt.

In nicht minderm Grade der rührend einfache Nachruf an die verſtorbene Mutter; ferner Greiſenworte und Auf die Reiſe. Letzteres Gedicht, an eine ſich nach Amerika verheirathende junge Freundin (Tochter Karl Mayers) gerichtet, iſt erſt im Jahr 1854 entſtanden, gehört alſo zu den ſo ſeltenen Erzeugniſſen des Dichters aus ſeiner ſpätern Zeit. So wie er das Wort Sinngedicht auffaßt, fände wohl auch ſein letztes poetiſche Produkt, das im Jahr 1861

* Wahrſcheinlich iſt unter demſelben die gleiche Perſon gemeint, die in der Ueberfahrt als ein verſtorbener, „vatergleicher Freund" bezeichnet wird, und wie wir weiter vorne bemerkt haben, ein dem Dichter verwandter Landgeiſtlicher war.

durch den frühzeitigen Tod eines Kindes veranlaßt wurde, hier eine Stelle:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland:
Woher? wohin? — Wir wissen nur
Von Gottes Hand in Gottes Hand.

Geistreich ist Apollo, der Alpenschmetterling, zum Symbol der Sinngedichte gewählt: in seiner zartesten, leichtesten und doch so lichtvollen Gestalt soll der Gott der Dichtung in dieser Art der Poesie dahin schweben, soll die „nächtliche Kluft" des Daseins, d. h. den Tod, das Grab u. s. w., zwar mit in dies Gebiet hereinziehen, aber nur leicht andeutend, und „spielend im Glanz".

Bewundernswerth der Form nach und köstlich durch die in ihnen fließende komische Ader sind die Glossen. Schade daß bei der Virtuosität, womit Uhland sich dieser schwierigen Art der Darstellung bemeistert, er sie nicht auch — den der Form nach allzukünstlichen Sängerkrieg abgerechnet — zu ernsten Vorwürfen benutzt hat. Ueberhaupt gehört anmuthvolle Ueberwindung von Formschwierigkeiten zu seinen Hauptvorzügen, wie z. B. schon das der ersten Ausgabe der Gedichte vorgesetzte Vorwort zeigt, wo bei Besiegung der absichtlich gehäuften Difficultäten eine leichte Beimischung von Scherz mitläuft. — Viel weniger Eigenthümlichkeit finden wir in den Sonetten. So musterhaft auch mitunter deren Form und so dichterisch bisweilen deren Inhalt, vermögen wir doch, mit Ausnahme des schon weiter vorn besprochenen An die Bundschmecker, keines aufzufinden, welches nicht jeder begabte Dichter gerade eben

ſo gut als Uhland zu fertigen im Stand geweſen wäre, wie denn Letzterer in dem Schlußſonett ſelbſt ſcherzhaft andeutet, daß ihn zu dieſer Form häufig nur eben der — Formtrieb hingezogen. Gleichſam zum unwillkürlichen Vorzeichen beginnen die Sonette mit dem Vermächtniß, in welchem er, an ſich ſinnig genug, an die in der Romanze vom Kaſtellan von Couci erzählte Geſchichte erinnernd, ſagt:

Empfange du das treuſte aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefäſſe.

Ja, ein ſolch goldenes, die beſondere Hand ſeines Fertigers nicht mehr andeutende Gefäß für das Herz, aber nicht das rechte Behikel für das lebendige, ſchlagende, wird dieſe italieniſche Form in deutſcher Sprache wenn nicht immer, mindeſtens in der Regel, auch beim gefühlvollſten Dichter bleiben!

Unter den Oktaven haben wir Ein Abend, Rückleben, Geſang und Krieg bereits beſprochen. Bei dem in edelſtem Geiſt gehaltenen Gedichte Katharina ließe ſich ſtreiten, ob das Ganze als ſolches durch die an ſich ſehr ſchöne letzte Strophe, welche das perſönliche Bild der Verſtorbenen mit hereinzieht, gewinne oder verliere.

Weit eigenthümlicher als in den Sonetten zeigt ſich Uhland in Behandlung der Oktave zumal da, wo er ſich ihrer als Mittels heiterer epiſcher Darſtellung bedient, nämlich in dem Bruchſtück Fortunat und ſeine Söhne. Die Sicherheit, Leichtigkeit, Anmuth, womit er ſich zu genanntem Zwecke in jener Form bewegt, dürfte höchſtens etwa von Paul Heyſe noch überboten worden ſein. Dabei

ist die ganze Dichtung voll frischer Bildnerkraft und lachenden Scherzes. Gleichwohl scheint diese der Ausdehnung nach größte, der Form nach musterhafte Schöpfung Uhlands im Durchschnitt die bei der Menge am wenigsten beliebte zu sein. Vielleicht aus dem gleichen Grunde, aus welchem ihr Schöpfer das mit sichtbarer Liebe begonnene Werk später unvollendet liegen ließ. Trotz aller Meisterschaft in der äußern Gestaltung, trotz allem Witz, (z. B. in Bezug auf die zur Entstehungszeit des Gedichtes so stark geübte Schicksalsreiterei der Bühnendichter, welche der jetzigen Lesewelt freilich ferner liegt,) trotz allem Geist, aller Gewandheit der Einbildungskraft, die sich in diesem Versuch bekunden, ist nämlich der Verfasser hier doch nicht in seinem eigentlichen Elemente, so wenig es die meisten andern deutschen Dichter an seiner Stelle gewesen sein würden. Es fehlt ihnen dazu der Humor, durch welchen die in jener Geschichte mitlaufende Gemüthsfrivolität allein genießbar gemacht werden kann, und so erregt es denn dem Leser wirklich ein unangenehmes Gefühl, wenn er z. B. im zweiten Buch den an Ritter Edmund begangenen Mord und die Hinrichtung des unschuldig als Mörder angesehenen Kaufmanns von dem aus so tief sittlicher Grundlage der Natur heraus dichtenden Uhland mit erkünsteltem Leichtmuth vortragen hört.

Sollen wir hier noch ein Endurtheil über den Lyriker Uhland aussprechen, so möchten wir, übereinstimmend mit unsrer Ansicht von der noch nicht gehörig erfolgten Würdigung desselben, sagen, daß er, welcher bei der Mehrheit der Nation hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Volksdichter beliebt ist, uns im Allgemeinen als Kunstdichter

höher zu ſtehen ſcheint. Unſere Einwendungen gegen diejenigen ſeiner Poeſien, die ſich ausdrücklich dem Volkston nähern, haben wir bereits vorgelegt, dabei bemerkend, es gebe auch eine Dichtungsart, welche zur Volkspoeſie nicht durch abſichtlichen Anſchluß an jenen Ton, ſondern abſichtlos dadurch werde, daß der Verfaſſer ſich an keine beſondere Klaſſe von Menſchen, ſondern nur an das rein Menſchliche wende, wie in Uhlands Schifflein, in dem größern Theil der Wanderlieder, dem Waldlied, Graf Eberhards Weißdorn u. ſ. w. Solcher Dichtungen, deren bezeichnendes Merkmal die Verbindung der größten Einfachheit und Natürlichkeit mit der tiefſten Poeſie wäre, — Dichtungen, die wir, wo ſie vollkommen gelungen ſind, wie z. B. in vielen Erzeugniſſen Göthes, eigentlich für das Höchſte in der Lyrik anſehen und weit über jede Kunſtpoeſie ſtellen, — hat nun zwar Uhland, wie die angeführten Beiſpiele zeigen, ebenfalls einige treffliche geliefert, aber theils ſind es der Zahl nach doch nicht eben viele, theils werden ſie, bei allem Werth, doch durch andere überboten. Nicht nur iſt z. B. in Göthes hieher gehörigen Schöpfungen, wie Jägers Abendlied, An den Mond, Schäfers Klagelied, An Mignon, Nähe des Geliebten ꝛc. noch weit mehr Poeſie, als in den entſprechenden Dichtungen Uhlands, ſondern letztere werden von manchen der eigenen Erzeugniſſe deſſelben, in welchen der Adel der Sprache, der Schmuck der Bilder mehr hervortritt, die ſomit mehr der Kunſtpoeſie angehören und mehr nur auf ein gebildetes Publikum berechnet ſind, an poetiſchem Gehalt bedeutend übertroffen. In gar manchen von dieſen darf ſich Uhland Göthe'n keck an

die Seite ſtellen; ja, ſo ſchön wie z. B. Der Waller hat Letzterer — immer zugegeben, daß in dieſem Gedicht etwas zu viel Reiz auf die bloße Form verwandt ſei — kaum etwas gedichtet, und nicht wenige von dieſen Dichtungen erfüllen Göthe's Forderung vollkommen: es iſt etwas das Menſchengeſchick Bezwingendes in ihnen, während wir gerade in den bei der Menge beliebtern Uhlandiſchen Erzeugniſſen bald den Eindruck des blos Jugendlichen allzuoft wiederkehrend, bald etwas faſt zu weiblich Weiches finden.

Den eigentlichen Heroen der Poeſie kann übrigens Uhland auch wohl als Kunſtdichter nicht beigezählt werden, wenn der Erzeugniſſe, durch welche an ſich er auf dieſen Namen ein allerdings gegründetes Anrecht hätte, iſt eine zu geringe Zahl. Er hat ganz Vortreffliches, ja Einziges gegeben, aber deſſen doch nur Weniges. Beſonders fehlte ihm zu jenem Heroenthum die eigentlich weltliefe Grundlage des darſtellenden Vermögens, durch welche ſich die dichteriſche Gewalt über das Gemüth mächtiger kundgegeben haben und eine gewiſſe, ſich leiſe fühlbar machende Eintönigkeit vermieden worden ſein würde, — eine Grundlage, wie er ſie in jenem S. 239 angeführten Ausſpruch über die wahrhaft großen Dichter eigenen Mundes, obwohl in etwas eigenthümlicher Auffaſſung — geſetzt ſeine uns mitgetheilten Worte ſeien dort ganz richtig oder vielmehr ganz vollſtändig gegeben — anerkennt. Nicht dadurch, daß jene Dichter, wie er ſagt, „andre, eigentlich der Poeſie fremde Gebiete, wie Philoſophie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaft in ihren Geſichtskreis ziehen, wecken ſie das Intereſſe“, ſondern dadurch, daß ſie, was ihnen Philoſophie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaft beut,

in Poeſie umzuwandeln vermögen, mit andern Worten dadurch, daß ihr dichteriſches Organ ein Weltorgan iſt, — werden ſie zu großen Poeten, die im Beſitz jenes Weltorgans, wenn ſie wollen, auf nähere Kenntniß der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft verzichten dürfen, und nur der Geſchichte, als Spiegels des Menſchengemüthes (nicht als etwas, was der Poeſie eigentlich ein fremdes Gebiet wäre,) nicht entbehren können. Dieſe Ausdehnung fehlte Uhlands dichteriſchem Vermögen, aber ſie ging, wenigſtens nach gewiſſen Seiten zu, keineswegs ſeiner Seele ab, welche inſtinktmäßig rang, auch dorthin die Dichterflügel auszuſpannen. Wie Göthe manche Gedichte Byrons verhaltene Parlamentsreden genannt hat, könnten umgekehrt manche Reden Uhlands im deutſchen Parlament Dichtungskeime genannt werden, welche eine ihnen völlig gewachſene Dichterkraft in dem Redner ſuchen. Die männliche Potenz, die zu großen Schöpfungen nothwendig iſt, lag mehr in ſeinem Gemüth, als in ſeiner poetiſchen Fähigkeit.

Dies führt uns zu Uhlands Bühnenſtücken. Gebt einer ſittlichen Kraft, wie ſie ſich z. B. in der Kaiſerrede oder in der Rede über das Verhältniß Oeſterreichs zum übrigen Deutſchland ausſpricht, die gehörige dramatiſche Gewandheit; und ſie wird die ungeheuerſte Wirkung auf den Brettern hervorrufen; — aber dieſe Befähigung fehlte unſerm Dichter. Der Dramatiker iſt vielleicht unter allen Stimmführern der Poeſie der größte Künſtler, aber an Reinheit der dichteriſchen Form ſteht er dem Epiker wie dem Lyriker nach. Er muß — und der Tragiker insbeſondere — auf einen weit maſſehaftern, realiſtiſchern Eindruck hinarbeiten, muß

von Handlung zu Handlung vorwärts drängen, und darf ſogar mancher Kunſtgriffe, die den Zuſchauer oder Leſer bewältigen und hinreißen, (verſteht ſich immerhin auf edle Weiſe, nicht durch Bühnencoups!) ſich nicht entheben. Verſchmäht er ein ſolch Verfahren, ſo kann ſein Werk der Idee nach vielleicht um ſo reiner und edler werden, als Drama aber muß es nothwendig verlieren. Darum haben Göthe's ſo rein gedachte Stücke, Iphigenie und Taſſo, ſo geringes dramatiſche Intereſſe, und darum bringen Uhlands Schauſpiele die ihnen unterliegende Intention, ſo ſehr der Gegenſtand an ſich das Gemüth anſpricht, nur zu ſchwacher dramatiſchen Wirkung. Im Gange derſelben, ja ſchon in ihrer Sprache, beſonders in der im Herzog Ernſt eingehaltenen, fehlt „jener entſchiedene Rhythmus, der den Pulsſchlag beſchleunigt und das ſinnliche Leben in raſchern Schwung bringt", wie A. W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen das Haupterforderniß des Bühnendichters ſo richtig bezeichnet. Jene die Handlung beherrſchende und beſchleunigende Schwungkraft, die für das Drama als ſolches wirklich noch weſentlicher wird, als die lebendige Geſtaltung der handelnden Perſonen, — (denn Virtuoſität in der Karakteriſtik an ſich unterſchiede den Dramatiker noch nicht von dem Epiker und Romandichter,) — jene Schwungkraft iſt Sache des unmittelbaren dramatiſchen Inſtinktes, — aber dieſen haben, frei geſagt, weder Göthe noch Uhland beſeſſen. Eine Spur deſſelben, und zwar eine nichts weniger als unbedeutende, ſchien ſich zwar in dem von uns mitgetheilten Bruchſtück zu Alfer und Auruna anzudeuten; allein ſie beſchränkte ſich denn doch nur auf den glücklichen Griff, womit der Verfaſſer gleich

vorne lebendig in den geheimnißvollen Grund des Stückes hinablangt; ob die weitere Entwickelung ſchlagender, draſtiſcher geweſen ſein würde, als bei Uhlands ſonſtigen Schauſpielen, mußte bei der Kürze des beſagten Bruchſtückes unentſchieden bleiben, und da bei dieſen andern Dramen jener Inſtinkt ſich nirgends, weit eher das Gegentheil deſſelben zeigt, ſo erübrigt faſt kein anderer Schluß, als daß der erwähnte glückliche Griff nicht Ergebniß dramatiſchen Taktes geweſen Ganz gewiß wiſſen wir ja überdies nicht einmal, ob das Stück mit der aufbehaltenen Scene auch wirklich habe beginnen ſollen.

Fangen wir unſere Betrachtung zuerſt mit Herzog Ernſt von Schwaben an, ſo haben wir ein Schauſpiel vor uns, das wenig eigentlich pathetiſche Stellen enthält, welches aber gerade durch das höchſt einfach Ausgeſprochene, bisweilen faſt nur Angedeutete, das Gemüth im Innerſten, wenn auch meiſtens nicht auf dramatiſchem Wege, trifft; dabei eine Dichtung, welche nichts weniger als Dem entſpricht, was man von einem Anhänger der romantiſchen Schule erwarten ſollte, vielmehr mit faſt antiker Strenge und Männlichkeit gedacht und mit den gleichen Faktoren bis in's Einzelnſte ausgeformt iſt, ſo daß ſie wenigſtens hierin vor hundert andern deutſchen Bühnenſtücken den Kranz verdient.

Nebenher iſt die Zuſammendrängung des Inhalts zu einer Einheit und einem Ganzen wohl gelungen. Auch die Perſonen ſind, wenn freilich nicht mit Shakeſpeariſcher Lebendigkeit, doch der Mehrzahl nach tief und wahr angelegt, — (mit Ausnahme einiger im dritten Aufzug hervortretenden

Partien in Gisela's Benehmen;) — und viel weniger in den Karakteren, als in dem eingehaltenen Gang der Handlung, besonders in der verhältnißmäßigen Dürftigkeit derselben im vierten und fünften Akte, liegt das Hinderniß an bedeutender dramatischer Wirksamkeit. Weit am meisten den dramatischen Forderungen entspricht der erste Aufzug. Die Aussprechung der Reichsacht durch den Kaiser ist wahrhaft erschütternd und stellenweise des höchsten Tragikers würdig, nimmt sich auch auf der Bühne sehr gut aus. Freilich bleibt dabei dem stummen Spiel der Gisela, welche sich zuvor eidlich verpflichtet hat, falls solcher Schritt gegen den Sohn nöthig werden sollte, nicht für ihn zu bitten, eine sehr schwere Aufgabe anheimgegeben. Eben so mächtig wirken, und hier gerade wegen ihrer einfachen Kürze, die Worte mit welchen Ernst abgeht. Auch der Anfang des zweiten Aufzuges ist mitunter wahrhaft dramatisch, wie z. B. der Ausruf Odo's:

Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelst du?

Worauf dann die erschütternde Antwort Ernsts erfolgt:

Das Erbe von Burgund!

Gleiche Anerkennung verdient die ganze nachfolgende Scene mit Odo. Dagegen ist, nach dessen Abgang, das Gespräch mit Hugo zwar schön und mitunter höchst rührend, räumt aber dem erzählenden Element zu starken Hervortritt für ein Drama ein. Namentlich hält der an sich treffliche und etwa als Bestandtheil für einen Romanzenkranz sehr passende Bericht Hugo's über den Eintritt seiner

Tochter in das Kloſter, den Gang des Stückes zu ſehr auf einem außerhalb liegenden Punkte feſt. Das ſofortige Zuſammentreffen Werners mit Ernſt iſt, zum Theil wieder gerade durch die Einfachheit und Kürze der anfangs gebrauchten Worte, wahrhaft ergreifend, nachher aber miſcht Werner in die Erzählung von der Kaiſerwahl das epiſche Element in einer Gedehnheit ein, die ſelbſt den minder entwickelten Sinn für dramatiſche Entfaltung verletzt, ſo ſchön und lebendig an ſich auch dieſe genau an gleichzeitige Berichte ſich haltende, und ſo inſofern, wie es ſcheint, durch den vorliegenden geſchichtlichen Stoff etwas zur Länge verführte Schilderung iſt.* Dazu kommt, daß die Gründe, welche Wernern jetzt gegen den damals ſo begeiſtert gewählten Kaiſer aufſtacheln, und ihn bewegen, ſich an Ernſt um ſo feuriger anzuſchließen, weil es den Oberherrn der deutſchen Nation verlangt

Nach Unbeſchränktheit, nach Alleinherrſchaft
Und nach der Erblichkeit in ſeinem Stamm,

kaum edel zu nennen ſind, oder wenn deren ſittlicher Werth mit Rückſicht auf die eigenthümliche, in Werner vorwaltende

* So ſind z. B. die Worte:

Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erſchien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und ſeine Schulter ragt' ob allem Volk,

dem Bericht Wippo's, des kaiſerlichen Hofkapellans, nachgebildet, welcher erzählt: Der König, bewegt, that wie Fürſten und Volk verlangten und verzieh öffentlich Allen, die ſich gegen ihn vergangen hatten. In dieſem Augenblicke erſchien dem erfreuten Volke ſeine Geſtalt höher und herrlicher denn zuvor. S. Pfiſters Geſchichte der Deutſchen. II. S. 146.

Anſchauung der Freiheit noch zu rechtfertigen iſt, wenigſtens keinesfalls patriotiſch erſcheinen, ſo daß er in ſolcher Beziehung die Theilnahme, mindeſtens des denkendern Leſers oder Zuhörers, nur unvollkommen erregt. Dieſer ſelbſtſüchtige Drang der deutſchen Fürſten und Edeln, der Erblichkeit und Macht der Kaiſerwürde entgegen zu treten, hat Deutſchlands Kraft gefällt und es ſeinen Feinden hingeworfen; und war auch Werner für ſeine Perſon nicht nur nach des Dichters Auffaſſung, ſondern nach Schilderung der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, eine wirklich hoheitvolle Natur*: — was wollte die Mehrzahl Derer, die von jeher gleiches Streben wie er hatten, im Grunde anders, als jenen an anderm Ort von Uhland ſelbſt mit ſo vielem Recht gerügten Zuſtand, welcher von allem Zwange die Edeln ledig ſpricht:

Dann fahre wohl, Landfriede! dann Lehndienſt gute Nacht!
Dann iſt's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.**

Damit ſoll jedoch nicht verkannt ſein, daß die Art, wie ſich in folgenden Worten dieſes Mannes der Haß gegen den Kaiſer mit der Liebe und dem Mitleid für den unglücklichen Freund verbindet, vortrefflich angelegt iſt:

Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich geſaugt,
Du aber haſt nach Frieden dich geſehnt,
Und mußt nun ſo unendlich friedlos ſein,

* Die im Stück erzählte Feſtigkeit, womit, zuletzt er ganz allein, dem nach Giebichenſtein abgeführten Ernſt treu blieb, und deßhalb in ſeiner eigenen Burg drei Monate lang vom Kaiſer belagert wurde, iſt geſchichtliche Thatſache.

** Eberhard der Rauſchebart. Zweite Ballade.

Und haſt für all' die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich ſchadenfroh und ſtolz
Auf dich hinblicke, wie du nun ſo ganz
Verlaſſen da ſtehſt und ſo ganz entblößt,
Und wie nun ich dein einz'ger Lehensmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.

Im dritten Aufzug läßt ſich der Dichter abermals durch den Reiz des geſchichtlich dargebotenen Stoffes verführen, die Sagen, welche ſich über Ernſts Wanderungen im Morgenland gebildet, hier anzubringen. Aber die Aufzählung dieſer Sagen vor Ernſts Mutter durch den Mund des Grafen Mangold, der, wie ſie im Augenblick erſt erfahren hat, ihres Sohnes Aufſtand niederſchlagen ſoll, und vollends gar der Wunſch der Mutter, noch Weiteres von dieſen Sagen aus ſolchem Mund in ſolchem Zeitpunkt zu vernehmen, iſt, ſo ſchön auch die Zwiſchenbemerkungen ſind, zu welchen die Erzählung für Giſela Anlaß gibt, in ſehr unpaſſendem Moment angebracht. Nur nothdürftig läßt ſich dieſe Epiſode etwa aus dem Geſichtspunkt rechtfertigen, als wolle die Kaiſerin durch Hinhorchen auf jene Geſchichten die innere Bewegung vor ihrem Gemahl verbergen; denn die Anweſenheit des Kaiſers in dieſem Augenblick iſt nicht nothwendig. Jedenfalls ſollte die rührende Scene, worin Giſela zu der heiligen Jungfrau fleht, daß ihres Kindes Bruſt nicht von Mangolds Schwert durchbohrt werden möge, der Einſchaltung jener Sagen vorhergehen, nicht ihr nachfolgen.

Durch das darauf folgende Geſpräch mit Adalbert,

dem Mörder von Giſela's erſtem Gatten, wird ein ſehr tragiſcher Beſtandtheil in das Stück eingebracht, nach unſerer Anſicht aber nicht richtig behandelt. Daß zunächſt Adalbert, welcher, dem wirklichen Sachverhalt nach, den Herzog nicht mit Willen, ſondern durch Unvorſichtigkeit getödtet, um die tragiſche Wirkung zu ſteigern als abſichtlicher Mörder dargeſtellt wird, finden wir vollkommen in der Ordnung. Aber die Begründung dieſes abſichtlichen Mordes erfolgt äußerſt mangelhaft, wenn Adalbert, nachdem er ſeine übermäßige Jagdliebe geſchildert, fortfährt:

Auf ſchweißbetrieften Roſſen rannten wir
Dem Wilde nach; der Herzog hatte ſchon
Sich mit geſpannter Sehne vorgelegt,
Da gönnt' ich ihm den Hauptſchuß nicht, ich warf
Queerüber meinen Speer, der Hirſch flog hin,
Hin flog das leb'ge Pferd, am Boden lag
Der Herzog, in der Seite meinen Speer.

Man kann ſich die Unwahrſcheinlichkeit, daß ein ſonſt nicht als inhuman geſchilderter Mann um eines ſolchen Grundes willen zum Mörder werde, höchſtens etwa durch die Annahme etwas mildern, Adalbert habe nicht eigentlich tödten, ſondern nur durch Verwundung vom Schuß abhalten wollen. Damit würde denn auch der Umſtand einſtimmen, daß ihm der ſterbende Herzog, wie des Weitern zur Sprache kommt, ſogleich verzeiht und daß das Jagdgefolge keine Rache an dem Tödter nimmt. Allein auch ſo angeſehen bleibt die That immer noch eine höchſt unmotivirte, und hätte überdies in ihrer mindern Schuldhaftigkeit doch

auch durch irgend eine unmittelbare Andeutung dargeſtellt werden ſollen.

Bedeutender aber noch dünkt uns Folgendes: Nahm Uhland an, Giſela ſei urſprünglich in der That ſchuldbedrückt darüber geweſen, daß ſie nach dem Tode des erſten Gemahls ſich vom jetzigen zur Ehe hatte zwingen laſſen, eine Annahme, die wir nicht nur für die mehr zum dramatiſchen Geſammteindruck beitragende, ſondern für die dem Verlauf der Sache nach richtigere halten, ſo war es beſſer, die Kaiſerin auch jetzt noch mit dieſem Gefühl kämpfen, oder daſſelbe wenigſtens durch Adalbert, wie dieſer ausdrücklich ſich bemüht, wieder erwecken zu laſſen. Der Gedanke, daß die Mutter für die eigene Schuld durch das Unglück des Sohnes beſtraft werde, das Drängen der Schuldbewußten in den Mörder, ſeine Sünde durch Hilfe, die er dem Sohn des Gemordeten leiſte, zu ſühnen, würden die tragiſche Wirkung bedeutend geſteigert haben, und es wäre nicht nur pikanter, ſondern auch pſychologiſch beſſer begründet, wenn Adalbert nach Giſela's Abgang ſtatt:

> Was nicht des Jordans hochgeweihte Flut
> An mir gethan, das hat dies Weib vermocht

ſagen könnte: das hat „dieſe Schuldige", oder etwa „dieſe Reuige" vermocht. Nahm aber der Dichter an, Giſela's Gewiſſen habe keine Vorwürfe empfunden, ſo hätte er lieber das Beſtreben Adalberts, ſolche in ihr zu erregen, weggelaſſen, denn die hoch tönende Entrüſtung, womit Jene ihren Strafprediger zurechtweiſt, iſt in ihrer Lage etwas wohlfeilen Kaufs beigeſchafft. Worte wie

In meinem Heiligſten greifſt du mich an,
Du wirfſt mir vor, was noch kein Weib ertrug,
Du kränkſt mich da, wo auch die Löwin fühlt, ꝛc.

ſind verbrauchte Phraſen, welche der verletzten Würde des Weibes und der Mutter ſchon hundertmal auf der Bühne in den Mund gelegt wurden, und man begreift nicht recht, wie ſie ſo große Wirkung auf Adalbert hervorbringen, da ſie den von Dieſem, wenn auch allerdings in übertriebener Weiſe, vorgebrachten Vorwurf, daß die Sprechende

dem erſtgebornen Sohn
Durch ſchnöden Eid ſtiefmütterlich entſagt —

eben doch nicht völlig wegräumen. Auch hat der zweite Theil ihrer Entſchuldigung, nämlich daß ihr als wieder in die Ehe getretenen Kaiſerin eine lebendigere, ausgedehntere Wirkſamkeit des Wohlthuns zu Gebot ſtehe, als vorher in ihrem Wittwenſtande, im Mund einer mit zwei Söhnen geſegneten Mutter etwas nicht ganz Zartes; ſolche Anſicht und vollends die Aufforderung an Adalbert, er ſolle es machen wie ſie:

Mußt du nicht ſchamroth werden vor dir ſelbſt,
Daß du ſo leblos durch das Leben gehſt?

würde endlich einem Manne ziemen, ziemt aber nicht vollkommen einem Weib.

Der vierte und fünfte Aufzug, deren Ausgang man bei den geringen Hilfsmitteln, welche Wernern und Ernſt zu Gebot ſtehen, voraus ſieht, ſind ſchon deshalb — einen ſo beſcheidenen Raum an ſich ſie auch einnehmen, — zu ge-

dehnt; überdies fehlt es an genügender Handlung in denselben, so daß sie, besonders auf der Bühne, den Eindruck machen, sie sollten in Einen Akt verschmolzen sein. Vortrefflich immerhin sind beim Beginn des vierten Aufzugs die dem Werner in den Mund gelegten Worte über den in seinem Schoß schlafenden Ernst, und erschütternd wirkt, was zwischen Adalbert und dem sofort Erwachten zur Sprache kommt. Bemerkenswerth ist dabei, wie genau der Dichter volksthümlichen Ansichten Rechnung trägt, denn trotz dem das ganze übrige Stück durchwehenden Geist reiner Menschlichkeit, die von den sonst auf dem romantischen Gebiete, namentlich bei Shakespeare, noch so mächtig einwirkenden Naturgewalten frei gegeben erscheint, nimmt Jener keinen Anstand, dem Ernst den grausigen, von den niedern Volksschichten noch jetzt festgehaltenen Glauben zu leihen, wonach der Geist des Ermordeten so lange ruhlos um die Stätte, wo sein Blut vergossen worden, schweben muß, bis dasselbe durch das Blut des Mörders gesühnt worden:

Hingebeugt
Auf diesen Boden, den dein Blut getränkt,
Umfassend diesen moosbedeckten Stein,
Den in der Mitternacht dein Geist umschwebt,
Klag' ich, geliebter Vater, dir mein Loos.

Die Rede des mit seiner geschmolzenen Kriegerschaar aus Italien rückkehrenden Ritters Warin aber ist wiederum zu lang, und darin unnatürlich, daß er die Hauptsache, nämlich den Tod von Ernsts Bruder, erst so spät zur Sprache bringt, wogegen Ernsts entgegnende Worte aller-

dings von mächtiger Wirkung und in ihrer inhaltvollen Einfachheit höchst bezeichnend für den Dichter sind:

O herrlich tret' ich in mein Herzogthum!
Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.
Komm, Adalbert, mich schrecket nicht der Mord!
Folg mir, Warin, ich scheue nicht die Pest!

Die folgenden Scenen zwischen Mangold, Warmann und Werner sind zur Entwickelung des Ganzen nicht nothwendig und könnten eben so gut wegbleiben, so daß die Empfindung von einer gewissen Dürftigkeit der Handlung, die sich durch die ganze Dauer der zwei letzten Akte hinzieht, durch sie verstärkt wird, besonders bei der gemessenen, langsamen, durchaus nicht nach vorwärts drängenden Sprache, die in ihnen, wie durchschnittlich im ganzen Stück vorwaltet. Doch keine Frage, daß der in der nachfolgenden Schlacht vorkommende Tod Mangolds durch die Hoffnungen auf die Herzogswürde in Schwaben, welche Warmann hier in Jenem erregt, etwas sehr Tragisches erhält, und daß die Art, wie das Gespräch über diese Hoffnungen durch den Eintritt des dunkeln Schicksalsboten Werner unterbrochen wird, höchst dramatisch und theatralisch zugleich ist; nur sollte, um solche Wirkung völlig hervorzubringen, die vorhergehende Scene zwischen Warmann und Mangold lebhafter sein. Die darauf folgende Unterredung Werners mit Mangold dagegen hat, so reich sie an Entfaltung schöner Bilder und edler Gesinnung von Seiten des Erstern ist, für den Gang des Stückes selbst nur die Bedeutung bloßer — Worte, denn Werners Seele kennt der Leser schon vorher,

ſie tritt ihm hier in keiner neuen Erſcheinungsform entgegen, — und ebenſo weiß man zum Voraus, daß Mangold auf Werners Vorſchläge nicht eingehen wird; die mit vollem Recht berühmte und vielfach angezogene Stelle aber

Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt ꝛc.

hätte auch bei andrer Gelegenheit angebracht werden können. Die ſofort auf Falkenſtein ſpielende Scene der Rüſtung zum letzten Verzweiflungskampf — denn ein ſolcher iſt es — hat etwas ſehr Rührendes, und die Uebergebung von Adalberts Sohn an Ernſt als Verdoppelung des gleichfalls für den Herzog kämpfenden Vaters wäre ein ſinniger Gedanke, wenn hier nicht den Dichter zugleich ein Tadel träfe, den wir paſſender etwas weiter unten zur Sprache bringen. Werners Bericht vom „luſt'gen Schwank" des Grafen von Abensberg dagegen, der ohnehin nicht her gehört, macht vollends hier, wo man das Vorwärtsſchreiten und die Energie der Handlung ſchon an ſich vermißt, durchaus den Eindruck von etwas Fremdem, Abliegenden, das blos der Raumausfüllung wegen da ſteht. Andrerſeits ſollten die Gründe etwas näher angegeben ſein, warum die anweſenden Getreuen dem Herzog jetzt ſo unbedenklich in den faſt zweifelloſen Tod folgen, während er früher, auf dem Tag zu Ulm von ſeinen — im Durchſchnit damals allerdings vornehmern, für eigenes Fürſtenrecht Sorge tragenden — Genoſſen insgeſammt verlaſſen wurde, und während das kaiſerliche Regiment, gegen welches ſie jetzt ankämpfen, nirgends als ein ſie beeinträchtigendes dargeſtellt wird. So ganz nackt, ſo beinah ohne alle Begründung hingeſtellt

machen dieſe Treue für das alte Regentenhaus, dieſe Hoheit der Geſinnung, keinen genügenden Eindruck von Wirklichkeit, und mußten mir einigemal darauf hinweiſen, daß der Worte zu viel angebracht ſeien, ſo hätten wir hier umgekehrt ihrer etwas mehr gewünſcht. Nicht hinreichend ſind die wenigen hieher bezüglichen, welche Werner früher braucht, wenn er, im Vertrauen auf die opferwillige Anhänglichkeit ſeines Häufleins, hinſichtlich des blos gemietheten kaiſerlichen Heeres zu Warmann ſagt:

Mit dieſen Söldnern hab' ich kein Geſchäft;
Sie mögen thun, wofür man ſie bezahlt;

oder wenn er ſchon am Ende des zweiten Aufzugs gegen Ernſt bemerkt hat:

In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo Mancher jetzt auf ſeiner Veſte haust,
Der unter deinem Banner einſt gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß ſein,
Dorthin ſei unſer irrer Pfad gelenkt.

Im fünften Akt dauert das Geſpräch zwiſchen Ernſt, Werner, Warin und Adalbert, den einzigen Führern der herzoglichen Schaar, welche dem Leſer oder Hörer bekannt geworden, viel zu lang, da die Schlacht bereits begonnen, und ein Ueberlaſſen des Kampfs an die führerloſe Menge hier um ſo weniger am Platz iſt, als Werner ſelbſt bemerkt hat:

Die Schlacht geht friſch, die Schwerter ſteh'n im Saft.
Es kämpft ſich raſch, wo Muth die Feldmuſik,
Verzweiflung das Panier iſt.

Es ſollten nur wenige Worte gewechſelt werden, und dann gleich, nachdem Ernſt, Werner und Warin abgegangen, und der zurückbleibende Adalbert höchſtens etwa noch fünf bis ſechs, das Nachfolgende vermittelnde Verſe geſprochen, ſein Ausruf folgen:

Ha! ſind das Männer? ſind
Das Wellen, die des Schwimmers Arm zerwirft?
Durchbrochen iſt das erſte Glied!

Der nachfolgende Gang der Schlacht, wie er durch die einzelnen Bemerkungen Adalberts und ſeines kleinen Gefolges der Einbildungskraft nahe gebracht wird, iſt nicht übel geſchildert, nur die ſichtbare Vergleichung Werners mit Laokoon:

Der Werner ſtemmt ſich wie ein Mann,
Den eine Rieſenſchlang' umflochten hält,
Ihn ſelbſt und ſeine Söhne, dem ſie ſchon
Den Zahn ans Herz geſetzt hat, der ſich aufbäumt,
Und mit der letzten Spannung ſeiner Kraft
Die gräßliche Umarmung von ſich drückt —

iſt zu künſtlich und, was Uhland ſonſt ſo ſehr vermeidet, zu gelehrt. Mag Adalbert ſo etwas endlich auch in eigener Perſon mit angeſehen, oder gar den Virgil geleſen haben, ſeinen Zuhörern auf der Bühne bleibt es jedenfalls halb unverſtändlich.

Höchſt tragiſch iſt es dagegen, wenn Dieſer ſofort von Ernſt, welcher den zum Tod verwundeten Werner herbeiführt, mit den Worten um Hilfe angeſprochen wird:

Haſt du kein Kraut, das dieſe Wunden ſtillt?
O ſpar es nicht für deinen Sohn! Der iſt
Schon längſt erſchlagen. Rette meinen Freund!
Du gibſt den Vater mir, den du mir nahmſt;

und wenn nun Adalbert in ſeiner Hilfloſigkeit darauf erwidert:

Reiß mir die grauen Locken aus! Verſuch's,
Ob ſie ihm ſtopfen ſeines Blutes Qualm!

Zu einer der ſchönſten Stellen des ganzen Stückes gibt Werners Tod Anlaß, wenn Ernſt, durch Mangold aufgefordert vom unnützen Kampf zu laſſen, ruft:

Hier haſt' ich, hier iſt meines Lebens Ziel,
Hier iſt der Markſtein meiner Tage, hier
Iſt meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtſchaft, hier
Mein Wappenſchild und hier mein Herzogthum!
(Wirft Schild und Fürſtenmantel auf den todten Werner.)
Mit dieſem Mann hab' ich mein Leben lang
Geeifert und gewettet in der Treu';
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt.
Jetzt ſtürzt er in die Schlacht und ſtirbt für mich,
Nicht laſſ' ich ihm den Preis: ſterb' ich für ihn,
Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.
Halt vor!

Vortrefflich iſt auch, als ſofort nach Ernſts Tode die mit dem Kaiſer auftretende Giſela den Adalbert, mit welchem ſie früher die von uns beſprochene Unterredung gehabt, neben den Gefallenen anſichtig wird, die viel ſagende Kürze ihrer Bemerkung:

Du, der du Wächter dieſer Todten biſt,
Ich kenne dich, ſag mir, wie ſtarb mein Ernſt?

Und höchſt rührend und das ganze Stück verklärend ſind, als Adalbert ſofort mit wenigen Worten Bericht gegeben, die wiederum ſo einfachen Worte der Mutter:

O dieſen Werner, dem ich oft gezürnt,
Weil er den Sohn mir in's Verderben riß,
Ich muß ihn lieben, weil er meinen Sohn
Geliebt hat und für ihn erſchlagen iſt.

Wenn nun aber Adalbert erwidert:

Für ihn erwürgt iſt auch mein einzig Kind,
Und leb' ich ſelbſt noch, iſt's nicht meine Schuld ꝛc.

ſo gibt uns Dies zu der Bemerkung Anlaß, die ſchon bei Uebergabe von Adalberts Sohn an Ernſt im vierten Aufzug nahe lag, wir aber paſſender für den Schluß aufzuſparen glaubten. Was man auch über die Mängel vorliegenden Stückes in dramatiſcher Hinſicht ſagen mag, der in ihm ausgeſprochenen Geſinnung nach, vor Allem durch die einfache und doch ſo mächtig an's Herz ſprechende Feier der, auf den Brettern ſonſt ſo ſelten verherrlichten, Freundestreue, gehört es zu den werthvollſten Schätzen der deutſchen Schaubühne. Jene Verherrlichung aber leidet an einem weſentlichen Mangel, und hierin liegt, nach unſrer Empfindung, neben der nicht ſehr dramatiſchen Behandlung, die Hauptſchwäche des Stückes. Die Treue zweier Freunde gegen einander, blos an ſich, wenn ſie auch bis zum Tod geht, und denſelben herbeiführt, iſt noch nicht hinreichend

zur Ausfüllung einer Tragödie, einer Dichtung, die hier von Uhland in ihrer mächtigen Bedeutung faſt etwas unterſchätzt worden zu ſein ſcheint. So lange die beiden Helden blos einander treu ſind und für einander ſterben, erhebt ſich der Stoff noch nicht über das Gebiet der Ballade, für welches Uhlands Seele eigentlich geſchaffen war. Soll er ſich bis zur Dignität der Tragödie ſteigern, und ſoll es insbeſondere gerechtfertigt erſcheinen, daß nicht nur die zwei Freunde ſelbſt für einander in den Tod gehen, ſondern daß ſich dieſem Freundſchaftsbund auch Andre, wie z. B. jener Sohn Adalberts, freudig zum Opfer bringen, ſo muß dem Bündniß ein großer Gegenſtand unterliegen, muß die Verwirklichung irgend einer ſittlichen Idee durch es gerettet werden, oder mit ihm untergehen. Der Gedanke aber, für welchen Werner, und ſomit, halb willenlos, auch Ernſt fallen, iſt, wie ſchon geſagt, wenn nicht geradezu ein ſelbſtſüchtiger, mindeſtens das nur träumeriſch wie ein ſittliches Recht herausgeputzte Phantom ungebundener Freiheit, bei deren Einhaltung kein Staat auf die Dauer zu beſtehen vermag, vielmehr wie das alte Polen zu Grund gehen muß; — ein Gedanke, ſagen wir, der, wenn er auch glücklicherweiſe in Deutſchland nie zu demjenigen Grade der Wirklichkeit ausgebildet ward, wie in jenem ſlaviſchen Wahlreich, der lebenskräftigen Entwicklung der deutſchen Nation doch unſäglichen und unerſetzbaren Schaden gethan hat!

Das zweite von den beiden zur Vollendung gekommenen Bühnenſtücken Uhlands, Ludwig der Baier, ging als Stoff nicht aus des Dichters eigener Wahl hervor, ſondern ward durch den Preis veranlaßt, welchen die Hoftheater-

Intendanz zu München für ein aus der bairiſchen Geſchichte genommenes Schauſpiel ausgeſetzt hatte, und ſo ſcheint es denn auch vom Verfaſſer mit weit weniger Herzensantheil entworfen zu ſein, als Herzog Ernſt. Jedenfalls iſt es ein Hauptgebrechen des Stückes, daß die beiden Hauptperſonen, Ludwig und Friedrich, die Theilnahme des Leſers nur in ſehr mäßigem Grad erregen, weil ſie nicht eigentlich einen moraliſchen Kampf mit ſich ſelbſt und mit dem Gegner, ſondern nur den äußerlichen der Waffen gegen einander führen. Friedrich macht hievon zwar eine Ausnahme, aber erſt im fünften Aufzug, wo es zu ſpät iſt, unſer Intereſſe noch in vollem Sinn zu gewinnen. Gleich am Anfang, als Ludwig die Nachricht erhält, die Wahl zum König der Deutſchen ſei auf ihn gefallen, weist er dieſelbe höchſt ruhig mit den Worten ab:

Laßt ab von mir!
Laßt mich genießen meiner Arbeit Frucht,
Laßt mich in meinem Kreiſe Segen bau'n,
Um meines Volkes Liebe laßt mich werben!
Die Königskrone gönn' ich Andern gern —

eine Denkart, die eher in den Mund jenes Landmannes paſſen würde, welcher in Uhlands Verſunkener Krone neben dem dieſelbe bergenden Teich ſeine Senſe dengelt, als in den Mund eines Fürſten, welcher die dramatiſche Beſtimmung hat, gleich nachher einen blutigen Kampf um den ihm übertragenen Thron zu führen. Ja Ludwig ſelbſt weist auf ſeinen Gegner als den zur Königswürde Tauglicheren hin:

Glaubt mir, nicht mein Verdienſt iſt, was man ſucht.
Weil Luxemburg die Oeſterreicher fürchtet,
So ſendet man nach mir. Sie irren ſich,
Wenn ſie für Friedrichs Feind mich halten. Nein!
Ich haſſ' ihn nicht, ob ich ihn gleich bekämpft.
Ruft ihn zum Throne! Viele ſind ihm hold,
Denn er iſt bieder, tapfer, mächtig, reich,
Und Keiner huldigt freud'ger ihm als ich.

Indeſſen würden weder dieſe Hinweiſung, noch die Ablehnung an ſich dem Geſammteindruck ſchaden, ja ſie könnten ſogar ein ſehr ſinnig gewähltes Mittel ſein, denſelben zu ſteigern, wenn dem anfangs ſolch weiſe Mäßigung Darlegenden erſt mit dem Beſitz des Thrones auch die eiferſüchtige Freude an demſelben käme. Aber ſo verhält ſich die Sache nicht. Ludwig trägt die Krone immer nur wie eine Würde, deren Verzicht die äußere Ehre, die Pflicht für's Vaterland nicht zulaſſen, aber keineswegs wie etwas, zu dem er durch das eigne Herz hingezogen wird. Er ſagt vor Frankfurt zu Friedrich:

Iſt denn die Krone nur das volle Glück?
O welches Heil bringt mir die Königswahl!
Seit dieſen Morgen erſt gewählt, ſeh' ich
Den eignen Bruder und den liebſten Freund
Mir, feindlich grollend, gegenüberſteh'n.

Noch ſtärker drückt er ſich nach dem über Friedrich errungenen Sieg und der Gefangennahme deſſelben gegen den Grafen von Zollern aus, zugleich zeigend, wie wenig ihn dieſer Sieg in Wahrheit helfe, und wie es ſomit eigentlich beſſer wäre, wenn der Anlaß, der zu ſolch traurigem Triumph geführt, weggeräumt werden könnte:

Ja, wiſſ' es, ſeit der unglückſel'gen Stunde,
Da du in meine Halle tratſt und mich
Zum Thron beriefeſt, iſt kein froher Tag
Mir noch geworden, und des Sieges ſelbſt,
Des heiß erkämpften, hatt' ich nicht Gewinn.
. . . . . .
Und der Gefangene, was hilft er mir?
Er iſt mir was dem Geizigen ſein Schatz,
Ein freudenlos gefährlicher Beſitz,
Des Tages Sorge und die Qual der Nacht.
O Zollern, Gutes kam mir ſtets von dir,
Nur damals nicht, als du die Königskrone
Mir auflubſt. O! wie oft ſchon ſann ich nach,
Mich zu entlaſten des unſel'gen Schmucks!
Ausbieten möcht' ich ſie der Welt und rufen:
Will Einer friedlos ſein, der nehme hin!"

Eher den Friedrich treibt der eigne Wunſch nach der Krone, oder vielmehr es wird ihm von der ſchönen, ihm erſt kürzlich anvermählten Iſabella geſagt, daß ihn dieſer Wunſch belebe.

Kann ich es ruhig ſeh'n,
Wie du, für Andres lebend mich vergiffeſt?
Das wache Träumen, den zerriſſnen Schlaf,
Die Ungeduld, das haſtige Erglüh'n,
Und was man ſonſt der Liebe Zeichen nennt,
Find' ich an dir, und du verhehlſt mir nicht,
Daß ganz dein Herz nun an der Krone hängt —

worauf er, überhaupt die romantiſchere Figur unter den beiden Gegnern, die ritterliche Antwort gibt:

Es zieh'n die Ritter nach Turnieren aus.
Und tummeln ſich im raſchen Lanzenſpiel,
Damit ſie den erkämpften Siegesdank
In der Geliebten Schoße niederlegen:
So ring' ich nach der Krone, daß ich dir
Sie reiche, deiner Schönheit würd'gen Schmuck.
. . . . . .

Allein ſo recht bringt er uns dann im weitern Verlauf doch nicht zur Anſchauung, daß jener ihm von Iſabellen gemachte liebevolle Vorwurf auch wirklich begründet ſei. Als ſein heißer Bruder Leopold ihn beſtürmt, in der von Ludwig vorgeſchlagenen Unterredung an dem Recht auf die Königswürde feſtzuhalten, erwidert er, weit weniger leidenſchaftlich als Jener, nur kurz:

Glaub' nicht, ich gehe hin, zu huldigen!
Viel Andres iſt's, was mir im Sinne ſteht.
Nachgiebig war mir Ludwig ſtets bekannt;
Vielleicht, daß meine Gegenwart auch hier
Das Unerwartete bewirkt. Wohlan!
Wir reiten unverweilt.

Und als ihm ſpäter, nach ſeiner Gefangennehmung, Ludwig die Freiheit unter der Bedingung anbietet, auf die Krone zu verzichten, thut er Dies ohne ihn recht am Herzen zerrenden Schmerz:

Ob eurer Gründe ſiegendes Gewicht,
Ob der geheime Zauber dieſer Nacht
Mein widerſtrebendes Gemüth bezwang,
Ich muß mich unterwerfen, nehmt mein Wort.

Nur die letzten Worte, die er in genannter Beziehung am Schluß des vierten Aufzugs ſpricht, zeugen von einem wirklichen Sturm in ſeiner Seele, verfehlen aber, weil ſie mit dem frühern Benehmen nicht recht übereinſtimmen, einigermaßen ihres Eindrucks:

Herabzuſteigen von der Wünſche Gipfel,
Des Lebens höchſtem Ziele zu entſagen,
Und wie ein Aar gebrochnen Fittiges
Zum Himmel aufzublicken, o! es iſt
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne. — Kommt, ich bin bereit.

Im fünften Aufzug tritt dann der Kampf des geheimen Herzenswunſches mit der Pflicht der Ehre und der Manneswürde auf wahrhaft ergreifende Weiſe in ihm hervor. Hier wird ſeine Geſinnung entſchieden hoheitvoll, und die volle erſte Hälfte dieſes Aktes — das Drängen Leopolds, (der weit mit dem meiſten dramatiſchen Mark erfüllten Geſtalt des Stückes,) das rührende Flehen der unglücklichen, vor Weinen blind gewordenen Iſabella, das Drohen des päpſtlichen Legaten, Friedrich werde im Fall einer Rückkehr zu Ludwig mit dem Kirchenbann, der auf Dieſem ſelbſt bereits laſte, ebenfalls belegt werden — Alles hebt das Stück hier auf die wahrhaft tragiſche Höhe. Aber, wie geſagt, dieſe Auftritte kommen zu ſpät, um auf den bisher etwas nüchternen, jedenfalls zu äußerlichen Verlauf des Stückes einen eigentlich verklärenden Rückglanz werfen zu können. Was endlich den Ausgang betrifft, ſo verliert eine hochherzige Handlung natürlich ungemein an ihrem ſittlichen Adel, ſobald ſie

eben ſo gut als bloßes Ergebniß der Klugheit, ja der Berechnung eigenen Vortheils, erklärt werden kann, und die von beiden Thronbewerbern zuletzt getroffene Auskunft würde ſomit ſchon dadurch, wenigſtens was den Ludwig betrifft, in der poetiſchen Wirkſamkeit bedeutend geſchwächt, denn der Dichter ſelbſt weist uns in den vorhin angezogenen Stellen recht gefliſſentlich darauf hin, daß Jener ſchon um ſeines eigenen Beſten willen ſo handeln ſollte, wie er zuletzt in der That handelt. Es iſt dem Verfaſſer hier, im Widerſpruch mit dem Intereſſe des Kothurns, zu viel darum zu thun, die Handlung der beiden Nebenbuhler, oder wenigſtens diejenige Ludwigs, in ihrer wirklich pſychologiſchen Bedeutung vor uns zu bringen, wie Dies eher in einen Roman gehören würde. Vollends aber die Uebereinkunft beider Fürſten mit einander, ohne Beiſein der Vertreter der Nation, in einem zeugenloſen Zimmer des münchener Schloſſes, Friedrichs Hervorholen der unterm Mantel mitgebrachten Krone u. ſ. w. hat etwas, was nicht mehr einen heroiſchen, ſondern blos einen Privat-Karakter trägt! Der Eindruck des Stückes im Ganzen und Großen iſt ſomit weit eher derjenige eines mit Plackereien aller Art verbundenen, ſelbſt perſönliche Haft nicht ausſchließenden Prozeſſes, den zwei Privatleute ſo lange mit einander führen, bis ſie endlich auf den vernünftigen Gedanken eines Beide befriedigenden Vergleiches kommen, als daß das gewaltige Bild eines durch gegenſeitige Großmuth geſchlichteten blutigen Kampfs um die höchſte Herrſcherwürde der Chriſtenheit ſich vor dem Zuſchauer abrollte.

Wir glauben uns auf weitere umſtändliche Bemängelung des Werks eines hoch begabten Dichters nicht einlaſſen

zu ſollen, wie z. B. auf die gleich anfangs vom Verfaſſer ſelbſt discreditirte, und doch ſpäter zu einer beabſichtigten pathetiſchen Wirkung verwendete Geſtalt des fahrenden Schülers Albert, der zwiſchen Zauberer und Gaukler unbeſtimmt in der Mitte ſchwebt. Wie ferner auf die viel zu lange Dauer der Schlacht — eine Vorkommenheit, welche, in einem Drama immer möglichſt kurz gehalten ſein ſollte — und der Vorbereitungen zu der Schlacht, welche mit einander den ganzen dritten Aufzug einnehmend, nirgends den eigentlichen Kern der Handlung, ſondern nur den äußerlichen Kampf berühren. Wie des Weitern auf die Scene, in welcher der gefangene Friedrich die ihm gebotene Möglichkeit zur Flucht von ſich weiſt, ein Auftritt, der nothwendig auch in Beziehung auf den Eingekerkerten ſelbſt in der beabſichtigten Wirkung geſchwächt werden muß, weil der Leſer oder Zuſchauer nicht weiß, wie er mit den Zauberkräften, über welche der angebliche Befreier zu gebieten ſcheint, daran iſt; wie endlich auf die ſo oft als mitwirkende Faktoren angeführten Sterne, während uns doch kein eigentlicher Glaube an dieſe Mitwirkung angemuthet, ſondern Jedem ſein Urtheil hierüber gleichſam zur beliebigen Verfügung anheimgeſtellt wird, u. ſ. w.

Eigenthümlich iſt, daß wenn ſchon im Herzog Ernſt Graf Werner mehrmals beinahe zur Hauptperſon wird, auch hier wieder zwei Perſonen zweiten Ranges, nämlich Leopold und Iſabella, jedenfalls der Erſtere, das Intereſſe faſt mehr in Anſpruch nehmen, als die beiden Hauptrollen, aus welchem Umſtande eben ſo gut, als aus dem Mangel an raſchem Gang u. ſ. w., geſchloſſen werden

dürfte, daß dem Dichter vornherein die eigentliche dramatiſche Phantaſie einigermaßen gefehlt habe. Uebrigens ſind auch Leopolds Reden mehrmals etwas zu lang, und erzählen zu viel. — Daß unter den beiden Hauptperſonen Friedrich Derjenige iſt, welcher die größere Theilnahme erregt, und das Stück ſonach eigentlich „Friedrich von Oeſterreich", oder mindeſtens „Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſterreich" heißen ſollte, möchten wir als keinen Tadel hervorheben, denn der Wirklichkeit nach war eben Friedrich in der That, wenn nicht die bedeutendere, doch die poetiſchere Perſönlichkeit, und daß Ludwig der Baier allein auf dem Titel ſteht, dürfte lediglich in der Faſſung der untergelegenen Preisaufgabe ſeinen Grund haben.

Im Gegenſatz mit unſrer Anſicht über das Stück im Allgemeinen ſtellen wir durchaus nicht in Abrede, daß, ſelbſt außer der im Ganzen ſehr gelungenen erſten Hälfte des fünften Aufzugs, noch manche andre Scenen, z. B. diejenigen, wo das Volkselement hervortritt, vor Allem die Lagerſcene zwiſchen Thomas und Steffen, durch ihren innern Werth, andre, wie z. B. der Ritterſchlag der weiß gekleideten Knappen vor der Schlacht, durch den Bühneneffekt, welchen ſie, geſchickt angebracht, vielleicht machen können, wieder andre dadurch, daß man eine vom Dichter ſelbſt nicht beabſichtigte Anſpielung auf jetzige Verhältniſſe Deutſchlands hineinlegt, auf den Brettern großen Eindruck hervorzubringen im Stande ſein würden.

Die Sprache, worin dieſes Stück gehalten, iſt, wenn auch noch keineswegs durchgängig ſo raſch beflügelt, als für ein Drama eigentlich zu wünſchen wäre, doch weit flüſ-

ſiger, als im Herzog Ernſt, und namentlich kommt die weibliche Endung der Verſe häufiger vor, als in jenem Stück, was anzudeuten ſcheint, daß der Dichter den Nachtheil, den er ſich dort durch jene übermäßige Strenge des Klangs zugefügt, ſelbſt eingeſehen habe.

Auffallend erinnert Uhland, um mit einer in ein andres Gebiet der Kunſt hinüber greifenden Vergleichung zu ſchließen, in der abſichtlichen Beſchränkung der eigenen Mittel, die er ſich in erſterm Trauerſpiel ſowohl hinſichtlich des Verſes blos an ſich, als der höhern Faktoren der Darſtellung, wie des dramatiſchen Pathos u. ſ. w. aufgelegt, an ſeinen berühmten Landsmann, den Maler Eberhard Wächter, welcher, auch im Leben manche Gemüthsverwandtſchaft mit Jenem zeigend, in den Schöpfungen ſeines Pinſels nicht nur die verwerflichen Effektmittel verſchmähte, ſondern häufig ſogar richtigen Forderungen einer künſtleriſch wirkſamen, lebensvollen Darſtellung, in ſich ſelbſt mißverſtehendem Streben nach antiker Schlichtheit, Größe, Gedrängtheit keine Rechnung trug. — In Ludwig der Baier läßt jene Strenge Uhlands fühlbar nach. Die Darſtellung iſt bewegter, farbenſuchender, volksmäßiger; aber die Gabe auf dieſem Weg dramatiſch zu wirken, ging dem Dichter faſt noch mehr ab, als auf jenem an die Antike gemahnenden, daher, wenn er überhaupt das Drama mit in den Bereich ſeiner Schöpfungen ziehen wollte, Stoffe aus der Urzeit der Menſchen vielleicht noch die geeignetſten für ihn geweſen ſein würden, wie wir hierauf ſchon weiter vorne (S. 72) hingewieſen haben.

Uhland hatte für das Leiden, welches dem äußern Anlaß nach beim Begräbniß Juſtinus Kerners entſtanden, anfangs leiſe, bald aber fühlbarer vorgeſchritten war, im Laufe des Sommers 1862 in dem am untern Neckar gelegenen Soolbad von Jartfeld Linderung geſucht, in deſſen Nähe ſein an Kindesſtatt angenommener Pflegſohn, Dr. Steudel, ſeit Kurzem als Arzt angeſtellt iſt, und er ſomit auf die liebevollſte Berathung und Wartung rechnen konnte. Allein die Hoffnung auf Hülfe erfüllte ſich nicht. Mit geſunkenen Kräften kehrte er nach Hauſe zurück; es bildete ſich mehr und mehr eine Gehirnaffektion, die das Bewußtſein trübte; Athmungshemmniſſe, die auf eine Waſſerſucht deuteten, führten zu langen, zuletzt ſehr ſchmerzvollen Leiden. Als Profeſſor J. G. Fiſcher im Oktober aus Veranlaſſung der Schillerſtiftung in Weimar war, hatte ſich der Großherzog bei ihm aufs Angelegenſte nach dem Kranken erkundigt, und ihm wiederholt aufgetragen, demſelben ſeine innigſte Theilnahme, die wärmſten Wünſche für Wiedergeneſung zu wiſſen zu thun, aber Jener empfing den freundlichen Gruß nur noch mit halber Beſinnung, obwohl mitunter wieder Stunden eintraten, wo er vollkommen bei ſich und ſogar in einer Stimmung war, in welcher er ſich an ihm mitgetheilten pikanten Begebenheiten oder Scherzen kindlich erfreute, wie wir hievon ein Beiſpiel auf S. 364 beigebracht.

Nachdem er noch in den letzten Tagen die von den Angehörigen in ſeiner Gegenwart geäußerte Beſorgniß, ſein Bewußtſein dürfte nicht mehr klar genug zum Empfang des ihm etwa zu reichenden Abendmahls ſein, mit einem freien,

lauten „Rein“ beſchwichtigt und in deſſen Folge die heilige Feier ſtattgefunden hatte, ſtarb er am 14. November 1862, und zwei Tage ſpäter, an einem Sonntag, ſenkten ſich an der Spitze eines endloſen, aus allen Theilen des Landes herbeigeſtrömten Leichenzuges die Fahnen von ſechzehn ſchwäbiſchen Liederkränzen vor dem offenen Grab eines Dichters, der, wie ein norddeutſches Blatt ſich ſehr richtig ausgedrückt hat, wenn er nicht unbedingt zu den Erſten zu zählen iſt, „doch einen Ruhm errang, um welchen nur die Erſten ihn nicht zu beneiden hatten.“ Ein eigener Extrazug der Eiſenbahn hatte blos von Stuttgart und den etwa der Bahn anliegenden Orten mehr als achthundert Theilnehmer gebracht, eine nicht minder bedeutende Zahl war mit den gewöhnlichen Zügen von dorther und aus andern Gegenden gekommen, und als Nachmittags um 3 Uhr das lange Leichengefolge von dem wohlbekannten Trauerhaus an der Neckarbrücke, ſich, um den gehörigen Raum zur Entwickelung zu finden, auf großen Umwegen nach dem entfernten Friedhof bewegte, fehlten kaum Ein Stand, kaum Ein geſellſchaftlicher Verein, der nicht als Körperſchaft, oder wenigſtens durch zahlreiche einzelne Mitglieder, vertreten geweſen wäre: — die Studierenden mit den Abzeichen ihrer verſchiedenen Verbindungen; die Liederkränze aus allen Gegenden des Landes mit ihren, zum Theil prachtvollen, Fahnen und Standarten; die Lehrer der Hochſchule, von denen der Rektor, die ſechs Dekane und eine Abordnung der philoſophiſchen Fakultät, zu welcher der Verſtorbene während ſeiner Amtsdauer gehört hatte, in ihren maleriſchen Amtstalaren und Baretten erſchienen; die Mitglieder der gegenwärtigen und der frühern Ab-

geordnetenkammern, soweit dieselben im Augenblick der Vertagung zu versammeln waren, angeführt von dem greisen Präsidenten Römer; der tübinger Gerichtshof; mehrere Mitglieder der stuttgarter Hofbühne; eine Deputation des stuttgarter Gymnasiums; die Staats- und Gemeindebeamten der Stadt Tübingen; die dortige Feuerwehr, der Turnverein, die Schulen, endlich die übrige Bürgerschaft und wer sonst als Einzelner Theil nahm. — Nur die Regierung als solche war nicht repräsentirt.

Am Grabe sprachen, außer dem Geistlichen (Dekan Georgii), der Stadtschultheiß von Stuttgart, Oberjustizrath Sick, dessen Gemeinde Uhland bekanntlich zweimal im Hause der Abgeordneten vertreten hatte, und sodann als Dichter zuvörderst der sechsundsiebzigjährige Karl Mayer, alle Augen auf sich ziehend, als er mit vor innerer Bewegung wankender Stimme Verse vortrug, die gerade deßhalb um so tiefer empfunden erschienen, als der Schmerz nur zu deren kunstlosem Hinwurf die Macht gelassen. Sie waren eine Silberlocke des Greises, zur Antwort auf den Sarg Dessen gelegt, der einst als Jüngling dem Jünglinge zugerufen:

So übet auch die Liebe tief und leise
Im Reich der Geister ihre Wundermacht;
Sie zieht unsichtbar ihre Zauberkreise
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weise
Verwandte Chöre in der Geister Schacht*.

* Vgl. das Gedicht An K. M. (Karl Mayer) in der Uhland'schen Sammlung.

Nach ihm gaben Ludwig Seeger und J. G. Fiſcher Trauergedichte, welche bereits bekannt, ja in fremde Sprachen übertragen worden ſind, und als Letzterer das ſeinige mit der Strophe ſchloß:

Endlich, wann du erſcheinſt, du Geiſt der Zukunft,
Suchſt du unter den Namen, die für Deutſchlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen ſtritten,
Und du wirſt rufen: Ludwig Uhland.

da war es wie ein die deutſche Nation vertretendes Zeichen, daß das Echo laut und markig, und in ſeiner vollendeten Deutlichkeit um ſo überraſchender, als es von einem ziemlich weit entfernten, außerhalb des Friedhofs ſtehenden Gebäude zurückgeworfen ward, wiederholte: Ludwig Uhland!

Berichtigungen.

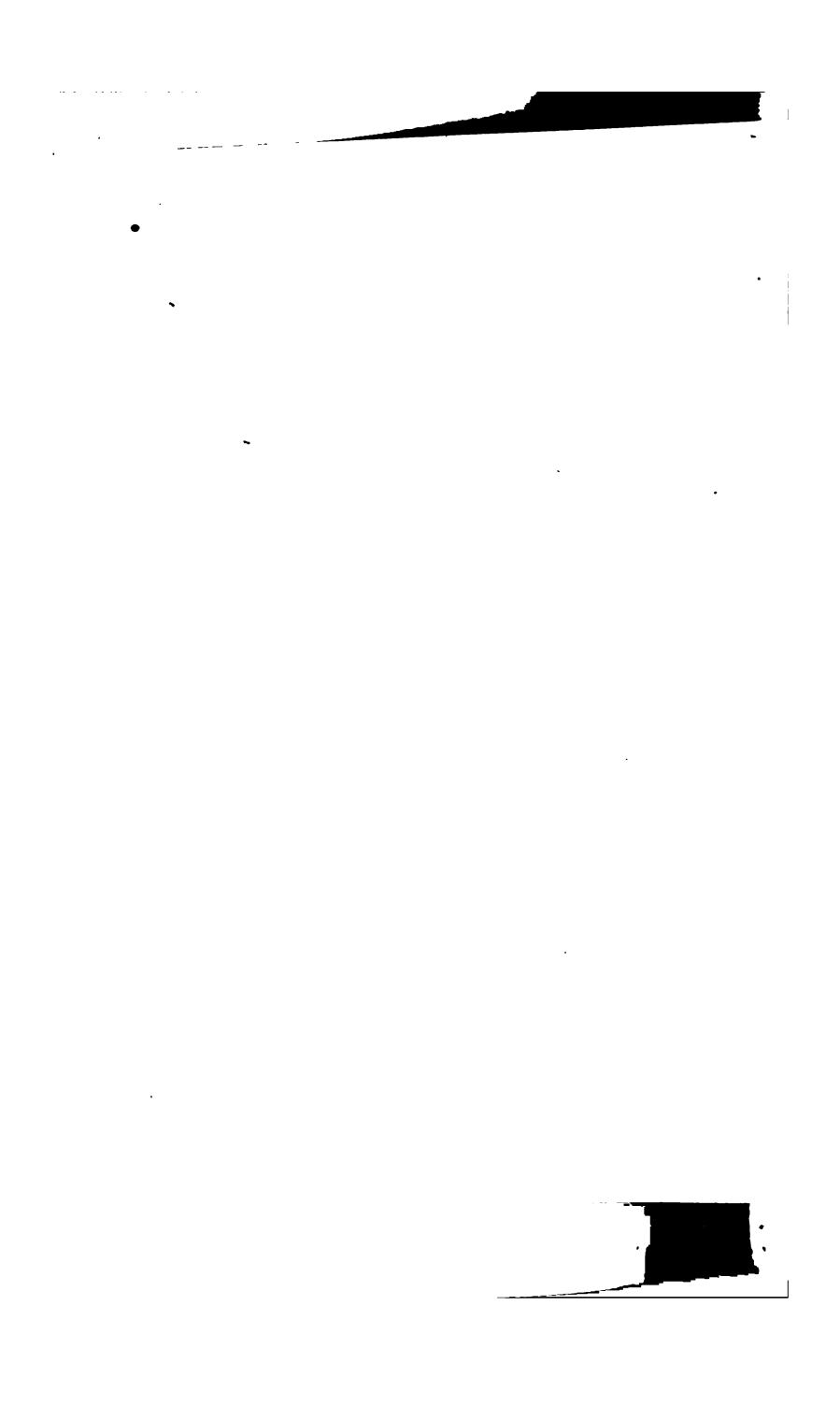
S. 52, Z. 4 v. u. l. ungeborner ſt. neugeborner.
S. 242, Z. 10 v. u. l. Fallati ſt. Fallat.

CORPUS CHRISTI COLLEGE,
OXFORD.
TEL. 2622.

8.10.34

Dear Sir

We are moving our Undergraduates' Library to new quarters, and in the course of the transfer have found the book* sent herewith, which appears to belong to you. There was no clue to suggest how long it had been here or who brought it.

Yours truly
A. B. Milne

* Notter. Ludwig Uhland. Lost by Mr Gilchrist, of C.C.C. 1933.